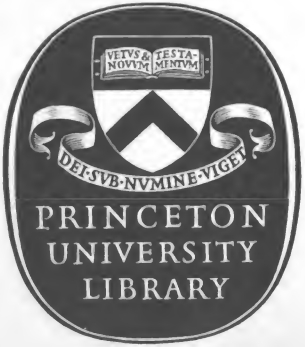
Mein himmelreich

Peter Rosegger

Digitized by Google


VETVS &
NOVVM
TESTA-
MENTVM
DEI·SVB·NVMINE·VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY

Mein Himmelreich.

Digitized by Google

Mein Himmelreich.

Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen
aus dem religiösen Leben

von

Peter Rosegger.

Fünftes Tausend.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1901

Digitized by Google

(RECAP)

3484
3
.361

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

In einer religiös aufgeregten Zeit erscheint dieses Buch. Es schaukelt gleichsam wie ein Schifflein auf dem Meere zwischen der Flut himmlischer Anziehungskraft und der Ebbe irdischer Schwerkraft. Es entstand allmählich, unter verschiedenen Lebensaltern, Erfahrungen und Stimmungen. Und doch wird es im Ganzen getragen sein von einer einheitlichen Weltanschauung, die — harter Lebensschule entkeimend — kaum eine andere Tendenz kennt, als die des Gottesfriedens in der Menschheit.

Wenn in dem vorliegenden Buche ein gewisser Wert gefunden werden sollte, so liegt derselbe wohl nicht in einer litterarischen Kunst, oder in einem „wissenschaftlich abgeklärten Geiste", vielmehr in dem unbefangenen freimütigen Bekenntnisse, wie im Gemüte eines an Himmel-Heimweh leidenden Weltkindes die ewigen Dinge und ihr irdischer Abglanz sich wiederspiegeln.

Der Verfasser.

09-04-14 1452642

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Ich glaube	1
Vom Manne der frohen Botschaft	92
Die letzte Rast	110
Das ewige Leben	125
Christ auf der Haide	139
Unsere liebe Frau	182
Die heilige Weihnachtszeit	201
Ostern	215
Pfingsten	227
Sonntag	238
Die Ohrenbeichte	247
Kirchenmusik auf dem Dorfe	261
Das Gebet im Landvolke	266
Religionsfrevel im Landvolke	277
Los von Rom?	286
Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke	295
Folgen einer Konfiskation	307
Über das Bibellesen	318
Der Wanwan	331
Gedanken in schlaflosen Nächten	341
Demut	352
Auf halbem Wege	361
Ein Gotteslengner	375
Herr, wir gehen zu Grunde!	383
Es kann dir nichts geschehen	395

Digitized by Google

Ich glaube.

Erlebnisse und Bekenntnisse.

Zur Einleitung.

Ich glaube! Das war das erste, was ich sagte auf dieser Erden. Aber ich sagte es zu einer Zeit, da ich noch nicht sprechen konnte, und zu einer Zeit, da ich noch nicht glauben konnte — als neugeborenes Kind. Ich habe damals ein schweres Gelöbnis darauf abgelegt, dem Teufel zu widersagen und Gott den allmächtigen Schöpfer und Erlöser zu glauben. Auf dieses Gelöbnis hin habe ich die Taufe empfangen und bin Christ geworden.

Ist das auch ein Rechtsvertrag? Ich frage es den Juristen, der zu Rechtssachen persönliches Jawort und Unterschrift verlangt, ich frage es den Moralisten, der bei allen Thaten des Menschen, den guten und den bösen, Bewußtsein und freien Willen voraussetzt — ich frage: Ist das ein Rechtsvertrag, den die Kirche mit dem unvernünftigen Kinde schließt? — Nein, was damals meinerstatt vom Paten gesprochen worden, das halte ich nicht für bindend. Weil damals in meinem Namen versichert wurde: Ich glaube, darum allein würde ich noch nicht glauben; weil damals in meinem Namen Aufnahme in das Christentum begehrt und dieselbe gewährt worden ist, deshalb allein würde ich noch kein Christ sein, denn ich weiß nichts davon, mit meinem Willen ist es nicht geschehen und mit dem

Digitized by Google

Erwachen der Vernunft war ich frei, Begreifliches begriff ich, Unbegreifliches konnte ich glauben oder auch nicht.

Und doch glaube ich. Und doch muß ich glauben. Denn im Grunde hat auch der vernünftige, der „freie" Mensch nicht die Wahl, ob er glauben will oder nicht. Entweder er weiß etwas, dann fällt das Glauben daran von selbst weg, oder er glaubt etwas oder glaubt es nicht — ganz unwillkürlich. Ich will es glauben, heißt so viel, als ich *muß* es glauben; ich glaube es nicht, besagt: ich *kann* es nicht glauben. Wenn es so viele Menschen giebt, die sich absichtlich dem Glauben verschließen, die aus irgend einem Grunde nicht glauben *wollen*, sei es, weil ihnen nach einer modernen Auffassung das Glauben altmodisch, einfältig oder gar unsittlich vorkommt — so täuschen sich diese, insoferne sie das Glauben oder Nichtglauben vom eigenen Willen abhängig zu machen wähnen. Sie *können* nicht glauben. Könnten sie, so würden sie es auch. Das Gebot: du sollst glauben! ist mir immer brutal und ungerecht vorgekommen, hingegen habe ich jene Auffassung der Kirche verstanden, die im Glauben eine Gnade Gottes sieht. Der Glaube ist eine Gnade, dem einen ist sie gegeben, dem anderen vorenthalten, gleichwie der Mensch von Natur aus optimistisch oder skeptisch veranlagt ist. Das ist dann gerade manchmal bei den Besten ein Suchen, Ringen, Zweifeln und Verzagen, ein Durst nach Herzensseligkeit, und keine Möglichkeit, sie zu erlangen. So steht es in der Gegenwart, wo alle nur möglichen Begriffe und Vorstellungen auf einen Menschen einstürmen, und wo er mit denselben je nach Naturanlage und Zufall selbst fertig zu werden hat. Anders in alten Zeiten, wo die ganze

Digitized by Google

menschliche Gedanken- und Vorstellungswelt so enge begrenzt, so ganz für das Glauben an Überirdisches eingerichtet erschien, daß das Glauben fast von sich selbst da war, daß es gleichsam schon auf den Menschen wartete, als er zur Welt kam, daß es ihn in Empfang nahm, daß seine Gläubigkeit auch nach dem Erwachen der Vernunft sicher vorauszusehen war. Da konnte es freilich der Pate leicht für den Täufling sagen und versprechen: Ich glaube! und die Kirche hatte Grund, auf dieses Versprechen zu bauen und den jungen Gläubigen für alle Zukunft in ihre Gemeinschaft aufzunehmen.

Eine solche enggeschlossene, einheitliche Welt des Glaubens hatte ich noch vorgefunden bei dem Aufwachen meiner Vernunft. Und hätte ich nichts desgleichen vorgefunden, keine Kirche, keine Kanzel, keinen Altar, keine fromme Mutter und keinen zu Gott weisenden Vater, so meine ich doch, daß ich meiner ganzen Natur nach glauben hätte müssen. Meiner Natur nach. Ich kann das natürlich nicht behaupten, aber ich vermute, daß z. B. die Blume, der Sturm, der Sternenhimmel, die Gebirgswelt, das Meer, die ganze Wesenheit der Welt allmählich so eindringlich zu mir gesprochen hätten: Ein Gott, ein ewiges Leben! bis ich nichts anderes hätte denken können als: Ein Gott, ein ewiges Leben! — Die Welt hätte mir nur gleich faßbar und begreiflich entgegenstehen müssen, wie der einfachste Mechanismus, ich hätte sie nur gleich hinten und vorne und in ihrem ganzen Kerne klar verstehen müssen, ich hätte mich selbst, mein Entstehen und mein Hingehen ganz unbestreitbar sehen und kennen müssen, dann freilich, dann wäre das absolute Wissen dagewesen und der Glaube

Digitized by Google

hätte nichts zu thun gehabt. Weil jedoch das Kennen und Begreifen nicht vorhanden war, nicht vorhanden ist und trotz aller Weltweisen nie vorhanden sein wird, weil wir fürchten und hoffen, darum stand für das optimistische Weltkind unabweislich der Glaube da. Und also ist mein erstes Wort und Gelöbnis, obschon es ohne mein Wissen geleistet worden, doch zu Ehren gekommen. Ich glaube.

Der Wissensfanatiker tritt mich zornig an: „Gott und Unsterblichkeit, so beweise mir's, Thor!"

Ich kann sehr ruhig antworten: „Beweise du mir das Gegenteil." Den Thoren brauche ich ihm nicht zurückzuschimpfen, weil ich ja die Einsicht habe, daß er so denkt, wie er eben kann, und daß er in seiner Art ja auch ein Gläubiger ist. Denn er glaubt, daß es keinen Gott und keine Unsterblichkeit giebt. Und dann darf ich den Mann wohl gleich verabschieden, denn ich könnte ihn auf dem Pfade, den ich zu wandeln gedenke, nicht brauchen, und er mich auch nicht auf dem seinen. Ich entlasse ihn als einen Gläubigen im obigen Sinne und gebe ihm, wenn er sonst guten Willens ist, meine Achtung mit.

Weiter sollen meine vorstehenden Betrachtungen keine Streitschrift sein, sondern vielmehr ein bescheidenes Bekennen meines inneren Lebens, an dem ich kein Verdienst, doch manche Schuld habe. Dieses innere Leben mit seiner Seligkeit und seinen Qualen, mit seiner sanften Wehmut und seinen Widersprüchen, ich will es enthüllen. Ob es Wahrheit ist, was ich sage, das weiß ich nicht, aber Wahrhaftigkeit soll es sein; nach meinem Gewissen und nach meinem Erkennen will ich meine Wesenheit offenbaren. Nicht ich

Digitized by Google

selbst habe mich hingestellt dort, wo ich stehe. Übrigens ist es im Grunde kein so übler Standpunkt. Man blickt von demselben über unsere Materie und über unseren Tag hinaus, man knüpft auf demselben Beziehungen an mit den Himmlischen. Ob mich die himmlischen Vorstellungen besser machen, ich weiß es nicht, aber glücklicher machen sie mich, als jede andere Geisteswelt es vermag. Ich habe zu verzichten auf das Lob, ein Mann zu sein, der in die Welt taugt, der als Staatsbürger, der für die Gesellschaft, oder als Poet Großes leistet; ich habe mich zu begnügen einstweilen mit dem Anblicke des Reiches Gottes aus der Ferne. Ich habe vielleicht auch in Demut zurückzustehen vor den ehrlichen Zweiflern und Ungläubigen, die nach dem Rechten heldenhaft ringen, die irren, fallen und sich wieder erheben, während ich abseits im Schatten des Kreuzes ruhe, fast thatenlos, im Frieden des Herzens.

Auch ich bin ein Weltkind gewesen, leidenschaftlich im Wirken, ungeduldig im Leiden, heiß im Begehren. Auch ich habe mit meinen weltlichen Leistungen ein Loch in den Himmel brechen wollen. Von diesen übermütigen Dämonen hat mich die Krankheit erlöst, die viele Jahre lang an meinem Körper zehrende, welche sachte die Seele von den Banden der Materie befreit, welche mich gleichgültig gemacht gegen die Werte der Welt, welche mich einlud, mir auf vorhandener Grundlage einer religiösen Jugend und einer optimistischen Anschauung ein Reich aufzubauen, das nicht von dieser Welt ist. Ich weiß freilich nicht, ob dieses Reich in allem mit jenem übereinstimmt, das der Heiland gegründet, und das dauern soll bis ans Ende der Zeiten. Aber sein Licht ist es. Es ist sein Licht, welches durch

Digitized by Google

das Prisma meines Wesens sich bricht, so daß aus dem sonnigen Tage eine milde Dämmerung wird.

Ich habe gottlos viel zusammengelesen, was geschrieben worden ist für und wider diese geheimnisvollen Dinge, ich habe zu Zeiten jedem nachzudenken versucht, dem Freigeiste wie dem orthodoxen Bekenner. Lange hat es mich bekümmert, zu meinen daß in den Evangelien sich Widersprüche unter einander vorfinden, und offenbare Widersprüche selbst gegen die Grundlehren Christi. Ich habe angefangen zu vergleichen, zu deuteln, Auslegungen zu lesen und bin immer tiefer in die Verwirrung gekommen. Wer war die Schuld? Ich selbst. Ich hatte angefangen mit der Buchstabentifftelei und die zersetzt den Glauben. Auch jene Priester, die zu viel auslegen und beweisen wollen, zersetzen den Glauben. — Unter den mir bekannten christlich religiösen Büchern, ist Thomas von Kempens „Nachfolge Christi" mir das liebste, das hat mich unzähligemale erleuchtet und getröstet.

Alles das und alles andere, was ich gelesen, es soll nun von mir dahingelegt sein, damit ich wieder allein sei mit mir. Allem fremden Leuchten will ich mein Auge verschließen, soweit es möglich ist; in vieler Außerachtlassung des Einflusses menschlicher Weisheit dritter will ich mich abzufinden suchen mit der Offenbarung und mir selbst. Wollte ich fremde Meinungen, Schriften und Dogmen mit hereinziehen, so würden zu meinen eigenen Irrtümern sicherlich auch noch fremde kommen und die Verwirrung wäre noch heilloser. — Ich verlange nicht, daß man mir stets zustimmt, bin zufrieden, wenn man mich versteht. Ich bin noch immer ein gar weltlicher Mensch, an keiner, keiner einzigen Sünde bin ich ganz unversehrt vorbeigekommen,

Digitized by Google

zur Erde schauend fühle ich das Schicksal der Unseligen; ich irre, ich leide, ich bange. Aber der Blick zu den Sternen rettet mich — ich glaube.

Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.

Ein Gaugraf suchte einen Verwalter für eines seiner Landgüter. Da meldete sich ein junger Mann, der große landwirtschaftliche Kenntnisse besaß und dieselben wahrscheinlich auf einer hohen Schule erworben hatte. Er that sich viel darauf zugute und versicherte, durch seine Kenntnisse imstande zu sein, die weiten Felder doppelt und dreifach ertragsfähig zu machen und alle Scheunen zu füllen. Der Gaugraf wußte wohl, daß ein richtiger Landwirt, der auf Regen und Sonnenschein angewiesen ist, nicht so vorlaut spricht, daher sagte er zu dem Bewerber: „Durch Ihre Kenntnisse wollen Sie die Scheunen füllen? Das verlange ich gar nicht, bin schon vollauf zufrieden, wenn Sie mir einen einzigen Kornhalm hervorbringen. Können Sie das, dann setze ich Sie zum Herrn über das Gut.“ Der junge Verwalter ging schmunzelnd hin. Er düngte den Boden auf die rationellste Weise, furchte und eggte ihn mit den neuesten Maschinen und legte das Samenkorn hinein. In wenigen Tagen sproßte es grün heraus und in wenigen Monaten stand ein kräftiger Halm da, so hoch wie ein ausgewachsener Mann, und schon senkte er seine üppige Ähre. Der Verwalter ging hin und zeigte seinem Herrn den Kornhalm, den er hervorgebracht hatte. „Das ist recht

Digitized by Google

schön," sagte der Gaugraf, „allein so viel hat der Bauersmann vor tausend Jahren schon vermocht. Oder hätten Sie es ohne Samenkorn vollbracht?" — „Herr, wenn Ihnen darum zu thun ist, das Samenkorn werde ich nicht von der Ähre nehmen, ich werde es erzeugen und daraus einen neuen Halm wachsen lassen, damit das Werk mein sei vom Anfang bis zum Ende." So sagte der Verwalter im Rausche seiner Kenntnisse, dann ging er in eine Mühle, nahm etwas Mehl und knetete daraus ein Körnchen, nahm Spreu und machte daraus mit großem Geschick ums Körnchen die Hülse. Nun war das Samenkorn ja fertig, es unterschied sich nicht an Gestalt und nicht an Gehalt von anderen Samenkörnern. Allein, als er es in die Erde gelegt hatte und gehegt und gepflegt nach allen Regeln der Erfahrung und der Wissenschaft, da wollte das Samenkorn nicht keimen und nicht wachsen, und es vermoderte in der Scholle. — „Sie können wieder von dannen ziehen," sagte der Gaugraf zu seinem Verwalter, „ich will doch lieber den Herrgott über mein Landgut setzen, der kann auch das Samenkorn machen."

Allmacht Gottes! Ja mit der ist es eine eigene Sache. Der Wurzenjosel auf der Bärenhöhe war ein loser Grübler, der sagte mir einmal: „Hörst du, Gott ist sehr mächtig, aber allmächtig ist er doch nicht, sonst hätte er zur Erschaffung des Himmels und der Erde nur eines Augenblicks bedurft; er hat aber sechs Tage dazu gebraucht und sich dabei noch so angestrengt, daß er am siebenten ruhen mußte."

Das kommt davon, wenn man Gottes Tagewerk nach dem Taschenkalender mißt. Was gehen mich die sechs Tage an! Gott bedurfte zur Erschaffung der Welt eines Augen-

Digitized by Google

blickes und einer Ewigkeit. Denn die Welt ist immer fertig, und sie wird in jedem Augenblicke neu erschaffen. Jeder, der Zeit und Lust hat, kann dem lieben Gott beim Welterschaffen zusehen, er gehe nur hinaus auf die Au, in den Wald, an das Meer, in die Felsenwüste, er richte sein Auge nur nach dem Gebraue der Wolken auf, fühle das leise Lüftchen oder den wilden Sturm. Oder er betrachte die Entwickelung seines Kindes, das Hinwelken seines Vaters, er nehme die Wandlungen wahr, die mit ihm selber vorgehen, ob er zu seinem Leben aufsteigt oder seiner Auflösung entgegensinkt — es ist die vor sich gehende Schöpfung. Wenn einst ein beständiger Frühling käme, die Blume immer Blume bliebe, die Frucht nie reifte, das Laub nie vom Baume fiele — wenn immer und immer dieser von Poeten jetzt so brünstig besungene, von allen so heiß geliebte Frühling bestünde, dann wäre es Zeit für die Menschen zu verzweifeln, denn dann wäre die Weltschöpfung vollendet, und Gott hätte sein Werk aus der Hand gelegt, wie ein Kind das Spielzeug, an dem es keine Freude mehr hat.

Und wenn das geschähe, dann etwa käme die Herrschaft des Zufalls. Und wenn der Zufall herrschte, dann sähe es anders aus als heute, dann würde unser astronomischer Kalender bald nicht mehr stimmen, die Sonne würde im Westen aufgehen oder im Norden, und die Sterne würden planlos umherirren im Himmelsraume, sich verlaufen, oder einander zu Schanden stoßen. Auf Erden würden die Meere gegen Himmel gießen, und die Dünste in Flammen brennen. Das Blut in den Adern der Tiere würde stocken oder im Fieber die Gefäße sprengen, des Menschen Gehirn würde in grenzenloser Verwirrung Vor-

Digitized by Google

stellungen hegen, so unerhört und ungeheuerlich, wie sie noch kein Wahnsinniger gesehen.

Und alles das, weil der Herr sein Werk aus der Hand gelegt hat und sich nicht mehr drum kümmert.

Einmal bin ich gefragt worden, ob mich nicht manchmal gegen Gott, dessen Existenz ich glaube, ein heiliger Zorn erfasse, wenn er mir Krankheit, schlechtgesinnte Menschen und allerhand anderes Leid an den Hals lege? Zum Zorne sehe ich da wohl keinen Grund. Angenommen, ich sei an all den Widerwärtigkeiten unschuldig, was sehr die Frage ist, empfinde ich es wie eine gütige Vatersführung, daß er mich leiden läßt; denn diese Art von Leiden macht den Menschen nicht schlechter, es vergeistigt ihn, adelt ihn, versöhnt ihn mit der Kürze des Lebens, mit dem drohenden Tode, ist ein überaus heilsames Gegengewicht gegen die brutalen Sinnesforderungen des Körpers. Ich möchte es nicht gerne wissen, wie dem, der alle Freuden der Erde ungestört genießen kann, zu Mute ist, wenn der Tod anhebt, bei ihm seine Visitkarten abzugeben. Unsereiner kann diese Visitkarten mit ziemlicher Gelassenheit annehmen, man wird anfangs wohl melden lassen: Wenn ich bitten darf, ein anderes Mal, heute bin ich stark beschäftigt; aber schließlich, wenn er sich nicht abweisen läßt, so wird man sagen: In Gottes Namen, er soll eintreten, ich bin bereit.

Ein anderes Mal sagt jemand: Wer an einen Gott glaubt, der beleidigt ihn damit. Denn dann kann es nur ein höchst ungerechter und ungeschickter Gott sein — bei dem endlosen Meer von Unrecht und Elend, das in seiner Welt waltet. Darauf denke ich mir so: Warum ist uns das Unrecht und Elend so empfindlich? Weil es eine

Digitized by Google

Ausnahme ist. Würde es eine Regel sein, so wären wir's gewohnt. Nach meiner Meinung kommt auf Erden unvergleichlich viel mehr Gerechtigkeit und Glück vor, als das Gegenteil; ein Geschlecht, das dafür ein Auge hat, wird es wahrnehmen; ein anderes Geschlecht, das nur ausschaut, um Unrecht und Elend nachzuweisen, wird darob den besseren Teil, die Freude, den Sieg des Guten übersehen. So weit ich schauen kann, sehe ich der Schuld die Sühne folgen. Und wo die Sühne sich nicht äußerlich vollzieht, dort hält sie im Inneren des Schuldigen ein unheimliches Gericht. Der Ungerechte, der Bedrücker und Betrüger wird die schwere Menge genießen von den sogenannten irdischen Freuden, aber befriedigt und herzensfroh wird er nicht sein. Ist schon sein und seiner Zeit Gewissen so stumpf geworden, daß er keine Anklagen rufen hört durch seine öde Seele, so kann er gewiß auch keine innere Beseligung, keine Harmonie und Erhebung finden. Dumpf und stumpf vegetiert er dahin, und kommen die Prüfungen, dann bricht er zusammen in Verzweiflung. Besser hat's der, der sich bescheidet und lieber Unrecht leidet, als thut — er hat nichts zu fürchten. Er hat sich eine ideale Welt gebaut und sie ist unzerstörbar. Diese Einrichtung, daß der Ungerechte einem großen Elende entgegengeht, der Gerechte aber den Frieden des Herzens findet, ist der beste Beweis für die Existenz eines weisen Gottes.

Natürlich werden sie nicht müde einzuwenden: Ja, wenn Gott so weise ist, weshalb läßt er denn überhaupt ein Unrecht zu, das erstens dem schadet, an dem es verübt wird, und zweitens auch dem, der es begeht? — Dieser Einwand ist überaus schlagend. Der weise Gott könnte ihn

Digitized by Google

wohl entkräften, der beschränkte Menschenverstand muß hier schweigen. Wenn dieser Menschenverstand auch zu sagen beliebt: das Unrecht müsse geschehen, weil dieses Jammerthal ein Ort der Reinigung sei, so sagt er damit nichts, denn man wird ihm entgegnen: Wozu ein Jammerthal? Wozu die Notwendigkeit einer Reinigung? Dem müßte ein weiser Gott-Schöpfer schon in allem Anfange vorgebeugt haben.

Ich denke menschlich, und da dünkt mir zu einem vollendeten Glücke ein Gegensatz nötig — das Übel. Soweit ich und andere die Menschen kenne, vermögen sie nichts weniger zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen. — Nun gut, man bekehrt mit solchen Gedanken keinen Atheisten, das will man auch gar nicht, die bekehrt der Herr schon selber, wenn's an der Zeit ist, und es nicht etwa notwendig Atheisten geben muß. Man legt mit solchen Gedanken nur einen persönlichen Standpunkt klar, der theoretisch anfechtbar sein mag, thatsächlich aber doch der sicherste Hort für Ergebung und Zufriedenheit ist. Das Eine nur: Ist das Unglück notwendig, um den Gegensatz, das Glück, um so mehr leuchten zu lassen, dann muß der Glückliche mit dem Unglücklichen doppelt nachsichtig und gütig sein, denn diesem verdankt er ja seinen Vorteil.

Wir lesen, daß Gott Vater, der Schöpfer Himmels und der Erde, den Menschen nach seinem Ebenbilde gemacht habe. Und wir haben durch die Weltgeschichte erfahren, daß hinwiederum der Mensch sich seinen Gott nach des Menschen Ebenbild vorstellt. Durch das letztere verliert Gott sehr wesentlich an Ansehen und Achtung, denn wie es mit den Menschen bestellt ist, das wissen wir recht gut.

Digitized by Google

Ferner haben die orthodoxen Kirchen durch ihre Deuteleien und Engherzigkeiten die Größe Gottes in Mißkredit gebracht, auch ein Grund, weshalb der moderne Mensch von Gott nichts wissen mag, weshalb er sich vor dem Worte „Gott" fast ebenso lebhaft bekreuzt, als man's im Mittelalter vor dem Worte „Teufel" gethan hat. Allerhand andere Bezeichnungen hat man aufgebracht: Weltgeist, Kraft, Naturgesetz, Unendlichkeit und dergleichen. Es kommt so ziemlich auf dasselbe hinaus, die Leute empfinden darin ungefähr das Richtige, das Undenkbare, Unfaßbare, Allregierende. Nur darf es nicht Gott heißen, weil damit allsogleich eine Persönlichkeit vor Augen treten würde, etwa ein schöner würdiger Menschengreis mit weißem Haar und Bart, und weil mit einer solchen Vorstellung von Gott die moderne Vernunft nicht auskommen zu können meint.

Die Naturwissenschaft spricht als vom Urgrunde alles Lebens von einer Urzelle. Auch das ist ein Glaube, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Glaube in einem Zellengefängnisse sitzt, während der unsere frei durch alle Himmel fliegt. Die Urzelle ist jenes Verwalters Samenkorn, aus welchem freilich leicht ein Halm entsteht, das aber ohne Halm nicht hervorgebracht werden kann. Vor Zeiten ist ein heißer Streit entbrannt darüber, was früher vorhanden gewesen war, die Henne oder das Ei. Die Henne, sagte der eine, denn sonst hätte das Ei nicht gelegt werden können; das Ei, meinte der andere, denn sonst hätte die Henne nicht ausschlüpfen können. Mit ihrer Urzelle stehen sie auf demselben Fleck. Wenn ich ein Mann der Naturwissenschaft wäre, ich würde vielleicht folgendes sagen: Die natürliche Entstehung alles organischen Lebens kommt

Digitized by Google

wahrscheinlich von einer Urzelle her. Hinter derselben steht sicherlich die Gottheit. Es wäre nicht „wissenschaftlich“ gesprochen, aber in Gottes Namen, ich würde es wagen so zu reden, und zwar aus Rücksicht für die Wissenschaft selbst, deren Verhältnis zu anderen Reichen und Mächten des menschlichen Geistes damit gebührende Andeutung fände.

Und wenn dann der naive sinnliche Mensch sich einen guten alten Herrn vorstellt, der die Urzelle baut und den Adam erschafft, wäre denn das Unglück so groß? Und wenn dieser allmächtige, unsterbliche alte Herr der Urzelle väterlich wartet, und sie begleitet von Entwickelung zu Entwickelung, bis ein Wesen daraus hervorgeht, das dem Schöpfer ähnlich ist — wäre denn der Unsinn so groß? Trachtet in der Natur nicht alles Lebewesen zur Vollkommenheit, auf daß es in dieser Vollkommenheit wieder dem Erzeuger ähnlich sei? Die Menschheit ist ja jetzt daran, durch außerordentliche Reformen gleichsam eine neue Welt zu erschaffen Wie soll sie Zuversicht haben, das zu können, wenn sie sich nicht auf einen Vater berufen will, der das Welterschaffen verstanden hat?

Viele werden unwirsch, einen wesentlichen Gott-Schöpfer glauben zu sollen, ohne ihn je gesehen zu haben ohne von seiner Existenz näheres zu wissen, ohne seine Lebensgeschichte zu kennen und seine Absichten zu begreifen. Das ist für den wißbegierigen modernen Menschen unerträglich und darum wirft er am liebsten den ganzen Gott über Bord. Aber ich frage solche, wissen sie denn von der Menschheit, von sich selbst viel mehr? Können sie sich Rechenschaft geben von dem Kerne ihres eigenen Seins, woher sie kamen, wohin sie gehen, was sie bedeuten? Sie

Digitized by Google

sind sich selbst ein kaum geringeres Geheimnis, als es ihnen Gott ist. Sollen sie deshalb annehmen, daß sie nicht existieren?

Gott ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Nun giebt es Leute, die behaupten, sie könnten sich die Ewigkeit nicht vorstellen. Das glaube ich, allein ich kann mir das Gegenteil noch viel weniger vorstellen. Ich kann mir nie und nimmer denken, daß Zeit oder Raum eine Grenze hätte. Denn was wäre hinter der Grenze einer gewissen Zeit? Wieder eine Zeit, und hinter dieser wieder eine, und so immerfort. Und beim Himmelsraume ist es auch so, wenn er irgendwo eine Grenze hat, was soll hinter derselben sein, als wieder ein anderer Raum, und immer so fort. Der Drang, sich die Unendlichkeit vorzustellen, könnte einen wahnsinnig machen, sie ist ganz unfaßbar. Und doch wird niemand leugnen wollen, daß die Unendlichkeit besteht. Und wenn spitzfindige Philosophen gesagt haben, Zeit und Raum seien in Wirklichkeit gar nicht vorhanden, seien nur eine Vorstellung im Menschengehirn, so haben sie damit einen Unsinn gesagt, der so groß ist, daß kein gewöhnlicher Mensch ihn nachzudenken vermag. Wie soll es denn ein Gehirn geben, wenn kein Raum dafür vorhanden, wie das Innewerden einer Vorstellung, wenn keine Zeit dazu da ist! Mancher moderne Gelehrte ist geneigt, jede noch so große Thorheit lieber zu sagen, als daß er mit einem Worte die Existenz Gottes zugäbe.

Ich glaube an Gott Vater, den Weltschöpfer, so wie er mir im ersten Buche Moses und in anderen uralten Überlieferungen sinnbildlich dargestellt erscheint. Wäre es aber nicht aufgeschrieben und nicht gelehrt, was dann?

Digitized by Google

Würde ich ihn auch dann noch glauben? Nach meiner Empfindung möchte ich es mit Ja beantworten.

In einer Hütte der Sölkeralpen lebte ein Knabe. Seine Eltern waren Holzleute und kümmerten sich nicht um ihn, er verpflegte ihre Ziegen, lebte bei den Tieren so dahin, und hörte nichts von Gott und Welt. Er empfand die Sonnenwärme und die Kälte und den Hunger kaum anders wie ein Tier, wenigstens nahm er alles so gleichmütig und scheinbar gedankenlos hin. Da war einmal ein sehr fruchtbarer Sommer; lauer Regen des Frühjahres hatte viel Futter gebracht auf den Matten und die heiße Sonne des Sommers hatte die Kräuter mit süßen Würzen gefüllt. Die Ziegen hatten noch nie eine so fette wohlschmeckende Milch gegeben, als in diesem Sommer. Eines Morgens füllte der Knabe eine flache Thonschüssel mit solch guter Milch und stellte sie auf das Dach der Hütte und ließ sie dort stehen, bis sie verdunstet war. Ein nachbarlicher Halter, der das merkte, that an den Knaben die Frage, weshalb er solchermaßen Milch verschwende auf dem Dach? Da antwortete der Knabe: „Die Sonne soll sie trinken. Die Sonne ist so warm und hat ein so gutes Futter gemacht. Die Sonne ist brav. Die Sonne soll Milch trinken."

So brachte der einfältige Junge ein Gottesopfer, und er hatte kaum jemals gehört, daß es einen Gott gebe, noch weniger, daß es etwa die Sonne sei. Und das war eines der edleren Opfer, nicht aus Furcht erzwungen, noch aus bittendem Anlaß vollbracht, sondern aus Dankbarkeit. Wilde Völker, so sagt man, beten zu ihren ebenso wilden Göttern aus Angst vor deren Gewalt, beten um Schonung. Menschen mit angelebter oder anererbter Gemütsbildung

Digitized by Google

beten zu Gott aus Liebe; sie haben ein Herzensbedürfnis, dankbar zu sein für das Gute, welches sie in der Welt Gottes genießen. Die bethätigte Dankbarkeit erfüllt sie mit Beseligung und je mehr sie sich mit dem gütigen schönen Ideale ihrer Gottheit abgeben, um so mehr werden sie ihm ähnlich. Das ihm Zustreben, ihm Nahekommen, darauf wird es abgesehen sein. Und die Sache ist im Grunde die: der Mensch schafft sich ein ideales, immer edleres Anbild seiner selbst, nennt es Gott und strebt ihm zu. So klimmt er gleichsam auf einer Strickleiter, deren vorderen Teil er immer höher und höher die rauhe Felswand hinanwirft, dem Himmel der Vollkommenheit zu. Wer aber hat ihn gelehrt, so zu thun? Doch wohl der, welcher den Wesen die Kraft und den Geist der Entwickelung ins Herz gelegt hat, der Vater Gott, der in aller Ewigkeit die Welt erschaffen hat und sie in alle Ewigkeit erschaffen wird.

Und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn unsern Herrn.

Einst kam aus fernen nordischen Landen ein Fremder gereist. Da war es, als er im Bergland wanderte, daß er eines Tages heftig erschrak über etwas, das seine Augen sahen. Plötzlich vor ihm auf einem Baumpfahl hing ein Mensch. Er war fast nackt, seine Arme waren ausgespannt und mit eisernen Nägeln ans Holz geheftet, so auch die Füße. An der rechten Seite hatte er eine tiefe Wunde und er war leblos. Rasch eilte der Fremde an dem grauenhaften Bilde vorüber, das an der Straße stand. Doch er ging nicht lange, so kam er zu einer zweiten Erscheinung,

Digitized by Google

die der ersten ähnlich war. Auch hier an einer Brücke hing wieder ein Mensch so an den Pfahl geheftet. Und weiter unten, wo das Dorf anhub, noch einer, und dort, wo die Begräbnisstätte der Toten war, hingen sie zahllos gepfählt, wie als ob der grausamste Feind in der Gegend gewütet hätte. Die Leute aber gingen gleichgiltig an den gewürgten Gestalten vorüber. Da fragte der Fremde einen Mann mit weißen Haaren, was die vielen Gemordeten zu bedeuten hätten, die man in dieser Gegend allerorts auf Baumpfählen hängen sehe?

Hierauf antwortete der Greis: „Woher kommt Ihr, o fremder Mann, daß Ihr das Kreuz nicht kennt? Wisset, nicht in dieser Gegend allein findet Ihr das Bild, in allen fünf Weltteilen ist es aufgerichtet, es müßte denn sein, daß im hohen Norden, wo eine einzige Nacht Monde lang währt, die Botschaft noch nicht heimisch ist. Es sind auch nicht verschiedene Personen, deren Bild am Pfahle hängt, es ist das Bild eines Einzigen — ja wahrhaft, eines Einzigen im Himmel und auf Erden."

Als der Greis also gesprochen, bat der Fremde, daß er ihm etwas von diesem Einzigen erzähle, denn er könne es nicht begreifen.

„Wir alle, mein Sohn, wir alle können es nicht begreifen," sagte der Greis. „Es sind Mächtige gewesen und Angesehene, die in berückenden Worten den Himmel auf Erden verkündet, und die Völker haben trotzdem ihre Lehre nicht angenommen. Anders bei diesem Einzigen. Hört mich an. Vor fast zweitausend Jahren lebte im Morgenland ein armer Rabbi. Er wanderte im heißen Lande mühevoll umher und predigte seinem Volke eine neue Lehre.

Digitized by Google

Andere Propheten hatten gesagt: Wirf nieder die Feinde deines Volkes, nimm ihr Land, mach ihren Fleiß und ihren Schweiß dir zu Nutzen, herrsche auf Erden! — Der Rabbi aber sagte: Wir alle sind Kinder eines Vaters, unser Reich ist nicht von dieser Welt. Unser irdisches Los ist Entsagung und Geduld, erst im Reiche der Unsterblichkeit, in der Heimat beim Vater können wir selig sein. — Andere Propheten hatten gesagt: Liebe dich und werde stark; den Gegner hasse Aug' um Aug', Zahn um Zahn! — Der Rabbi sagte: Liebe deine Feinde, thue Gutes denen, die dich hassen. — Und als der arme Wanderprediger also die seltsame Lehre von der Entsagung und Menschenliebe an vielen Orten verkündet hatte, was geschah? Was glaubt Ihr, das geschehen ist?"

Der Fremde antwortete: „Sie werden ihn wie einen Narren verlacht und sich dann gleichgiltig von ihm abgewendet haben."

„So geschah es nicht," sagte der Greis. „Man hat seine Lehre von der Sanftmut und Güte für staatsgefährlich erklärt, man hat ihn zum Tode verurteilt und durch die Kreuzigung hingerichtet, wie Ihr es an den Standbildern dargestellt seht."

„Ja, war," so rief der Fremde nun aus, „war denn überhaupt an die Möglichkeit zu denken, daß die von Natur so gesund selbstsüchtig gearteten Menschen diese reine Knechtes- und Selbstverneinungslehre je annehmen würden?"

„Sie haben ihn doch getötet," sagte der Greis. „Man wird wohl gefürchtet haben, daß eine solche Lehre, wenn sie um sich griffe, die Reiche und die Völker und die Familien zersetzen und auflösen müßte. Anstatt dessen hat

Digitized by Google

das Evangelium des Rabbi die Familie geadelt, die Völker gesittet und erzogen, die Reiche gestärkt.

„Hat sie sich denn wirklich verbreitet, diese einfältige Lehre?“ fragte der Fremde aus dem hohen Norden.

„Sie hat sich verbreitet vom Orient zum Occident, sie hat eine neue Menschenkultur geschaffen und eine neue Weltgeschichte. Die kindliche Lehre des armen Nazareners, die nichts als Armut und Demut predigte, sie hat gesiegt über die brutalen Gesetze, sie ist die herrschende Religion der Welt geworden. Seit die Menschen Geschichte machen und schreiben, steht diese Erscheinung einzig da. Eine Knechteslehre ist es nicht, denn sie macht den Menschen zum Herrn seiner selbst, und eine Selbstverneinungslehre ist es auch nicht, denn sie macht den Menschen ewig.“

Der Fremde stand lange vor einem der Kreuze und schüttelte das Haupt. Dieses Zeichen, welches den heißen Menschenherzen die schwerste Buße gebracht hat, wird am höchsten geehrt auf der Welt. Wie kommt das?

Ja, wie kommt das, du Fremdling? Es kommt davon, weil man gesehen hat, daß die Opferfreudigkeit für andere zum höchsten Segen für den einzelnen wie für alle werden kann, daß der Opfertod des einzelnen tausend Leben erzeugt, daß die Menschheit nicht durch den Egoismus des einzelnen besteht, sondern durch seine selbstlose Liebe zu anderen.

Man nennt das eine göttliche Lehre. Und warum, weil es eine menschliche nicht sein kann. Die Menschen haben vorher tausende von Jahren gelebt und haben alle denkbaren Satzungen aufgestellt und haben alles Mögliche versucht, um dieses Geschlecht zu heben. Aber sie waren

Digitized by Google

zu sehr Menschen, jeder hat im Haß bei anderen angefangen und in der Liebe bei sich selber; jeder hat die Laster der andern getadelt und seine eigenen gehätschelt; jeder hat die Buße den anderen gepredigt, sich selber aber dem Genusse ergeben. — Da kam dieser einzige und hat gezeigt, was Liebe ist und wie man sich willig selber opfert für die Mitmenschen. Das war nicht mehr menschlich, das war göttlich groß. Und dann hat man diesen Einzigen den göttlichen genannt, den Gottessohn.

Sind wir als Geschöpfe Gottes gleichwohl alle Gottessöhne — so nahe steht dem Größten doch keiner, so ähnlich ist ihm keiner, als Jesus. Denn seine Lehre ist die schöpferische, welterhaltende, menschenadelnde, seelenreinigende, seligmachende Lehre. Sie erstreckt sich weit über die irdischen Angelegenheiten hinaus, sie ruft die Toten wach und erschafft aus ihnen Unsterbliche.

Unter den Milliarden von Gotteskindern hat der Herr keinen, der ihm so ähnlich wäre, als der Sohn des armen Handwerkerpaares aus Galiläa. Darum ist es sein Einziger, sein Eingeborener.

Dieser eingeborene Sohn Gottes macht uns selig, giebt uns ewiges Leben, verlangt aber von uns *eines* — daß wir an ihn glauben. Durch seine Lehre und sein Beispiel können wir gut und heilig werden, *selig* aber nur, wenn wir an ihn glauben. Wir brauchen nicht den vom Himmel gekommenen Gottessohn in ihm zu sehen und können doch seinen Geboten nachleben und das Christentum erfüllen. Allein, um selig zu werden, ist das zu wenig. Nur wer in ihm den persönlichen ewigen allmächtigen Gott sieht, der den Tod überwindet und seine Nachfolger in den

Digitized by Google

Himmel führt, nur der wird selig und er ist es schon. In diesem Glauben ist *er's schon*, darin liegt es. In solcher Vorstellung erleben wir's ja eben. Giebt es überhaupt ein anderes Leben im menschlichen Sinne, als im Bewußtsein desselben, in der Vorstellung, daß wir leben, sehen, hören, fühlen? Ob diese Vorstellung durch grobsinnliche, durch reale Dinge veranlaßt wird, oder durch ideale Keime, das ist im Grunde eins. Wenn wir nur sehen, hören, fühlen, sei es mit dem leiblichen oder mit dem geistigen Auge — wir *leben*, und das ist's, was wir wollen. Ich habe mir oft gedacht, daß die Güter, die wir uns einbilden, eigentlich weitaus wesentlicher sind, als die, welche thatsächlich bestehen. Diese letzteren können durch allerlei Zufälle in jedem Augenblicke leicht zerstört werden, die eingebildeten Güter, die der Vorstellung, der Erinnerung, der Erwartung leben beständig und unzerstörbar in unserem Gehirn, so lange, bis dieses selbst zerfällt. Darum schmäht mir das Ideal nicht! Es ist ein realer Wert in seiner Art, es ist ein Besitztum und es ist ein Erlebnis. Und wenn Jesus uns sagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird selig! — und wir glauben an ihn, so sind wir schon vorweg selig in der Erwartung der ewigen Seligkeit. Und kein Geld und kein Gut, keine Ehre und keine Lust kann uns in dieser Welt schon so unzerstörbar froh, so selig machen, als der Glaube an Jesus, den Christus.

Im steirischen Oberlande lebte ein Bauersmann, dem man den Spitznamen: Der Zweispanige gegeben. Diesen Namen hatte er sich durch seine Sonderlingsart verdient. Er war ein wohlhabender Grundbesitzer, hatte Familie, ein

Digitized by Google

großes Gesinde und zahlreiche Freunde, und dennoch sah man ihn fast nie in Gesellschaft. Immer ging er allein umher, und doch nicht allein. Wenn er des Weges schritt, nahm er stets das schlechtere, holperige oder nasse Geleise und so, daß zu seiner rechten Seite der gute Teil des Weges frei blieb, gleichsam für einen Weggenossen, den er ehren wolle. Und doch sah man nie jemanden an seiner Seite wandeln. Kehrte er in einem Wirtshause zu, so ließ er stets ein Glas Wein für sich bringen, und ein zweites für einen anderen, den man nicht sah. Dieses zweite mußte auf einer Blechtasse oder auf einem weißen Teller aufgetischt werden, wie es auf dem Lande bei vornehmen Gästen der Brauch ist. Als der Bauer seinen Wein ausgetrunken hatte, pflegte er die beiden Gläser ohne weiteres zu zahlen und zu sagen, wenn ein durstiger Mensch vorhanden wäre, so möge er das Glas Wein auf der Tasse austrinken. Zu Hause ließ er bei jeder Mahlzeit auf den Ehrenplatz unter dem Hausaltare ein besonderes Gedeck auftragen, das bestand aus weißem Porzellan und aus Silberbesteck, es mußte immer blank und rein sein. Der große Tisch war wohl besetzt, der Hausvater saß an seinem Platze, ihm zur Rechten aber, wo das feine Zeug war, blieb der Platz leer. Und doch benahm der Bauer sich gar ehrerbietig gegen diese Seite hin, als ob ein hoher Herr dort säße. Nach Tische wurde mit demselben Gedecke irgend ein Armer gespeist.

Wegen solcher Genossenschaft mit einem Unsichtbaren hatte man ihn den „Zweispanigen“ genannt. Wurde er befragt, was denn solches bedeute, so antwortete er darauf nicht oder nur mit den dunklen Worten: Er ist ja da. —

Digitized by Google

Man wußte nun wohl, wen er meinte. Den Herrn Jesus. Ihm zu Lieb und Ehr ging der Mann den schlechteren Weg, ihm zu Lieb und Ehr ließ er bei Tische decken, und wenn er bei der Arbeit war oder bei einer Ergötzlichkeit, immer war er still, wohlgemut und benahm sich so, als sei er in Gesellschaft mit einem zweiten, Vornehmen, den man aber niemals sah. Noch nicht in hohem Alter, erkrankte der Mann zum Sterben. Da mußte neben seinem Bette ein Sessel stehen, und nun legte er seinen Arm so hin, als ob er jemanden an der Hand halte und er führte leise Gespräche mit dem Unsichtbaren, der auf dem Sessel saß. Als er gestorben war, wagte niemand den Sessel vom Bette zu rücken. Dann fügte es sich, daß sein Grab auf dem Kirchhofe in der Nähe eines Grabmales war, einer weißen Marmorgestalt, den guten Hirten darstellend. Und als sie den Sarg des Bauern in die dunkle Tiefe senkten, da fiel es mir, der ich dabei stand, auf, wie die von der Sonne hellbeschienene Gestalt des guten Hirten ein schönes, weißes Licht hinabsandte ins offene Grab.

Und dieser Bauersmann war einer von denen, die schon auf Erden selig sind im Glauben an Jesus, den Christus. —

Im Laufe der Zeiten haben sich unzählige Propheten und Lehren gegen das Christentum erhoben. Alle schmeichelten der menschlichen Natur, und doch ist keine dieser Lehren siegreich geworden. Das Christentum hat ein neues Leid auf die Welt gebracht. Das Mitleid. Doch mit diesem neuen Leide heilt es tausendfältig altes. Durch dieses neue Leid hat es gesiegt. Ja, gesiegt, denn unsere Völkerkultur ist die christliche. Freilich wohl giebt es Gleichgiltige, Abtrünnige und Bösartige, es giebt heidnische Sitten und

Digitized by Google

materialistische Strömungen groß und mächtig, es giebt Ungerechtigkeit und Frevel, oft zum Verzagtwerden. Und doch waltet der Geist des Christentums. Er waltet im Gesetze und in der Absicht und im Gemüte. Und mancher, der sich dagegen sträubt, ist darin befangen. Wird schon von vielen die Gottesliebe geleugnet, die Nächstenliebe als Grundsatz bleibt aufrecht und gilt als oberstes Sittengesetz. Und dem Feinde zu verzeihen gilt als groß und heldenhaft. Feindesliebe wird nur darum so selten geübt, weil sie so schwer, so übermenschlich ist.

Da ist vor einigen Jahren in Deutschland ein moderner Feuergeist dahergekommen und der hat folgendes gesagt: Was bisher Tugend geheißen, die Selbstbescheidung, die freiwillige Armut, die Demut, die Nächstenliebe, das ist nichts als Schwäche, Degenerierung, Fehler, in letzter Linie Sünde, weil sie das Menschengeschlecht heruntergebracht und die Erbärmlichkeit zum Vorbild erhoben hat. Die einzige und wahre Tugend ist der gesunde Egoismus, die That des Starken. Der Starke muß den Schwachen vernichten, damit die Schwäche ausgerottet werde. Der Herrschergeist muß die Knechteseelen unterjochen, damit die niedrige Banalität nicht sieghaft werde. Der Starke, Rücksichtslose und Brutale allein verdient Herr zu sein, er ist der Übermensch, der Gottmensch! — Diese Lehre eines geistreichen Denkers war in blendend schöner Sprache geschrieben und man hätte meinen können, bei der Neigung unseres jüngern Geschlechtes zur Roheit, Kraftmeierei und zu Kriegsfahrten müßten solche Grundsätze Funken in ein Pulverfaß sein. Man hat thatsächlich mit großem Interesse über den neuen Propheten gesprochen und geschrieben, aber eine Gemeinde von Über-

Digitized by Google

menschen hat sich nicht gebildet. Es wäre das auch nicht möglich, denn auf ein Gemeinsames ist die Lehre gar nicht angelegt, denn immer müßte der Stärkere den Schwächeren vernichten, bis von den zwei übriggebliebenen letzten Starken der Stärkere den anderen totschlägt. — Das Christentum hat in den Völkern zu tiefe Wurzeln gefaßt, als daß man über eine solche „Offenbarung" nicht ruhig zur Tagesordnung hätte übergehen können. Und so ist diese Lehre zum Spiele müßiger Geister geworden, die wohl gerne möchten, aber nicht können.

Ein anderer, ein russischer Prophet, hat in neuester Zeit das Gegenteil von der eben angedeuteten Herkulesreligion verkündet. Der sagt: Nicht der Naturkräftige, Mächtige, Rücksichtslose ist stark, sondern der Nachgebende, Sichfügende, Nichtwiderstrebende, der Geduldige und Demütige. Ein Feind wird nicht besiegt, indem man ihn bekämpft, denn da sammelt und rüstet er sich immer noch mehr als Feind und gefährdet den sich wehrenden Gegner immer aufs neue und ruht nicht, bis er diesen zu Grunde gerichtet hat, falls er nicht selber zu Grunde gerichtet wird, so daß es auf keine Weise ohne Verbrechen abgeht. Wer aber seinem Feinde nicht widerstrebt, der benimmt ihm die Spannkraft, er wird manches zu erdulden und zu leiden haben, doch er wird nicht in Gefahr stehen, im Kampfe vernichtet zu werden, er wird den Feind entwaffnet haben und ihn allmählich zum Freunde machen — kurz, er wird in seiner Weise siegen. Thatsächlich kann man im Leben überall beobachten, daß der Geduldige, Sichbescheidende zwar arm und gering dahinleben muß, daß er aber keine unmittelbaren Feinde hat, und daß er ziemlich unangefochten

Digitized by Google

und anständig durchs Leben kommt. — Diese letztere Lehre ist trotz der scheinbaren Schwäche, die sie predigt, völkerstärkend und kulturfördernd, während die erstere völkerschwächend und kulturvernichtend wäre.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß diese beiden Lehren, die vom Übermenschen und die vom demütigen Knechte, zu gleicher Zeit aufgetreten und sich gegenüber gestanden sind. Die letztere fand natürlich mehr Verständnis, denn sie ist das ursprüngliche Christentum.

Man könnte sagen, die Lehre vom Übermenschen sei eine aristokratische, die des Christentums aber eine demokratische. Und doch, bei näherem Einblicke finden wir, daß erstere den Aristokratismus bloß theoretisch fördert, daß der Übermensch die Menschheit nicht stärken, sondern ausrotten würde, während das Christentum dem Aristokratismus praktisch eine mächtige Stütze ist. Denn eine Lehre, welche dem Volke Knechtschaft und Verzichtleistung predigt, macht es den Starken und Eigennützigen leicht, es in Knechtschaft zu erhalten, die Güter an sich zu nehmen, und die Herren der Welt zu werden. Das scheint auch eine Schattenseite des Christentums zu sein, man hat es in diesem Sinne sehr unchristlich ausgenützt und oft habe ich mir gesagt, daß Karl der Große, welcher die Völker mit Feuer und Schwert zum Christentum bekehrt hat, nichts weniger als Christ gewesen ist. Aber auch der russische Kaiser ist es noch heute nicht, wenn er in seinem Reiche den Glaubenszwang aufrecht hält, und unsere Gesetzwalter sind auch nicht christlich, wenn sie sagen: Zur Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung müsse das Volk in der Religion erhalten werden. Zum Satan, nein!

Digitized by Google

Nicht der gesellschaftlichen Ordnung wegen, nicht des Vorteiles einzelner Personen oder Klassen oder Staaten wegen muß es Religion geben, sondern darum, weil es ein Bedürfnis der Herzen ist, weil es Gottes wegen ist. Was hat sich jener Priester gedacht, der mir salbungsvoll auseinandersetzte, daß der öffentlichen Sicherheit wegen die Religion in den Massen unerläßlich sei? Wenn der Priester selbst Atheist ist — und der Mann war in diesem Falle einer — dann gute Nacht! — Es soll freilich nicht allzuselten vorkommen, daß Priester ungläubig sind, die Ursache mag teils darin liegen, daß sie die religiösen Verrichtungen zu handwerksmäßig auffassen, wodurch dieselben den Geist verlieren, und daß sie zu viel über das Dogmatische haben studieren und denken müssen, wodurch die Unmittelbarkeit des Herzensglaubens geschädigt wird. Indes glaube ich doch immer noch zum Troste, daß wir mehr Priester als Pharisäer haben.

Was die Ausbreitung anbelangt, von der oben die Rede war, so verdankt das Christentum seine Ausbreitung nicht so sehr der Gewalt, als vielmehr den Tugenden der Friedfertigkeit, der Sanftmut, der Opferwilligkeit und Bekenntnisfreudigkeit im Sinne der Apostel. Und daß die Menschen ihr angenommenes Christentum nicht abgeschüttelt haben, obschon es ihnen oft nur Unterdrückung und Armut gebracht hat, das beweist am besten, wie tief diese Lehre in ihr Herz eingegangen war und wie reichlichen Ersatz für den Entgang irdischer Werte sie in der christlichen Verinnerlichung ihres Lebens, in ihrem Gemüte gefunden haben.

Der Kern der christlichen Lehre ist die Bergpredigt. Ein beispielloses Monument. Sie ist überaus vielfach und

Digitized by Google

verschiedenartig gedeutet worden. Ich habe nie besonders darauf hingehört, sondern das Evangeliumbuch genommen und mir die Auslegung selber gemacht. Meine Auffassung ist recht einfach. — Selig sind die Armen im Geiste. Das verstehe ich nicht so, als ob die geistig Beschränkten selig wären, nein, im Geiste sind sie selig, die Armen, die sonst nichts haben, in ihren Idealen und Vorstellungen, in ihrem geistigen Leben, sie haben den Himmel in sich. Die Sanftmütigen sind selig, denn sie werden das Land besitzen, sie werden den Genuß der Schönheit des Landes haben, während die Sorge und Mühsal um dasselbe denen zufällt, die sich dessen Herren nennen. Die Traurigen sind selig denn sie können nicht enttäuscht werden, jeder sanfte Lichtblick ist ihnen zum Trost, zur Freude, während die Vergnügten jeden Augenblick Gefahr laufen, betrübt zu werden oder, als an die Freude gewöhnt, im Unglücke der Verzweiflung anheimfallen. Die nach Gerechtigkeit sich sehnen, sind selig, denn sie finden in der Gerechtigkeit eine göttliche Bundesgenossenschaft, sie sehen die Spur Gottes in dem, wie das Gute zum Siege und das Böse zum Untergange kommt. Die Barmherzigen sind selig, denn im Mitleide mit anderen finden sie ihr besseres Selbst, spüren die Zusammengehörigkeit mit den Menschen, fühlen sich nicht allein, sondern in gemeinsamer Hut mit allen. Selig sind, die ihr Herz rein halten von irdischen Begierden, ihnen wird das Anbild Gottes, das sie in der Seele tragen, nicht getrübt. Die Friedsamen sind selig, denn kein Haß und keine Schuld beunruhigt ihr Herz, sie sind harmlos und froh wie die Kinder, die Gott an seiner Brust wiegt. Die ihrer Ideale wegen unschuldig Verfolgten sind selig, denn

Digitized by Google

es ist Seligkeit für das zu leiden, was man liebt und das Anbild wird uns immer noch teuerer, je mehr Anstrengung die Feinde machen, es uns zu entreißen. Nicht sie werden selig, sagt Christus von allen denen, vielmehr sie sind selig. — Denen Erkenntnis geworden, die sollen offen bekennen, sollen gleichsam das Salz der Erde und das Licht der Welt sein, indem sie ihre Überzeugung freimütig aussprechen. Dann weiter: Sollst aus Demut in verschlossener Kammer beten, aber auch vor den Leuten dich dessen nicht schämen, also daß es ganz gleich ist, wo du betest; immer und überall magst du mit deinem Gott sprechen, wann und wo dir dazu ums Herz ist. — Ich bin, so sagt er, nicht gekommen, die alten Gesetze aufzuheben, sondern sie zu erfüllen, aber nicht zu erfüllen nach dem toten Buchstaben, sondern nach dem lebendigen Geiste. Nach dem Buchstaben erfüllen es ja auch die Schriftgelehrten und Pharisäer, aber wenn ihr thut wie diese, werdet ihr nicht gerecht sein und den Himmel niemals gewinnen. Die Schriftgelehrten sagen: Du sollst nicht töten; ich sage, du sollst nicht einmal zürnen. Wer zürnt und richtet, der wird selbst gerichtet werden. Nichts nützen dir deine Opfergaben auf dem Altare, wenn du mit deinem Nächsten Feindschaft hast. Bei den Alten heißt es: du sollst nicht ehebrechen. Ich sage, du sollst nicht einmal den Gedanken haben, die Ehe zu brechen. Schaut dein Auge begehrend nach der Frau des Nächsten, so blende dich, — besser dein Auge ist verloren, als deine Ehrbarkeit. Streckt deine Hand sich aus nach dem Gute des Nächsten, so haue sie ab; besser deine Hand ist hin, als deine Seele. Bei den Alten heißt es: du sollst nicht falsch schwören. Ich sage, du sollst überhaupt nicht schwören

Digitized by Google

bei Gott; ja oder nein, das sei genug. Bei den Alten heißt es: Aug' um Auge, Zahn um Zahn; ich sage, du sollst dich gar nicht widersetzen, sollst alles geduldig leiden. Bei den Alten heißt es, hasse deinen Feind; ich sage, liebe deinen Feind, thue Gutes denen, die dich hassen. So thut auch unser Vater im Himmel den Menschen, die ihm feindselig sind, werde ihm ähnlich. Die zu lieben, die dich lieben, das ist leicht, dazu brauchen wir kein Gesetz, das thun auch die Gottlosen. Willst du mir folgen, so trachte vollkommen zu werden.

So höre ich es, das Wort Jesu in der Bergpredigt, die an Gewalt und Erhabenheit ihresgleichen nicht hat. Und also fährt sie fort:

Thust du Gutes, so thue es nicht der Leute wegen, sonst hast du keine Freude an deiner That. Selbst das Beste, was du gethan, verderben dir die Leute durch ihre Mißgunst. Nicht einmal deine linke Hand soll es wissen, was die rechte thut, so geheim halte das gute Werk, dein Vater im Himmel sieht es doch und wird es segnen, das heißt, dich stark und immer stärker machen, um endlich das Größte zu vollbringen. Wenn du betest, so mache nicht viel Geschwätz. Ergieb dich in den Willen dessen, der im Himmel ist, ehre seinen Namen, suche sein Reich. Bitte um Vergebung deiner Schuld, gelobe, daß du auch deinen Beleidigern verzeihst. Bitte um die Stärke des Herzens gegen die Versuchung der Welt und um die Erlösung vor dem Bösen. — So sollst du beten. — Büßest du eine Sünde, so thue es nicht mit scheinheiliger Geberde, schmücke dich festlich, sei heiter, damit die Leute dir nicht anziehen, daß du büßest. — Sorge und kümmere dich nicht zu sehr

Digitized by Google

um deinen täglichen Lebensunterhalt; diese Sorge verdirbt den meisten Menschen die kindlichen Freuden des Lebens und haben sie sich genug Lebensmittel zusammengesorgt, dann ist der Tod da. Sammle nicht Schätze auf Erden, die vergänglich sind; sammle vielmehr Schätze zu deiner geistigen Vollkommenheit, hinterlege sie beim Vater als Erbe für deine Nachkommen. Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz, und es soll nicht an der Erde kleben, es soll bei deinem himmlischen Vater sein. — Bist du der Erde, so kannst du nicht des Himmels sein, denn zweien Herren kann man nicht dienen. Arbeite für den Tag, bitte um das Brot für heute und trachte froh und heiter nach dem Reiche Gottes, nach dem Frieden des Herzens. Das Wort Gottes ist deine einzige Leuchte, alles Licht der Welt ist Finsternis. Richte nicht über andere, damit nicht du selbst gerichtet werdest, denn wie du thust, so wird dir gethan werden. Bessere dich zuerst selbst, dann verlange Besserung deines Nächsten. Gieb dein Bestes nicht dem Schlechten hin, behalte dein Heiligstes bei dir selber. Bestrebe dich, dann wirst du erlangen, bitte Gott, und er wird dir geben. Wenn dein Sohn dich um Brot bittet, so wirst du ihm keinen Stein geben, um so mehr wird dein himmlischer Vater auf dein Bitten dir geben, was dir frommt. Was du willst, daß die Leute dir thun, das thue du ihnen, das ist der Kern des Gesetzes. Der Weg zur Vollkommenheit ist schmal und beschwerlich, wenige gehen ihn. Hüte dich vor falschen Lehrern, die schmeichelnd zu dir kommen, um deine Seele zu verführen; beurteile sie nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Werken. Zeigen sie schlechte Werke, so sind es schlechte Menschen. Gott giebt den Himmel nicht dem, der

Digitized by Google

ihm in Worten schmeichelt, sondern dem, der seinen Willen befolgt. — Das ist meine Lehre. Erfüllst du sie, so baust du dein Haus auf einen guten Grund, Stürme und Wässer werden es nicht zerstören. —

Fast schauerlich hallen diese Worte durch unsere Herzen, denn kaum einer von allen, die sich Christen nennen, lebt ganz und gar nach dieser Lehre. Ja noch mehr, die wenigsten der berufenen Lehrer verkünden sie. Vor einiger Zeit hat in meinem Vaterlande ein klerikales Blatt, welches als Organ des Adels und des Großgrundbesitzes gilt, die Thatsache zu widerlegen gesucht, daß das Christentum die Religion der Armen und Unterdrückten ist. Es sei eine Religion für alle, für Arme und Reiche, für Knechte und Herren. Zum Beweis dafür führte das Blatt allerlei Aussprüche von Kirchenlehrern und katholischen Schriftstellern an, aber nicht einen einzigen Ausspruch von Christus selbst. Das ist bezeichnend. Freilich ist das Christentum eine Religion für alle, aber es will, daß unter diesen allen nicht Reiche und nicht Herren seien, die auf Kosten der Armen genießen und herrschen. Christus predigt eine Obrigkeit, aber keine Unterdrücker, er läßt Habende gelten, wenn sie gleichzeitig Gebende sind, und mißmutig ruft er die Worte aus: Eher geht das Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel! Hingegen lädt er die Armen und Mühseligen zu sich, tröstet die Verfolgten und Kreuztragenden, die Sünder, ehrt die Demütigen und Einfältigen und wird nicht müde zu sagen, der Mensch verachte die irdischen Schätze und sammle sich himmlische, er sei so sanftmütig, daß er auch noch die linke Wange hinhalte, wenn er auf der rechten geschlagen worden. „Wer mich

Digitized by Google

liebt, der verlasse alles, was er besitzt, nehme das Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Ich frage, ist das eine Religion im Sinne Reicher und Mächtiger?

Die Sozialdemokraten thun unklug, wenn sie sich vom Christentume abwenden. Es giebt keine Lehre und kein Gesetz, welches so für die wirklichen Arbeiter und Unterdrückten einstünde, als das Christentum, das schon einmal das Joch der Sklaven gebrochen hat. — Allerdings, wenn die Sozialdemokraten nicht zufrieden sind damit, daß sie befreit werden und eine so menschenwürdige Stellung erhalten, um sich auch menschlich vervollkommnen zu können, wenn sie herrschen wollen und andere unterdrücken, dann paßt für sie das Christentum freilich so wenig, wie für die Tyrannen. Das Christentum kennt keinen Herrn im Sinne des rücksichtslosen Gewalthabers. Selbst Gott den Herrn nennt es Vater. Und alle Menschen sind Brüder.

Schon uralte Religionen des Orients haben die Brüderlichkeit und die Entsagung gepredigt; gewiß, auch in ihnen war der Geist Gottes, wenn auch nicht hinausleuchtend über die irdischen Tage. Sie wußten das ewige Leben noch nicht und so war das Verzichten auf die Werte des zeitlichen eine schwere Zumutung. Zu uns gekommen ist die Wahrheit des Herzens, der Wille, tausendfach erhöht durch den armen Wanderrabbi von Galiläa. Durch ihn ist das Wort Fleisch geworden, in ihm ist die Lehre in Fleisch und Blut übergegangen, er hat sie gelebt, er hat gezeigt, wie man sie leben muß, daß sie zum Heile wird. Unser Heiland ist Jesus.

Digitized by Google

Der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau.

Ich hatte einen Jugendfreund, der katholischer Theologe war. Mit diesem lag ich in einem beständigen Streite, und der Streit pflanzte sich fort in die Zeit, da der Freund schon wohlbestallter Pfarrer und ich — nach den Berichten klerikaler Zeitungen — schon ein ausgepichter Ketzer war. Wir stritten auch um das Dogma der Jungfrauschaft Mariens. Der Geistliche hätte den Streit über diesen Gegenstand mit mir längst abbrechen müssen, oft gestand er mir im Schweiße seines Angesichtes, er solle sich gar nicht einlassen, mit einem Gegner darüber zu sprechen, er habe die Satzung nur von der Kanzel zu predigen, wo ihm niemand eine Einwendung machen könne, doch mit einem Antichristen zu zanken, das sei ihm eigentlich nicht erlaubt. Weil er aber doch einen Tropfen religiösen Blutes, und wäre derselbe auch nur von meinen Vorfahren ererbt, in mir wahrnahm, so hoffte er mich allmählich zu bekehren. Solange er redete, gelang ihm das nicht. Als er schwieg, als ich den stillen blassen Mann auf dem Totenbette liegen sah, in seiner Hand ein Kruzifix, über seinem Haupte an der Wand das Bild der „Unbefleckten Empfängnis" — da war ich so viel als bekehrt.

Eine Jungfrau kniet auf dem Schemel und betet ihr Abendgebet. Ihr Obergewand hat sie von sich gelegt, in Demut faltet sie die Hände, voller Inbrunst fleht sie um den Erlöser, den ihr Volk seit Jahrtausenden vergeblich erwartet. Da steht plötzlich vor ihr ein Jüngling. Eine sprossende Lilie in der Hand tritt er hin vor die Jungfrau, grüßt sie und bringt ihr die Bot-

Digitized by Google

schaft, daß sie einen Sohn gebären werde. Sie antwortet voller Ruhe, das könne nicht geschehen, weil sie keinen Mann habe. Der Jüngling sprach, der heilige Geist erschaffe den Sohn und es werde der Sohn Gottes sein. — So sah ich's auf dem Bilde. Und darunter lag der tote Mann, der ein so beredter Verteidiger dieses Glaubensartikels gewesen war. — Einst hatte ich oft die Hände zusammengeschlagen und fast mit Entrüstung ausgerufen: Ja, warum denn das? Es ist ja nicht nötig. Es war in der alten Christenheit nicht, es ist in vielen Ländern der heutigen Christenheit nicht, und der Glaube an den Gottessohn war und besteht doch. Wozu denn durch eine willkürliche unmögliche Auslegung alter Offenbarungen ein Dogma hineintragen, ein Dogma, das der Vernunft ins Gesicht schlägt, das den Verstand und die Kritik herausfordert und welches dem denkenden Menschen das Glauben so schwer, wenn nicht gar unmöglich macht? Es trägt nicht bei zur Erklärung des Gottmenschen, es verwirrt nur; es erzeugt keine Begeisterung, keine Innigkeit, weil es wider die Natur ist; es fördert nicht die Frömmigkeit, nicht die Gesittung, es lenkt vielmehr ab zu mancherlei bedenklichen Vorstellungen und, was in unserer Zeit noch das Schlimmste ist, es fordert den Spott der Welt heraus. Wozu das?

Vortrefflich in seiner Art hat mein guter Pfarrer Urban diese Einwände widerlegt, stets an der Hand der heiligen und kirchlichen Schriften. Alles brachte er vor, nur keinen Beweis, und wenn er das einsah, dann sagte er allemal, beweisen ließe es sich nicht, man müsse eben daran glauben. Damit war ich geschlagen, gegen schlechte Beweise läßt sich viel sagen, gegen das Glauben nichts. „Wolltet ihr," so

Digitized by Google

bemerkte ich einmal, „derlei Dinge gar nicht beweisen, ihr wäret unanfechtbarer.“

Nun stand ich an seiner Bahre und das war das Allerunanfechtbarste. Ich bereute es, die fromme treue Seele so oft aufgeregt und geärgert zu haben und ich dachte, wenn man schon neunundneunzig Pfund glaubt, warum nicht gleich den ganzen Centner! Mystik ist schließlich ja alles und deutbar ist auch alles. Wenn sie es sinnbildlich sagen, muß man es denn gleich buchstäblich nehmen? Und wenn sie es buchstäblich meinen, darf ich es mir nicht sinnbildlich auslegen? Die Jungfrau hatte glühende Sehnsucht nach dem Erlöser, voll der innigsten Gottempfindung hatte sie nur ein Gebet, nur ein Verlangen, nur eine Seligkeit, nämlich daß ihrem Volke endlich der Heiland geboren werde. Und als der Gottesbote sie, die demütige Magd des Herrn, als die Auserwählte bezeichnete, da steigerte sich das Gebet zur höchsten und herrlichsten Begeisterung. Und siehe, durch dieſen heiligen Geist hat sie empfangen. Nur beseelt von diesem Geiste, der Sehnsucht nach dem Messias, empfing sie ohne jede Sinnlichkeit und Begier, also blieb sie in ihrer Unschuld, in ihrer Jungfräulichkeit. Die Reinheit geht nur durch die „Sünde“ der sinnlichen Lust verloren, wer diese Sünde nicht hat, der bleibt rein. Demnach hat Maria vom heiligen Geiste empfangen und als Jungfrau geboren.

Ich wollte Priester werden. Weiß nicht, wie es mir mit solcher Auslegung des Dogmas ergangen wäre. Und doch wäre ich ein Glaubender. Die Reinheit des Herzens hängt nicht von physischen Vorgängen ab, sondern von der Gesinnung. Daher würde ich mit aller heiligen Überzeugung

Digitized by Google

des Herzens predigen: Maria hat ohne Sünde empfangen und als Reine geboren — und in dem Sinne, wie ich's verstehe, müßte alle Welt mit mir einverstanden sein, ohne daß die kirchliche Satzung berührt zu werden braucht. Auch andere Dinge, die buchstäblich genommen Unsinn sind, deute ich mir zum Rechten. Wozu hat man sonst seine eigene Seele? Nur sollten sich die Leute gegenseitig diese Seele nicht streitig machen wollen. —

Die Menschwerdung und ihre Botschaft, wie groß und deutsam! Der Heiland kam zuerst in einen Stall zu Tieren. Die Reichen haben ihn verstoßen, die Armen haben ihn gesucht, die Schriftgelehrten haben ihn verkannt, die Fürsten haben ihm nach dem Leben gestrebt. Die Weisen haben ihn gefunden.

Also der Einzug Gottes ins Menschengeschlecht! Hätten sie in ihm gleich den Heiland gesehen, so wäre sein Erscheinen überflüssig gewesen. Wen hätte er denn erlösen sollen, wenn sie schon erlöst gewesen wären? Die Erlösung begann mit der Kindheit und sie führt zur Kindheit. Eine Kindheit in der Armut zwischen Ochs und Esel. — Das ist nicht Mystik, das ist eine leicht zu verstehende Botschaft für alle Zeiten, so lange einfältige Menschen nach Kindschaft dürsten werden.

Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuziget, gestorben.

Wie kommt Pilatus, der Heide, ins Credo? Sind ja doch auch die anderen nicht drinnen, die wichtig in das Leben Jesu eingegriffen haben. Wie kommt gerade Pontius Pilatus zur Ehre eines ewigen Denkmals im hehren Glaubens-

Digitized by Google

bekenntnisse des Christen? Wie er dazu kommt? Weil er als Gegensatz ein Urbild des irrenden egoistischen Menschen ist, weil er das Entscheidendste that, was Menschen thun konnten, um den Propheten göttlich zu machen — er ließ ihn leiden. Er verurteilte den Gerechtesten zum Tode.

Wenn Christus nicht gelitten hätte!

Nehmen wir an, der römische Statthalter Pilatus hätte von seiner Lehre gehört, hätte seiner Bergpredigt beigewohnt, hätte daran Gefallen gefunden und hätte an Tiberius folgendes geschrieben: Cäsar! In der Provinz Palästina ist ein Mann aufgestanden, der mir geeignet zu sein scheint, das störrische Judenvolk zu zähmen. Zwar ist er selbst ein geborener Jude, doch verkündet er eine neue Lehre, die uns von großem Vorteile sein kann. Er prediget der Menge Sanftmut, Selbstbescheidung, lenkt sie von staatlichen und gesellschaftlichen Forderungen und Bestrebungen, von Begier und Genuß ab, indem er ihren Sinn auf ein Leben im Jenseits (im „Gottesreiche") richtet. Er predigt Armut und Unterwerfung, und trotzdem strömt ihm das Volk zu und ist begeistert von seiner Lehre, denn seine Persönlichkeit ist unbeschreiblich berückend. Jesus der Christus wird er genannt. Ich möchte ihm ein einflußreiches Amt geben, damit er seine Grundsätze immer weiter verbreite und so das Volk in jene Untergebenheit zurückweise, die wir wünschen müssen. Zur Erhärtung des Gesagten füge ich Aussprüche bei, damit du, großer Cäsar, u. s. w.

Also Pilatus an den Kaiser. Und dieser an Pilatus: Landpfleger! Deine Mitteilung von dem neuen Volkspropheten haben Wir mit Befriedigung vernommen. Wenn thatsächlich seine Lehre so ist, daß sie die nationalen Be-

Digitized by Google

gehren der Völker, Führer und Schriftgelehrten entkräftet, die Menge unter dem Grundsatze fügsamer Brüderlichkeit im Zaune hält, so soll er nicht in Jerusalem bleiben. Schicke ihn zu Uns, Wir wollen ihn zum hohen Priester des ganzen römischen Reiches machen und seinen Palast soll er in Rom haben. Seine Lehre von der Armut und Demut soll allen Völkern der Erde zu teil werden, damit sie sich willig leiten lassen und Unserer Staatskunst Ehre und Heil werde. Die Augurenwirtschaft ist Uns ohnehin zuwider, Wir bedürfen neuer Propheten. Dein gewogener Tiberius.

Und dann reist der Christus auf stattlichem Schiffe unter großer Begleitung nach Rom, wird dort von Cäsar huldvoll empfangen, mit Purpur bekleidet, mit Gold geschmückt und in einen fürstlichen Palast geführt, wo er in Glanz und hoher Würde seines Priesteramtes zu walten beginnt. Die Völker beugen sich vor solcher Herrlichkeit, in der sie den Abglanz der Gottheit zu sehen vermeinen, geduldig fügen sie sich dem Elende und der Knechtschaft, während der hohe Priester, immer Demut und Entsagung predigend, in Überfluß und Macht lebt, bis er endlich in hohem Alter auf Sammt- und Seidenkissen eines sanften Todes entschläft.

Ich frage — wäre ein solcher Christus denkbar? Nie und nimmer. Seine Göttlichkeit liegt darin, daß er seine Lehre lebt. Daß er sie selber lebt und bereit ist, für sie sich zu opfern, zu sterben. — Pilatus war das Werkzeug für sein göttliches Leiden und Sterben, und darum kam er ins Credo.

Im ganzen vollzog es sich mit Christus, wie es sich

Digitized by Google

mit allen Besten der Menschen vollzieht, er wurde teils falsch verstanden, teils absichtlich falsch beurteilt, verdächtigt, angeklagt, verfolgt, bis ins Tiefste verwundet und endlich getötet. Als ob es so sein müßte, damit der wahre Sieg erlangt werde; wohl gerade aus Leiden und Tod geht die Idee neuverjüngt und unsterblich hervor. In einem jedoch unterscheidet Christus sich von anderen Schicksalsgenossen, er verteidigte sich nicht, er schwieg. Seine Thaten allein ließ er sprechen. Und sie sprechen in Ewigkeit. Nicht so sehr seine gewirkten Wunder. Wunder wirkt jeder, den das Volk liebt. — Vielmehr sein großer Opfertod besiegelt für alle Zeiten hin die Wahrheit und Treue seiner Lehre. Opferwilligkeit für den Nächsten predigte er, und wie man das macht, er zeigte es. Er hätte durch Widerruf der Lehre sein Leben retten können, doch er wußte, daß diese Lehre die Menschheit glücklicher und besser machen wird, er widerrief sie nicht, sondern ließ sich lieber töten. Und sein Tod ist uns ein ewig lebendiges Vorbild geworden. —

Vor längerer Zeit bin ich von einem Zeitungsjüngling höflich befragt worden, was ich über das Meßopfer für eine Meinung hätte. Etwas sehr verblüfft betrachtete ich mir den jungen Fragesteller und meine Antwort war auch eine Frage: „Wozu brauchen denn das Sie zu wissen?"

„Ich würde sehr gerne darüber ein Feuilleton schreiben für unser Blatt," meinte der Jüngling.

„Sie für Ihr Börsenblatt ein Feuilleton darüber, was ich vom Meßopfer halte?"

„Man hört, daß Sie ein so guter Katholike sind und das hätte unsere Leser interessiert —"

Digitized by Google

„Neben dem Kurszettel das Meßopfer, nicht wahr, die Zeile zu zehn Kreuzer!“

Damit hatte ich aber den jungen Löwen gereizt. Erst fragte er, ob es wahr sei, daß die Priester eine Messe für sechzig Kreuzer verkauften, dann, als er schon an der Thür stand und ich ihm dieselbe bereitwilligst geöffnet hatte, sagte er: „Wollte nur um eins gebeten haben, ganz für mich. Die einen sagen, das Meßopfer sei nur eine Gedächtnisfeier, andere hingegen behaupten, daß jede Messe ein wirkliches Kreuzopfer wäre, bei welchem sich die Leidensgeschichte thatsächlich erneuert. Bitte, wie verhält sich das eigentlich?“

„Stolpern Sie nicht!“ sagte ich, auf die Thürschnalle deutend.

„Wenn das letztere der Fall,“ fuhr er fort, „so wäre es doch grausam, eine Messe lesen zu lassen, die Hinrichtung zu veranstalten und derselben noch kaltblütig beizuwohnen —“

Da lag er schon draußen. Damals hatte ich noch Schwungkraft in den Armen.

Die Geschichte ist nicht erfunden. Mit einem ernsten Manne, der nicht z. B. fürs Feuilleton des Börsenblattes arbeitet, hätte ich mich über den Gegenstand allenfalls in eine Besprechung eingelassen und würde meine Meinung darüber wahrscheinlich dahin zusammengefaßt haben: Für den Skeptiker sind die Sakramente wertlos, für den Gläubigen ein unschätzbares Seelengut. Vor Jahren habe ich mich in meinem Buche „Allerlei Menschliches“ unter anderem über die Mystik ausgesprochen. Ich fragte, weshalb der moderne Mensch vor der Mystik einen solchen Abscheu habe, da doch jeder von uns in lauter Geheimnisse

Digitized by Google

eingesponnen sei? Geheimnis ist uns die Welt, die Vergangenheit, die Zukunft, Geheimnisse sind uns die Ursachen unserer Neigungen und ihre letzten Wirkungen. Und das größte Geheimnis ist der Mensch sich selbst. Alles um uns, vor uns, hinter uns, über uns, unter uns ist dunkel. Grelle Lichter, die zeitweilig aufflackern, blenden uns mehr, als sie uns erleuchten. Wenn wir nun das Geheimnis zum Symbol machen, sinnbildlich es unserem Herzen näher bringen, es mit unserer Phantasie vermenschlichen, verklären, so ist das noch das Beste, was wir thun können. Wir beten im Sakramente nicht Brot und Wein an, sondern das Geheimnis, in dessen Schoß unsere ewigen Geschicke ruhen. Wir gedenken der göttlichen Liebe, die uns erlöset, und sind selig in dieser Vorstellung. — Wer mich in dieser Sache nicht gleich versteht, der soll sich ja keine Mühe geben, mich zu verstehen. Er möge ruhig aus meinem Kreise in den seinen treten, ich verlange von ihm nur das eine, daß er meine Individualität achte, wie ich die seine. Zur Thür hinaus lade ich nur den, der mit frechem Spotte dieses Heiligtum von Millionen Mitmenschen entweiht.

Ich habe noch keinen Heiden und keinen Atheisten bedeckten Hauptes eine christliche Kirche betreten sehen, aber ich habe manchen gesehen, der bei dem weihevollsten Augenblick des Meßopfers, bei der Wandlung, nicht das Haupt geneigt hat. Warum das eine, und das andere nicht? Kann ich schon selber nicht glauben an das Mysterium, so muß ich ihm wenigstens Achtung zollen als einem Gegenstande, dem so unermeßliches Heil für andere innewohnt. Wenn ich in einem dämmernden Winkel der Kirche stehe und blicke hin auf den Altar, wo die Kerzen feierlich

Digitized by Google

brennen, wo der Weihrauch sachte, gleichsam wie eine Wolke Andacht aufsteigt, wo der Priester stille Gebete murmelt und wo das Glöcklein manchmal ein klingendes sursum corda ruft — da muß ich gedenken des Dramas auf Golgatha, wo uns gelehrt worden ist, wie man sich opfere für die Menschheit.

Wird doch dieses Opfer besonders heute wieder von jedem verlangt. Der Familienvater weihe das Leben den Seinen, der Freund trete treu für das des Freundes ein, der Nationale opfere es unbedenklich seinem Volke, das Weltherz bringe, wenn es damit der Allgemeinheit nützen kann, sich dem ganzen willig dar. Solche Opfer stehen hoch im Preise, gelten als höchster Ausdruck erhabener Menschlichkeit, und die Helden werden wie Unsterbliche geehrt. Warum denn so geringschätzig an einer Ceremonie vorübergehen, die uns immer wieder die Opferfreudigkeit und den Heldentod in weihevollem Mysterium vor Augen führt?

Heldenopfer im kriegerischen Sinne stehen auch den Heiden an und nicht immer ist das Christentum damit einverstanden. Hingegen fordert dieses von jedem alle Tage ein sanftmütiges Sichbescheiden, ein geduldiges Erfüllen der Berufspflichten, eine liebreiche Thatenfreudigkeit im kleinen wie im großen zum Wohle des Nächsten. Und dazu ist der am Kreuz Ausgestreckte das Vorbild. —

Engherzig forschen die Gelehrten, ob es wohl mit rechten Dingen zugegangen sei, wenn bei dem Tode Jesu die Erde bebte und die Sonne sich verfinsterte. Was wollen sie damit? Bebte den Jüngern des Herrn nicht das Herz, betrübte sich ihnen nicht die Seele, als er starb?

Digitized by Google

Und wenn dem Menschen das Herz bebt, so bebt ihm zugleich das Weltall und wenn sein Gemüt sich verdüstert, da lischt ihm zugleich alles Gestirn des Himmels aus. So auch geschieht das Wunder, an das er glaubt, die Gnade, an die er hofft. Vollzieht sich das Wunder auch nicht für andere, so doch für ihn, und in aller Wahrheit und Wesenheit seines Gemütes, denn er fühlt es. — Mit der Wissenschaft den Glauben korrigieren zu wollen, ist ein kindisches Beginnen. Der Menschenkenner thut es nicht, nur der handwerksmäßige Gelehrte versucht es, der kleinsinnige Geselle, der sich keine andere Wesenheit zu denken vermag, als die enge Staubkruste ist, in der er selber steckt.

Gelänge es, alle Wunder Christi als materiell wahr zu beweisen, das heißt wissenschaftlich vollgiltige Beweise für das Geschehen derselben aufzubringen, dann wäre der Heiland in das menschlich Historische herabgezogen. Die „Wunder" hätte er zwar gewirkt, aber es hätte sie auch jeder andere unter den gleichen natürlichen Verhältnissen wirken können, und wir hätten keinen Heiland mehr. Wem Christus als Mensch lieber ist, der mag sich ja wohl damit bescheiden; wer aber die Sehnsucht, somit die Glaubensanlage nach einem göttlichen Erlöser in sich trägt, der hat auch das Recht, ihr nachzuhängen — und er ist glücklich zu preisen.

Abgestiegen zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten.

Das war der einzige Glaubensartikel, an den ich in meiner Kindheit eigentlich nicht glauben wollte. Die Auf-

Digitized by Google

erstehung von den Toten, das war selbstverständlich, unser Herrgott kann nicht tot sein. Aber zur Hölle abgestiegen! Unser Herrgott gehört in den Himmel, und nicht in die Hölle, und daß der liebe Herr Jesus in die Hölle gekommen sein soll, das glaubte ich nicht. — Da belehrte mich auf solchen Angriff gegen den fünften Glaubensartikel einmal unser alter Knecht Markus: „In die Höll' gekommen ist er ja nicht, wie etwa der Herodes oder der Judas Iskariot, freiwillig ist er hinabgestiegen, um zu sehen, was der Schwarze für Anordnungen macht. Dem Leutschinder, dem Hahnbauer, soll die Haut abgezogen werden allemal, so oft ihm wieder eine nachwachst. Dem Weiberleutsopper, dem Etzel-Franz, sollen die Haare vom Kopf gesengt und die Fußsohlen gekitzelt werden. Dem Rocker-Steffel, der mich beim Uhrhandel angeschmiert hat, sollen unter die Fingernägel Holzsplitter hineingetrieben werden. Der Vielfraß, der Wirtshansel, der selber das Feiste ißt und den Gästen die Knochen vorsetzt, der soll in Schweinsfett geröstet werden, bis er eine Kruste hat über und über. Der Tratsch-Kathel soll die Zunge an ihre eigene Nasenspitze genagelt werden. Ja, du lachst, Lecker, das ist kein Spaß nit! Schau, und deswegen ist der Herr in die Höll' hinabgestiegen, daß er ein bissel die Schmerzen lindert. Dann ist er eh gleich wieder heraufgestiegen."

So hat's der Markus, nicht der Evangelist, sondern unser alter Knecht, ausgelegt, und so habe ich's eine Zeit lang geglaubt. Die Hölle kam mir aber nicht mehr so schrecklich vor, seit ich wußte, daß der liebe Herr Jesus zeitweilig in die Hölle nachsehen geht. Später in der Schule hat der Katechet das alles wieder umgestoßen. Der lehrte,

Digitized by Google

daß Christus nach seinem Kreuzestod nicht in die wirkliche, sondern nur in die Vorhölle hinabgestiegen sei, wo die jüdischen Altvordern auf ihren Messias gewartet hatten. Da war der König David, der spielte auf der Harfe betrübte Psalmen. Da war der weise Salomon, der sang seit tausend Jahren sein hohes Lied, es gefiel ihm gar nicht mehr und er schlummerte immer dabei ein. Da saß der ägyptische Josef und hüllte sich fröstelnd in den Mantel, den ihm die schlimme Putiphar vom Leibe reißen wollte. Da kauerte der alte Abraham, der mit immerwährendem Kopfschütteln von den Sternen des Himmels lallte und den Sand des Meeres zählen wollte, in welchem seine Nachkommenschaft verbucht war. Diese Nachkommenschaft, was man so von ihr hörte, hatte dem braven Stammvater die gute Laune gänzlich verdorben. Da hockte der alte Noah und thäte gern Wein pipperln, aber im dunklen Garten war das Ding zu sauer geraten. Endlich ganz unten in der hintersten Ecke, in einer finsteren Felsenkluft saßen Adam und Eva. Sie hielten sich innig umschlungen und weinten . . . . . Doch, ich komme da ins Kinderschwätzen, just so hat es der Herr Katechet nicht dargestellt. Er hat nur mit wenigen Worten gesagt, daß Christus die Voreltern aus ihrem dunklen Orte erlöst und sie in die ewige Seligkeit eingeführt habe. Also sei er zugleich der Heiland sowohl der Juden als der Christen geworden, und wenn die Juden Jesus nicht als ihren Messias anerkennen wollten, obschon er aus ihrem Stamme sei, so sollten sie nur einmal zusehen, wo sie einen besseren fänden.

Von der Vorhölle zurückgekehrt, nahte der Herr sich wieder seinem Leibe, den die Jünger vom Kreuze herab-

Digitized by Google

genommen und begraben hatten. Und dann hat sich etwas Einziges, etwas unerhört Großes zugetragen. Der Mensch, den sie am Kreuze getötet und dann unter mächtigen Steinen begraben hatten, er wurde an den nächstfolgenden Tagen als lebendig gesehen. Zwei Frauen sahen ihn im Garten wandeln, zweien seiner Jünger begegnete er auf der Straße und als der Jünger mehr versammelt waren, um in tiefer Trauer den Tod des Meisters zu besprechen, war er plötzlich mitten unter ihnen, wie er so oft unter ihnen gewesen, und sie sahen an seinem schönen blühenden Leibe die Todeswunden.

Auch hier, wie überall, wo es Erhabenes zu zerstören giebt, hat die profane Welt ihre Sonde an den Glauben gelegt. Sie war nicht hochherzig genug, einen großen Gedanken zu tragen, den man wohl auch gelegentlich einem Weltkinde sollte zumuten können. Wenn Christi Lehre und That lebendig geblieben ist, sich verbreitet hat in alle Welt und in den Völkern wie in den einzelnen belebend wirkt bis auf den heutigen Tag, so darf man's ja doch gelten lassen, daß er lebt und waltet. Wenn sein Arm die Leidenden erhebt, die Irrenden führt, die Könige regiert, so muß er doch leben. Und wissen wir, daß er gestorben und zu den Toten gelegt worden ist, so sehen wir an seiner beispiellos waltenden Macht, daß er von den Toten auferstanden sein muß. Wir geben zu, daß Homer, Dante, Galiläi, Kolumbus, Gutenberg, Goethe unsterblich sind, warum sollte es gerade Jesus der Christus nicht sein? — Das wäre eine Auslegung für die Welt, doch nicht einmal diese bekennt sie. Sogar die Unsterblichkeit Napoleons betonen die Herren gelegentlich, aber die Unsterblichkeit Christi

Digitized by Google

bringen sie nicht über ihre Lippen. Und wie erst, wenn der Gläubige vor sie hintritt und bekennt: Auch sein Leib ist auferstanden von den Toten!

Auch ich habe ein bißchen Naturgeschichte studiert und weiß, wie nach den uns bekannten Naturgesetzen es nicht möglich ist, daß ein toter Menschenleib als solcher lebendig werden kann. Und doch glaube ich an die Auferstehung Christi auch als Menschen. Warum? Weil ich es gerne glaube, weil diese Vorstellung mir wohlthut, weil sie mich tröstet und erhebt, weil sie mich selig macht. — Ihr mögt ja recht haben mit eurer Naturgeschichte, aber mein Gedanke, meine Vorstellung, mein Glaube ist auch Natur, und wenn mein Heiland hier in meiner Natur von den Toten aufersteht, so geht euch das gar nichts an, und ihr könnt es nicht hindern und nicht ungeschehen machen!

Er ist ja auch mir schon begegnet. Er ist mir begegnet im Garten, wenn aus Erden die Blume sproß, er ist mir begegnet auf der Straße, wenn ein Hungernder dort lag, den ich sättigen, wenn ein Fremder dort wandelte, den ich beherbergen konnte. Und zu Hause, wenn ich mit Weib und Kindern zusammensaß, wenn wir ernsthafte Gespräche über die Ziele des Menschen führten oder in heiteren Worten uns ergötzten, da war plötzlich Er unter uns. — Ich sehe ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, so oft mein Herz ihn denkt. Schlank, in seinem dunkelblauen Gewande steht er vor mir, schmucklos, barhaupt, ein schmales Antlitz mit jugendlich sprossendem Barte und dem schweigend beredten Mund, mit schlicht zurückgelegtem, dunklem Haar und mit seinem großen blauen Auge voll milden Ernstes. Ich kenne niemanden besser als ihn. In

Digitized by Google

Ehrfurcht bange ich vor ihm, und doch ist er mir traut wie ein geliebter Bruder, vor dem ich kein Geheimnis habe und den ich um Rat und Hilfe bitte, wenn ich mir selber nicht zu helfen weiß. Zumeist sehe ich ihn einfach wie einen Menschen dastehen; damals aber, als ich in schwerer Krankheit lag, erschien er mir in leuchtendem Glanze, mit den Wunden und mit dem Kreuze. Ich gebrauche den Ausdruck, er erschien mir, obschon es meine Phantasie war, die mir ihn vorführte, weil es meine Sehnsucht war, ihn zu sehen. Wenn aber weltliche Bilder mich lustig und schmeichelnd umgaukeln, wenn ich auf schiefem Pfade sorglos dahineile, da sehe ich ihn plötzlich im Hintergrunde unter einer Palme stehen mit warnender Geberde.

Und wenn ich in langen Nächten schlaflos dahinliege, die Wanduhr und mein Herzschlag, und sonst kein Laut. In den Nebenzimmern ruhen meine Kinder, große und kleine. In keiner Minute bin ich sicher, daß nicht eines aufschreit oder wimmert unter plötzlich hereingebrochener Todeskrankheit. Doch, sie schlummern friedlich und wissen nichts von meiner Bangigkeit. Unter diesem schweren Geschenke des Lebens mit allen Keimen des Wahnes, der Begierde, des Leides, des Elendes, so schlummern sie süß der dunklen Zukunft entgegen .... Da höre ich sein Wort: Laß mich die Lasten tragen, du armes Menschen-Vaterherz, ich bin stärker als du!

Und wenn ich während des Bangens um die Seelen der Kinder selbst in die Irre ging .... Es hat Stunden, es hat Tage gegeben, da ich ihn nicht sah....

Digitized by Google

Als ich einst meine mühselige Mutter verließ und in die weite Welt ging, war er da bei mir? Als ich mit lockeren Jugendkameraden in allerhand Unzüchten zu versinken drohte, war er da bei mir? Als ich einmal anfing, nach Weltruhm und Geldlockung auszuhorchen, war er da bei mir? Als mich zu gelüsten begann nach Glanz und Genuß, war er da bei mir? — Und ist er wohl heute bei mir, da ich mich fast rühmen will, mit ihm auf so gutem Fuße zu stehen? Man sollte in solchen Dingen demütig schweigen. —

Aber einen Brief will ich hier mitteilen, der mir vor Jahr und Tag aus Jerusalem zukam und der mir wieder gezeigt hat, daß man sich mit dem Heilande nicht beliebig zusammenbestellen kann, wie mit einem Kameraden, daß erst die Stunde der Gnade vom Himmel tauen muß.

Lieber Alter!

Das hätte ich mir nicht gedacht im vorigen Jahre, als wir beide am Charsamstag die Auferstehungsfeier im lieben Maria-Trost mitmachten, daß ich heute sein würde an der wirklichen und wahrhaftigen Stätte des Leidens und der Auferstehung. Allein das muß ich Dir gleich sagen, daheim zu Maria-Trost war ich dem Heilande näher als hier. Mich hatte schon gereut, das heilige Land besucht zu haben, aber heute erlebte ich doch einen Moment, der alle Enttäuschungen hundertfach aufwog.

Mit der Reiseschilderung, wie man sie überall finden kann, Dich zu verschonen, habe ich versprochen, und mein Gefühl beim Einzuge in Jerusalem Dir zu schildern, unterlasse ich auch, und zwar aus dem Grunde, weil es nicht wert ist, geschildert zu werden. Ja, nicht wert ist! Von

Digitized by Google

der Stunde an, als wir in Jaffa in den Eisenbahnzug stiegen, war es nur das Kuriose, Absonderliche, was mich beseelte. Als wir in Jerusalem vom Bahnhofe zur Stadt hinaufgingen, ein internationaler Troß von Pilgern und Maultieren, und uns die Hotels ebenso modern und marktschreierisch grüßten wie etwa an der Riviera, da ward mir ganz übel. Und wenn man in den engen, mürfelnden Gassen der alten Hebräerstadt auf- und niederwandert und in Jerusalem vergeblich den Calvarienberg sucht, den man bei uns in Steiermark fast bei jedem größeren Orte, und wie stimmungsvoll! antrifft, da war mir so bange, als wenn man etwas sehr Teueres für immer aus dem Herzen verliert. Der Calvarienberg ist überhaupt kein solcher Felsenhügel gewesen, wie wir uns ihn vorstellen und jetzt ist der Platz der Kreuzigung, der zu Christi Zeiten außerhalb der Stadt gelegen war, mit einem Gewirre von Gebäuden, Kirchen und Kapellen bedeckt, daß keine Phantasie stark genug ist, den historischen Zustand der Gegend sich vorzustellen. Mitten in einem dämmerigen Gebäude wird auf einem Steinblock das Loch gezeigt, in welchem das Kreuz gestanden haben soll. Als ich die Stelle das erstemal besuchte, war sie verunreinigt von zerknittertem Zeitungspapier und Orangenschalen; hatte da wohl in Abwesenheit der sonst üblichen Wächter ein labebedürftiger Italiener oder Engländer seinen Imbiß verzehrt. Am Charsamstage in der Abendstunde, zur Zeit, als in unseren Ländern die Auferstehungsfeier abgehalten wird, bin ich in der Heiligengrab-Kirche gewesen. Das Gedränge und die Schwüle und der Dunst tausender von Kerzen und das Geschrei (es hatte wahrscheinlich Gesang sein sollen) war so groß, daß keinerlei

Digitized by Google

Weiheſtimmung in mir aufkommen konnte. In der Nacht beſuchte ich die weltheilige Stätte noch einmal, auch ohne Erfolg. Derwiſche ſtritten ſich herum wegen ein paar Kerzen, glaube ich, und ein greiſer, weißlockiger Abbé kniete da und rang faſt krampfhaft die Hände und wand ſich wie verzweifelt hin und her. Vielleicht erging es ihm ähnlich wie mir. Weinen hätte ich mögen, ja, aber ich konnte nicht. Wenn man über die Gnadloſigkeit weinen könnte, es wäre ſchon Gnade. Aber ſo öde, ſo leer! So weltlich verloren kam ich mir vor, ſo gottferne. Und darum war ich hergekommen? Das war das Ziel meines heiligſten Lebenswunſches? — Nachher wollte ich noch hinabſteigen in das Thal Kedron, vor dem Thore wies mich ein türkiſcher Wachmann zurück in die Stadt. So ſuchte ich mein Kloſter auf, in dem ich Quartier genommen, und auf meinem Lager ſagte ich mir noch immer vor: Du biſt in Jeruſalem! Du biſt in der Stadt Davids, einen Steinwurf von dir die Stelle, wo der Tempel Salomons geſtanden. Du biſt in Jeruſalem, wo deine frommen Jugendträume geſpielt, von dem zu leſen und zu hören du nimmer müde wurdeſt. Jeruſalem, um deſſen göttlicher Geheimniſſe willen du die Welt hingegeben und den Altar gewählt haſt! Das alles ſagte ich mir vor, aber mein Herz hat nichts empfunden als Trauer über Stimmungsloſigkeit.

Ich verſäumte nicht das Aufgehen des Morgenſternes, ſchon in früher Dämmerung war die Stadt lebendig. Ich eilte durch das Stephansthor zur Stadt hinaus, nach Einſamkeit lechzend wie der Hirſch nach der Quelle. Die ſteile Straße hinab begegneten mir Laſtträger und Laſttiere. Die Kidronbrücke war von einem halben Dutzend Bettlern be-

Digitized by Google

ſetzt, auch ſolche darunter, die halb entblößt ihren Ausſatz zeigten. Einer dieſer Bettler ſtrich eine Geige und hielt den Mund weit auf, um damit die Münzen in Empfang zu nehmen. Dieſe Geldbörſe war thatſächlich der ſicherſte Gewahrſam, beſonders, da der Menſch ſcharfe Zähne zu haben ſchien. Die Strolche balgten miteinander um eine erhaſchte Gabe, aber mit dem Geiger banden ſie nicht an. Die halb in den Felſen gebaute Kapelle mit dem Grabe Mariens war verſchloſſen; ich ging zwiſchen Ölbäumen hin gegen den Garten Gethſemane, auch hier war das Thor verſchloſſen. Ich verſuchte an einem Strauche auf die Mauer zu klettern, um hineinſehen zu können auf die heilige Stätte, wo der Heiland in Todesangſt zum Vater gebetet vor der Gefangennahme. Da war auch ſchon ein türkiſcher Soldat zur Stelle, der mir mit dem langen Lauf ſeiner Flinte einen Schlag auf den Rücken verſetzte. Dann ſtieg ich den Ölberg hinan. Es iſt kein ordentlicher Weg, ſind nur wie zufällig getretene Steige, die ſich zwiſchen Oliven- und Feigenbäumen vielfach verzweigen. Die Gegend war hier menſchenleer; auf der Höhe, an der Himmelfahrtskirche lungerten wieder ein paar Bettler umher. Der Stein, in welchen des Heilands Füße eingedrückt worden ſein ſollen, als er in den Himmel aufſtieg, dieſer Stein iſt auch dem freien Himmel entriſſen und mit einem Kirchlein überbaut. Daneben ein Kloſter und andere Gebäude, ſo daß auch dieſe Stätte ein ganz anderes Ausſehen hat als zur Zeit Chriſti. Aber als ich mich nun umwendete, da war ein Bild vor mir, das unvergeßlich iſt. Jeruſalem! Jeruſalem, von der Morgenſonne golden beſchienen, hier ſah es königlich aus! Wenn ich mir die ſtolze Moſchee Omars die im

Digitized by Google

Vordergrund herrlich aufragt, als Salomons Tempel dachte, so lag die alte Königsstadt da, wie sie in der Zeit ihrer größten Blüte dagelegen sein mochte. Aber nur von außen. — Im Hintergrunde erhoben sich höhere karstige Berge, mit Ölbäumen und Pinien dünn besäet, und etlichen weißblinkenden Ortschaften. Kein Stadtlärm drang herüber von Jerusalem, außer Glockenzeichen oder türkische Gebetsausrufer von den Minarets. Im tiefen, noch schattigen Thal, das zwischen mir und der Stadt war, lag ein leichter, bläulicher Dunst, denn es hatte in der Nacht stark getaut, was hier nicht oft vorkommen soll. Auch hörte ich aus der Tiefe den Pfiff der Eisenbahn, er war dumpf, wie der Ton eines kleinen Nebelhorns. Zwischen dem Thale Hinnom und dem sogenannten Berge des Ärgernisses erhebt sich etwas wie ein Fabrikschlot, es konnte aber auch eine Steinsäule sein.

So bin ich an diesem Ostermorgen lange dagesessen auf dem gefallenen Strunk einer Olive und habe ausgeschaut und habe gewartet auf den auferstandenen Heiland. Ich war leider nicht so glücklich als die Frauen am Grabe, oder als die Jünger auf dem Wege nach Emaus es einst gewesen, und, mein lieber Freund, ich kam zu keiner Osterstimmung. Nach Osten hin soll man vom Ölberge aus einen Streifen des Toten Meeres sehen. Heute war die ganze Gegend mit einem so blendenden Sonnenäther übergossen, daß ich nichts sah, als ein paar aufragende Felsrücken der Wüste.

Sehr traurig ging ich hinab gegen Bethanien, wo der Herr so gerne geweilt hat. Es ist von kahlen Bergen umgeben und ein staubiges armseliges Steinnest. Aber die Gasse war ziemlich belebt und gab mit ihren braunen

Digitized by Google

Arabern, Wasserträgern, Derwischen und Eseln ein recht orientalisches Bild. Hier sah ich auch wieder Fremde, Europäer, Deutsche, ein paar sogar von meiner Reisegesellschaft, aber ich mied sie. Ich kehrte um nach der Stadt, um in der Grabkirche vielleicht noch eine katholische Messe zu erlangen. Und ich dachte: Was heute an Christenkultus zu finden ist im heiligen Lande, das hat Europa hereingetragen. Alles Ursprüngliche ist erloschen. — Wie ich nun so die Straße dahinwandere in der Niederung zwischen dem grünen Ölberge und dem felsigen Berge des Ärgernisses, wo Christus so oft gewandelt war, da packt's mich plötzlich mit wonniger Gewalt. Hier, hier ist er gegangen, diesen Boden, diese Steine hat sein Fuß berührt, diese Berge hat er gesehen, wie ich sie jetzt sehe, unter den Vorfahren dieser Bäume hat er gerastet. Hier hat er gesprochen mit seinen Jüngern vom Reiche Gottes, hier in diese lauen Lüfte das erstemal die heiligen Worte gesagt, die seither der Kompaß für die Menschheit geworden sind. ... Vor heftiger Rührung habe ich laut geweint und du wirst mir's gerne glauben, daß ich niedergekniet bin mitten auf der Straße, den Boden mit ausgebreiteten Armen berührt und geküßt habe.

So ist's an völlig unerwarteter Stelle über mich gekommen und diese Stunde auf dem Wege zwischen Bethanien und Jerusalem ist es, die ich um Leben und Sterben nimmer gebe.

Nun lasse dir aber noch ein kleines Erlebnis erzählen von diesem Osterausfluge. Vom Sattel, der den Ölberg mit dem Ärgernisberg verbindet und wo wieder der Blick auf die Stadt frei wird, wendet sich der Weg steil abwärts gegen den Garten Gethsemani. Unter einem Feigenbaume

Digitized by Google

hat sich ein Hebräer seine Schenke aufgerichtet. Ich erinnere mich, noch nicht gefrühstückt zu haben, setze mich auf einen umgestülpten Korb, lasse mir ein Krüglein Rotwein reichen. Und während ich raste und in die felsigen Abhänge der Stadt hinüberblicke, die einst so reichlich mit dem Blute der Kreuzfahrer getränkt worden sind, da kommt die Richtung von Bethanien her ein Mann gegangen, bei dessen Anblick mir das Blut zum Herzen schießt. Er trägt einen langen dunkelblauen Mantel, der von oben bis unten glatt läuft und bis an die Knöcheln reicht. Er ist barfuß und barhaupt, sein schwarzes Haar ist in der Mitte abgeteilt und wallt über den Nacken hinab. Das jugendliche Gesicht ist leicht mit einem sprossenden Barte umrahmt. Ohne Stock schreitet er langsam einher auf steinigem Wege, die eine Hand hat er in den Rock geschlagen, die andere legt er frei über die Brust. Kurz, ich sage dir: die wahrhaftige Gestalt des Heilandes. Als ich mich von meiner Überraschung erhole, fällt mir auf, daß auf seinem Antlitz Schweißtropfen stehen, daß er erschöpft ist. Es wird wohl ein armer Rabbi sein, denke ich und lade ihn durch Gebärden ein, unter dem Baume Platz zu nehmen, auf daß ich ihn mit einem Kruge Wein bewirten könne. Mit einer zierlichen Handbewegung lehnt er ab und wandelt weiter hinab gegen das Thal Josaphat. Mein Wirt sagt auf lateinisch, er habe diesen Mann seit einigen Tagen schon öfters gesehen, auch einmal zu Pferde gegen Bethlehem reiten, er kenne ihn aber nicht. Währt nicht lange, so kommen vom Sattel herab vier Männer, die eine Sänfte tragen; sie erkundigen sich bei uns in englischer Sprache, ob nicht ein Herr ohne Kopfbedeckung des Weges gekommen

Digitized by Google

sei und wie weit derselbe schon voran sein dürfte. Hinterher kamen auch Deutsche, darunter ein Reisegefährte, diese wußten von meiner Heilandsgestalt schon näheres. Das sei ein reicher Engländer mit dem üblichen Spleen. Er wollte in der Art Christus Palästina durchwandern, lasse sich aber für alle Fälle hinten ein Pferd nachführen oder eine Sänfte nachtragen.

Sonst ist mir auf dieser Osterwanderung nichts Erwähnenswertes begegnet. Als ich in Schweiß gebadet nach Jerusalem hinaufkam, war freilich die katholische Ostermesse schon vorüber, doch kam ich früh genug zu einem reichlichen Mahle in unserem Kloster, nach dessen fröhlichem Verlauf ich zu einem Ostergruß aus Jerusalem dir diese Zeilen schreibe. Solltest du nun längere Zeit keinen Reisebrief von mir erhalten, so denke nicht, daß ich gestorben bin. In der Wüste giebt es eben wahrscheinlich keine Briefeinwurfskasten. Die Hochsommermonate gedenke ich, wenn das Klima halbwegs erträglich ist und wenn zur Zeit Fremde die Gegend nicht zu unerquicklich machen, am See Genezareth zuzubringen. Sommerfrische am galiläischen Meere! — Gott schütze dich daheim im lieben Steiermark! Gott schütze mich im Vaterlande unseres Herrn!

Jerusalem, am 5. April 1896. N. N.

Aufgefahren in den Himmel, sitzet zur rechten Hand Gottes.

Wenn dieser Artikel noch nicht im Glaubensbekenntnisse stünde, so würde ich ihn hineinsetzen. Ein Gott, der im Himmel ist, was kann es selbstverständlicheres geben? Ist doch ein Mensch schon im Himmel, der von denselben

Digitized by Google

Idealen beseelt ist, wie sie Christus gelehrt hat. Er hat den Menschen in den Himmel erhoben oder, was dasselbe ist, das Reich Gottes auf Erden gebracht.

Wenn der sinnliche Mensch sich vorstellen soll, wie der Heiland in den Himmel einging, wie anders, als daß er ihn sieht emporschweben von der trüben Erde gegen die blauen Höhen der Unendlichkeit, die man Himmel nennt! Sinnbildlicher und einfacher kann ja das Sichloslösen vom Jammer dieser Welt, das Eingehen in die Ewigkeit zu Gott dem Vater nicht angedeutet werden. Und wenn der Glaube lehrt, der Heiland sei mitsamt dem Leibe entschwunden, so will er damit wohl sagen: Suche ihn hier nicht im Leibe, nicht an der Materie, suche deinen Gott im Lichte der Ewigkeit.

Wenn er Gott und Mensch zugleich war, so mußte er doch auch als Mensch in den Himmel fahren. Und wenn Gott überall ist, so muß er doch auch im Himmel sein. — Übrigens, das riecht nach Scholastik. Scholastik, Dogmatik ist mir stets bis in die Seele hinein zuwider gewesen, diese „Wissenschaften" haben den Menschen immer irregeführt in dem, was ich unter Religion verstehe. Mein Gott läßt sich mathematisch weder bejahen noch verneinen und eine Religion, die sich auf den Verstand gründen will, anstatt auf das Gemüt, ist keine mehr.

Warum läßt uns das Fest der Himmelfahrt kühler, als etwa das von Christi Geburt oder Auferstehung? Es greift nicht so tief in des Menschen Herz, ja es könnte eher mit Wehmut erfüllen, daß der Heiland uns wieder verlassen hat. Sein Geist ist freilich manchmal bei uns, wie aber, wenn er auch körperlich noch unter uns wandelte?

Digitized by Google

Soll ich sagen, wie es voraussichtlich wäre, wenn heute Christus wieder leibhaftig unter uns erschiene? Seht ihr, wie er in seinem einfachen groben Gewande, mit nackten Füßen und barhaupt einherwandelt zwischen übermütigen Radfahrern und fluchenden Fuhrleuten! Er verweist den Knechten das Quälen der Pferde und bekommt dafür selber einen Peitschenhieb über die Achsel. Er schreitet in den Städten zwischen befrackten Herren und modern aufgedonnerten Damen gelassen dahin. Man „moquiert" sich über den barfüßigen Sonderling, die Gassenbuben laufen ihm johlend nach. Er genießt nur mäßig Nahrung, sie beschimpfen ihn. Er ist Vorsitzender der Friedensfreunde, sie höhnen ihn. Er schweigt voller Sanftmut, wenn sie seine Person verunglimpfen, erhebt aber sein begeistertes Wort für seine Ideale. Er redet in Volksversammlungen und reißt die Menge zum brausenden Beifalle hin. Aber die vornehme Gegnerschaft giebt das Schlagwort aus vom gefährlichen Demagogen. Das Manchestertum ist sein Feind, denn er predigt die Armut und die Bedürfnislosigkeit. Die Geschäftsleute sind sein Feind, denn er eifert gegen den Wucher, den Mammon. Die Soldaten sind sein Feind, denn er lehrt, sich nicht zu verteidigen. Die Nationalen sind sein Feind, denn er sagt, daß alle Menschen Brüder sind. Die Sozialdemokraten sind sein Feind, denn er lehrt die Sanftmut, Genügsamkeit und Unterordnung. Die Pfaffen sind sein Feind, denn er predigt, daß man im Tempel nicht Schacher treiben, daß man Gott nicht in pharisäerhafter Äußerlichkeit, sondern im Geiste und in der Wahrheit anbeten solle. Die Gelehrten sind sein Feind, denn er wirkt Wunder nicht durch die Wissenschaft, sondern durch die Liebe. Ihm anhänglich

Digitized by Google

sind vielleicht nur kleine Leute, Bauernvolk und einige Dorfpfarrer und Ordenspriester. Diese Menge zieht ihm nach in Verehrung, umjubelt ihn, geleitet ihn mit heller Siegesfreudigkeit in die Städte und ruft aus: „Der allein ist unser Mann!“ — Nun meint die Presse, das könne nicht so fortgehen, die Grundsätze dieses Menschen verstießen gegen die gesellschaftliche Einrichtung, gegen die öffentliche Ruhe, gegen den Staat. — Unter seinen Anhängern ist sicherlich einer, der auch predigt, der es aber besser machen will als er selbst, der die Lehre modernisiert und der Menge zu schmeicheln beginnt. Trotzdem erfreut er sich nicht des Anhanges, wie der Meister. Das erweckt seinen Neid und er bringt es den Feinden bei, wo und wie der Prophet am sichersten zu fassen wäre. Der Meister wird also eingezogen und, in Ermangelung eines Gesetzes, ihn zu kreuzigen, wird er als Demagoge für so und so viele Jahre zu schwerem Kerker verurteilt.

So geschähe es, wenn der Heiland persönlich und leiblich heute auf Erden wäre. Wie gut, daß er aufgefahren ist in den Himmel! Sein erstes Leiden und Sterben ward der Welt zum Segen, sein zweites müßte ihr zum Fluche werden.

Er sitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters. Der Vater darf doch sonst immer den Ehrenplatz beanspruchen? Der himmlische Vater, der Ewige, Allmächtige, er räumt den Platz zu seiner Rechten dem Sohne ein. Denn dieser Sohn hat das Kreuz bei sich. So hoch ehrt er den, der nicht allein Gott ist, der auch Mensch gewesen, der gelitten und gestritten hat auf Erden, der sich aus Liebe geopfert hat für die Menschheit. Diesen Mensch gewordenen

Digitized by Google

Gott, diesen Gott gewordenen Menschen ehrt der Vater mehr als sich selbst, der seit aller Ewigkeit im Himmel war und nie gelitten hat. — Rührender, trostreicher ist mir kaum ein Satz im Glaubensbekenntnisse, als dieses „Er sitzet zur rechten Hand Gottes!" Wenn der himmlische Vater das irdische Dulden so sehr verherrlicht, dann wohl uns!

Von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten.

Sehr flach war die Bemerkung jenes Schusters, er glaube an ein Gericht, da er eben um fünf Gulden gebüßt worden vom Herrn Bezirksrichter, weil er seinen Nachbar, den Schneider, einen Ochsen genannt hatte. Man kann des Schusters Bemerkung aber wesentlich vertiefen. Die Existenz eines Bagatellgerichtes schon beweist, daß es eine Gerechtigkeit giebt. Wenn schon die fast nichtssagende Ehrenbeleidigung einen Richter findet, wie soll das schwere Verbrechen ungestraft bleiben! Allerdings, wenn der Schneider nicht geklagt hätte, so wäre der Schuster nicht gerichtet worden, und wenn das schwere Verbrechen nicht aufkommt, so wird es nicht bestraft. Wo kein Kläger, dort ist kein Richter.

Wer soll den menschlichen Missethäter vor dem verklagen, der zur rechten Hand Gottes sitzet? Denn der heimliche Sünder betet vielleicht vertrauend auf den Opfertod des Herrn, und meint, daß ihm vergeben werde. Oder er übt Wohlthaten, legt sich Bußübungen auf und meint, daß ihm vergeben werde. Wird ihm vergeben! Das Blut des Erschlagenen schreit zum Himmel um Rache. Aber auch die Thränen der Bedrückten, der Fluch der Betrogenen.

Digitized by Google

Wie ich mir Gott denke, wird er leicht verzeihen die Sünden des Menschen gegen Gott, denn hier müßte er selbst Kläger sein, und dazu ist er zu groß. Er, der gesagt hat: Liebet eure Feinde, thuet Gutes denen, die euch hassen! er sollte die menschlichen Sünden gegen Gott, dem sie nichts anhaben, so grausam bestrafen? Nein. Schwerer wird er verzeihen die Sünden des Menschen gegen sich selbst, hier klagt zwar kaum der Beleidigte, der Sünder selbst, denn vielmehr die Menschheit als Gattung. Nicht zu verzeihen jedoch ist die Sünde des Menschen gegen seine Mitmenschen, die absichtliche und boshafte Beleidigung und Schädigung des Nächsten oder auch unschuldiger Tiere. Würden schon die Beleidigten nicht nach Gericht und Gerechtigkeit rufen, so müßte es Gott selber thun als Anwalt seiner Geschöpfe.

Von der Bühne herab hörte ich einmal den Spruch: Für uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld, und jeder Tag ein Tag auch des Gerichts! Schon in einer früheren Betrachtung habe ich darauf hingewiesen, daß man überall sehen kann, wie dem Guten die Belohnung und dem Bösen die Strafe folgt. Daß kein äußeres Glück, kein Glanz und kein Ruhm imstande ist, das innere Elend des Schuldigen zu löschen, daß nur der glücklich sein kann, der es im Frieden des Herzens ist, und daß den Frieden des Herzens nur der Gerechte hat. Ist das nicht thatsächlich das Gericht? Wie schal sind dem gierigen Weltmenschen bald seine Freuden, wie unzulänglich, ihn wirklich zu erquicken, findet er alles. Wie bitter fühlt der Selbstsüchtige jedes Leiden, wie graut ihm vor dem Tode, der ihm alles, worauf er sein Herz gestellt, rauben wird, wie verzweifelt

Digitized by Google

ſtarrt er dem Unvermeidlichen entgegen! — Wie ruhig und ergeben hingegen erträgt einer, der mit ſich und den Mitmenſchen im reinen iſt, die Not des Lebens, Verkanntwerden und Beleidigungen, Krankheit und Siechtum, wie gleichmütig blickt er dem Sterben entgegen, wenn er ſich nicht manchmal gar ein wenig darnach ſehnt! Iſt das nicht das Gericht? Es iſt das Gottesgericht auf Erden, deſſen Zeugen wir alle ſind Tag für Tag.

Unſer Heiland ſprach oft vom Reiche Gottes. Aber hat er geſagt, wo dieſes Reich Gottes, wo der Himmel iſt? Muß der Himmel denn außerhalb der natürlichen Welt ſtehen? Kann er nicht ſchon in dieſem Leben, im Menſchenherzen ſein?

Ja, wer ein Herz voll Liebe hat,
Und litte er auch früh und ſpat,
Der iſt im Himmelreiche.

Und mit der Hölle wird's nicht viel anders ſein. Man wird mich bald verſtehen.

Ich kannte einen Mann, der ſein Weib, mit dem er in unglücklicher Ehe gelebt, vergiftet hatte. Er lebte nach der That jahrelang auf ſeinem Hofe in Wohlſtand und Anſehen dahin, niemand vermutete an ihm einen Mörder. Er war zumeiſt trotzig, mürriſch, herriſch und in ſich gekehrt, man ſchrieb es ſeinem natürlichen Stolze zu und achtete ihn umſomehr; manchmal auch ſtürzte er ſich in die Geſellſchaft und war ausgelaſſen luſtig, man rechnete ihm dieſe menſchenfreundliche Heiterkeit doppelt hoch an. Aber lachen konnte er nicht; ſein Lachen war ein überlautes Schreien. Er war wohlthätig, man verehrte ihn und konnte nicht ſatt werden, ihn zu loben. Plötzlich brachte

Digitized by Google

ein Zufall sein Verbrechen an den Tag. Als das Gericht ihm die aufgefundenen Beweise vorhielt, leugnete er nicht einen Augenblick, gestand alles ohne Umschweife und Beschönigung. Zu zwanzig Jahren Kerker wurde er verurteilt. Ich besuchte ihn etliche Wochen nach seiner Verurteilung im Gefängnis. Wie fand er sich anders, als ich gefürchtet hatte! Er beschäftigte sich mit Korbflechten, hatte ein gesundes Aussehen, einen frischen Blick, ein heiteres Gemüt, als wäre er der zufriedenste Handwerksmann auf der Welt. Als ich mich von ihm verabschieden wollte, fiel er mir um den Hals und sagte: „Peter, du glaubst gar nicht, wie glücklich ich jetzt bin. Es war eine böse Zeit, den Verdammten kann's nicht ärger sein. Das schreckbare Geheimnis auf dem Herzen, und immer wachen, daß es nicht aufkommt, und immer Angst, Tag und Nacht, und immer die Gewissenspein — wie ein Verdammter, ich kann dir's nicht anders sagen. Jetzt leide ich meine gerechte Strafe und brauch' mich nicht mehr zu fürchten, bin auf gleich mit mir und meinem Gott, kann ruhig leben und arbeiten, ruhig schlafen, ruhig sterben — bin wie erlöst!"

Mit einem heiligen Schauer habe ich den Mann verlassen. Selten war mir die Gerechtigkeit, die über Himmel und Erde waltet und die sich so mächtig offenbart im Gemüte des Menschen — selten war sie mir so lebhaft zum Bewußtsein gekommen als zu jener Stunde. Es ist das Gottesgericht im Menschenherzen. Aber es ist nur ein zeitliches Gericht, das auch der Ungläubige sieht.

Wir sehen mehr. Er, der mit dem Kreuze sitzet zur rechten Hand, wird einst kommen, zu richten die Lebendigen und die Toten. Einst, wenn alle irdischen Sonnen er-

Digitized by Google

loschen, alle Tage vergangen sind, wenn die Menschheit ausgelebt hat — verschwunden in der Starre des ewigen Eises am Äquator, oder in der Asche eines verloderten Sternes — dann wird's wieder neu beginnen.

Aber wie verstehe ich das, die Lebendigen und die Toten? Werden nicht alle, alle tot sein und werden nicht alle wieder erweckt worden sein zum Leben und zum Gerichte? Welches sind die Lebendigen, welches die Toten? Ich meine fast, unter den Lebendigen werden die hochgemuten Idealisten, die Glaubensfrohen zu verstehen sein, und unter den Toten die Niedertrachter und Verzweifler. Er wird in seiner Liebe beide Teile richten und wird beiden geben, was sie wünschen: den Lebensfreudigen das ewige Leben, den Todesbedürftigen den ewigen Tod.

Den einen leuchte das ewige Licht, die andern ruhen im Frieden!

Ich bin der Überzeugung, daß ein Mensch, der guten Willens ist, der nach den Gesetzen der Natur und nach den heiligen Geboten (wir kennen sie alle) zu leben trachtet, daß ein solcher Mensch nicht verloren ist, nicht aufhört zu sein, daß er irgendwie fortlebt, fortwirkt zur Einheit des Ganzen und zum eigenen Heile. Ob jedoch solche, die der Vorsehung widerspenstig waren, den Mitgeschöpfen mit Absicht Leides gethan und sich selbst entwürdigt haben, ob solche des Heiles, das ihnen zu wünschen ist, teilhaftig werden? Ob sie nicht in irgend einer Form unerlöst und friedlos dahinschweben müssen durch die Räume und Zeiten, bis sie, geläutert in weher Sehnsucht, den Heiland finden werden? Sie werden ihn endlich finden, alle, die ihn finden wollen. Das eine, die ewige Höllen-

Digitized by Google

pein zu glauben, ist mir unmöglich. Weil Gott barmherzig ist? Nein, weil er gerecht ist.

Der Herr hat die Menschen aufgeweckt zu Mitgenossen seiner Himmel. Nun höre ich natürlich wieder die vorwitzige Frage, weshalb der gerechte allmächtige Gott denn so viel Elend und Unrecht geschehen lasse? Diese Frage ist voller Erdenrost und ähnlich wird auch die Antwort sein: Wir wissen, daß der Künstler mit Gegensätzen wirkt, ohne das Häßliche kommen wir nicht zum Bewußtsein des Schönen. Und wer das Leid nicht kennt, kann auch nicht glückselig sein. Lust allein führt so wenig zu Gott, als Leid allein, gleich müssen die beiden Schalen der Wage stehen, dann weist das Zünglein nach oben. — Es könnte ja vielleicht auch anders sein, aber es ist einmal so, und mich beruhigen solche Gedanken, sie erwecken in mir eine Vorstellung von der Gerechtigkeit, in der man sich geborgen fühlt. Im heutigen Christentum wird so viel von Liebe gesprochen und so wenig an Gerechtigkeit gedacht. Mir wäre thatsächliche Gerechtigkeit lieber, als geträumte Liebe. Die Menschheit lieben ist leicht, ist nur eine Phrase, aber dem Nächsten gerecht zu sein, das ist schwer. Daß die Menschen sich immerwährend Gutes thun sollen, ist göttlich viel verlangt; man könnte schon zufrieden sein, wenn sie einander nichts Böses thäten.

Ich glaube an den heiligen Geist.

Cölestin S. war ein Kleinbauer zu Hulschlag im Gebirge. Er lebte mit seinem jungen Weibe im Hause seines Schwiegervaters wie ein geringer Knecht. Der Alte

Digitized by Google

hätte ihm nach mündlichem Versprechen bei der Tochterheirat das kleine Gut längst übergeben sollen, er that es aber nicht, es gefiel ihm, daß er der Herr war und den Schwiegersohn mit seinen boshaften Launen ärgern konnte. Und wenn er mit seinen gewöhnlichen Feindseligkeiten nichts ausrichtete, so ging er ins Dorf hinab und trank sich einen tollen Zorn an, mit dem er dann zu Hause umherwütete, gegen den Cölestin sogar handgreiflich wurde, und wenn dieser sich wehrte, mit gänzlicher Enterbung drohte. Weil der junge Mann auf den Hof nicht angeschrieben war, so wurde er eines Tages zu den Soldaten einberufen. Um nicht fort zu müssen nach dem fernen Galizien, bestürmte er und sein Weib den Alten mit neuerlichen Bitten, das Gütchen in amtlicher Form ihm zu übergeben. Der Alte aber antwortete: „Das werde ich wohl bleiben lassen und dich wird Galizien schon umbringen!“ Der Cölestin war sprachlos darüber, daß es so zuwidere Leute geben mag auf der Welt. Dann wurde er aufgebracht gegen sein Weib, weil sie es nicht vermochte, ihren Vater umzustimmen, und also verließ er in tiefer Verbitterung sein Heim, um auf lange, auf unbestimmte Zeit in die Fremde zu ziehen zum Militär. Als er mit seinem Handbündel vom Berge herabstieg gegen das Thal und am großen Teiche des Müllers vorbeikam, sah er im Wasser einen dunklen Körper schwimmen. Ein toter Mensch? Wenn's der Alte wäre? Derselbe war schon am Frühmorgen ins Dorf gegangen und noch nicht zurückgekehrt. Wenn er im Rausche in den Teich gefallen wäre? Dann könnte alles gut sein, er, der Cölestin wäre Eigentümer des Gütchens und nicht mehr Soldat. — Als er näher hinschaute, war es kein Menschenkörper, sondern

Digitized by Google

ein morſcher Baumſtrunk, der ſich vom Ufer losgelöſt hatte. Cöleſtin ging weiter durch die Engſchlucht hinab, voller Mißmut und Betrübnis darüber, daß er fort mußte, in Groll ſcheiden von ſeinem Weibe, das ja ſchließlich auch nichts kann für die Halsſtörrigkeit des Alten. Als er zur unteren Enge kam, wo der Fußweg über der Schlucht ſich hinzog, lag im Graben der Schwiegervater. Diesmal war er's, aber nicht tot, nur einen Rauſch ausſchlafend. Im Augenblicke fiel dem jungen Manne folgendes ein: Wenn jetzt oben der Teich losbräche! Das Waſſer ſchöſſe herab und ertränke ihn! Er hat lange genug gelebt, er hat Leute genug gemartert! — So ſchnell war er noch nie vom Fleck gekommen, der Cöleſtin, als diesmal, ſeine Füße berührten den ſteinigen Boden kaum. Aufwärts gings, bis an den Teich. Die Schleuſen öffnete er, eine, zwei, alle, und das Waſſer flutete los. Nun eilte er davon, davon. Als er aber aus der Schlucht her das Toſen der losgekommenen Fluten hörte, als er die trüben, giſchtenden Wellen ſah, die an Felskanten ſich ſchäumend emporwarfen und in wilder Gewalt weiterſchoſſen, hub er an zu laufen. Unten liegt ja ein Menſch! Liegt unten im Graben nicht ein Menſch? Der muß gerettet werden, bevor ihn die Flut erreicht! — In mächtigen Sätzen, um dem eilenden Waſſer Vorſprung abzugewinnen, ſprang er über Gewurzel und Geſtein, immer mehr erglühend im Gedanken: Du mußt ihn retten! — Stellenweiſe war die Flut ihm voraus, ſtellenweiſe, wo er Biegungen abſchneiden konnte, war er voran. An die Enge gekommen, brauſte die wilde Wucht ſchon hernieder, er ſprang in den Graben, riß den Schlafenden empor und ſchleuderte ihn an den Hang. Da war die

Digitized by Google

Brandung schon da, wirbelte an der Enge und flutete hinaus auf die Wiesen.

Cölestin hatte mit eigener Lebensgefahr den Alten gerettet, den er verderben wollte. Was war es denn, das so plötzlich über ihn gekommen, ihn für etwas ganz anderes begeistert hatte, als was er im Sinne gehabt zu thun?

War's die Liebe? Die war es kaum. Es war die Vernunft, es war das Gewissen. Es war der heilige Geist. — Wenigstens hatte er es selbst so ausgelegt, als er mir, jubelnd über seinen Sieg, die Sache erzählt.

Der unheilige Geist hatte ihn einige Minuten lang beseelt, als der Mordgedanke in ihm erwacht. Hätte er diesem schon früher manchmal Gehör gegeben, hätte er sich häufig verschlossen gegen die guten Regungen, der heilige Geist würde sich vielleicht in dem entscheidenden Augenblicke angemeldet haben, doch der Mann hätte seiner nicht geachtet und wäre ein Mörder geworden.

Es kann sein, daß der Alte für seinen „Lebensretter" weicher gestimmt worden ist, daß er ihm das Gut verschreiben ließ; das ist aber jetzt für uns gleichgiltig. Die Hauptsache ist, daß Cölestin plötzlich beseelt worden war von der göttlichen Eingebung. —

Ich glaube an den heiligen Geist. Nicht so sehr an den gelehrten Wissens, als vielmehr an den eines zu guten, großen Thaten begeisterten Gemütes. An den heiligen Geist, unter allen Umständen gottbegeistert, menschentreu und wahrhaftig zu sein. Das wird wohl der Geist Gottes sein, durch den Christus gelebt, gewirkt und gelehrt hat, und der am Pfingstfeste auch über die Jünger, als sie im Gedenken an den verschwundenen Meister versammelt gewesen,

Digitized by Google

herabgekommen war. Haben sie ihre Gottesweisheit aus Büchern und Dogmen geschöpft? Nein. Aus dem lebendigen Umgange mit dem Herrn und seinen Werken ist ihr schwaches Herz gestärkt und begeistert worden, mit dem sie dann kühn hinausgezogen sind in die Welt, um allen Völkern zu predigen.

So oft ich unter den Menschen ein glühendes Herz für Gutes und Schönes finde, ist es mir eine Offenbarung des heiligen Geistes.

Vor allem glaube ich an den heiligen Geist, der sich bei den Menschen in Begeisterung und Mut offenbart. Glühende Begeisterung ist etwas Göttliches. Der Mut, die persönliche Überzeugung zu bekennen und ihr nachzuleben, ist etwas Göttliches. Freilich hat dieses Göttliche nicht selten zum Diabolischen geführt, zum Fanatismus, der Hekatomben baute. Das Feuer verzehrt Häuser und Städte, aber wer möchte es auslöschen auf Erden! — Die Menschen des Alltags sind nicht heiß und nicht kalt, sie sind lau. Lauheit ist ja das Klügste, dabei kann man nicht verbrennen und nicht erfrieren. Wie das wohlthut, wenn einmal ein glühender Mensch aufsteht, der begeistert seine Meinung, seine Überzeugung, seinen Glauben bekennt! Es kommt gar nicht einmal darauf an, ob es die „richtige" Meinung ist, das glühende Herz des Redners schmilzt die Bedenken der Zuhörer, ihre Seelen werden entzündet und in der Glut innerlichster Überzeugung verwandelt sich der Irrtum zur Wahrheit. So haben Propheten die Völker geführt, so haben Apostel die Welt besiegt, nicht durch Macht, nicht durch Wissen, sondern durch ihre Begeisterung. Eine Idee, und wäre es die unpraktischeste, die

Digitized by Google

in den Augen der Klugen verschrobenste — sobald sie die Begeisterung für sich hat, wird sie siegen! Keine Erfindung, kein Gesetz, keine Gewalt der Welt hat das gethan, was Begeisterung vollbrachte.

Die Begeisterung macht wahr und freimütig, sie giebt den Mut zum persönlichen Sein! Die Alltagsmenschen sind keine Personen, sie haben nichts Persönliches, sie denken wie andere, sprechen wie andere, leben wie andere, sind Teilchen der Menge. Und regt sich in ihnen doch einmal schüchtern etwas Besonderes, so haben sie nicht die Energie, es aufkommen zu lassen, das könnte ja Unannehmlichkeiten geben. Denn jedes Persönliche hat alles übrige zur Gegnerschaft. Glühende Begeisterung für ein Ideal, Mut, sich selbst zu denken, zu leben, und fertig ist der Kämpfer, der Held, der Übermensch!

Solche Übermenschen sind auch die armen galiläischen Fischer geworden, nachdem ihnen der Meister den heiligen Geist gesendet hatte, oder, um einfacher zu sprechen, nachdem sie der Herr durch sein Leben und Sterben, durch sein Lehren und Weissagen begeistert hatte. Begeistert bis zur höchsten Verzückung glühender Seelen. Und so ist geschehen, was wir da lesen in der Geschichte des Christentumes.

Doch nicht allein die Flammenzunge ist ein Symbol des heiligen Geistes. Auch die Taube ist sein christliches Sinnbild. Die Taube aber bedeutet uns Sanftmut, Friede. Also paare sich mit Begeisterung die Sanftmut, mit dem Mute der Persönlichkeit die Duldung, und wir haben den heiligen Geist, der vom Himmel kam, und der mein und unser aller Licht sei!

Digitized by Google

Eine allgemeine christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen.

In Österreich-Ungarn allein lebt ein halbes Dutzend Arten von Christen. Jede Art sagt, ihr Bekenntnis sei das richtige, und jede zeiht die andere mehr oder minder rücksichtslos der Irrlehre. Fast alles Gezänke unter ihnen dreht sich um spitzfindige Dogmen, und dem kirchlich durchsättigten Lutheraner ist der Katholik zuwiderer als der Heide oder der Atheist. Jede Konfession ruft es durch ihr Gotteshaus, schreit es auf die Straße hinaus: Ich bin die wahre! — Das ist mir schon die wahre, die sich so prahlerisch vordrängt!

In der Konfession trennen sie sich, aber im Christentume vereinigen sie sich. Das Evangelium steht für alle gleich. Das ist mein Trost und Stab. Und das ist die allgemeine christliche Kirche.

„Du bist Petrus, der Fels, auf den will ich meine Kirche bauen.“ Unter diesem Ausspruche des Heilandes denke ich durchaus nicht an die Gründung einer ausschließlichen Kirche, so wenig, als wohl auch Christus daran gedacht hat. In der Vollmacht, zu binden und zu lösen, die Jesus nicht bloß dem Petrus, vielmehr allen Aposteln gegeben hat, kann nicht die Begründung irdischer Priesterhyrarchie liegen, weil eine solche der Lehre Jesu vom Reiche Gottes geradezu entgegengesetzt wäre. Es liegt darin einfach das Bestimmungsrecht für die Verhältnisse jener Zeit, Aussendung der Lehrer, geistige Einrichtung der Kirchengemeinden u. s. w. Diese Gemeinden waren untereinander schon damals recht verschieden, doch überall, wo das Evangelium gepredigt und befolgt wurde, war die christliche Kirche — und so ist es noch heute.

Digitized by Google

Wenn etwas an diesem Gotteswerke zweifeln machen könnte, so wäre es die Uneinigkeit der Bekenntnisse, das pharisäische Sektenwesen im Christentume. Das geht so weit, daß eine Konfession in erste Linie ihre Formen, Gebräuche und besonderen Heiligtümer stellt, und in zweite erst das Christentum, wie es uns durch die Evangelisten und ersten Christen übermittelt worden ist. Vor einiger Zeit bat ich unsere katholische Kirche, daß sie in der Schule das Evangelium dem Katechismus voranstellen möchte. Im Grunde eine so selbstverständliche Zumutung. Ich wurde aber ob meines vorlauten Einstehens für das Evangelium Christi von den klerikalen Organen tüchtig gezaust. Daß die Kirche ihre Sonderinteressen aufgeben und sich etwas mehr auf den allgemeineren christlichen Standpunkt stellen möchte, das war ihnen ein widerlicher Gedanke. Ich aber bestehe auf meiner Forderung.

Die katholische Kirche will ihre Allgemeinheit und Welteinheit vielmehr damit zeigen, daß sie ihren kirchlichen Gottesdienst überall auf Erden in lateinischer Sprache halten läßt. Aber indem sie so die Zusammengehörigkeit aller Völker bekennt, zieht sie andererseits eine Grenze zwischen sich und jeder einzelnen Nation, die doch am liebsten in ihrer eigenen Sprache mit Gott verkehrt. Manchmal an christlichen Festtagen führt mich die Sehnsucht nach alten deutschen geistlichen Liedern in die Kirche, in solchen Liedern finde ich die Stimmung zur Andacht. Aber öfter als einmal habe ich die Kirche mißmutig und betrübt verlassen, weil in derselben nur lateinische Gesänge herrschten, fremdartige Musik, die mein Gemüt nicht erwärmen kann, die

Digitized by Google

mir die Kirche zu einem weltfremden Raume macht, da sie doch mein Vaterhaus sein sollte.

Manchmal scheint es, als habe die Kirche es darauf abgesehen, das Christentum der Volkstümlichkeit zu entkleiden. Vor einiger Zeit haben wir ein schönes, kunstvoll geschaffenes „Krippenspiel" bekommen, die dramatische Darstellung der Geburt des Heilandes, ganz in frommer Einfalt der deutschen Volksseele gehalten. Das Stück wurde mit großer Pietät aufgeführt und hat Tausende innig gerührt und erbaut. Was geschah? Ein hoher Kirchenfürst hat die Aufführung dieses religiösen Dramas verboten! — Irre möchte man werden! Ist es nicht manchmal gerade, als ob der Klerus eifersüchtig wäre auf die Religion und als ob ihm jede Art von Gottesverehrung zuwider wäre, die nicht gerade von der Kirche offiziell ausgeht! Und ich hätte gemeint, die Kirche müßte sich freuen darüber, daß in der Welt das religiöse Bedürfnis wieder lebendiger wird und sie müßte sich bestreben, auch außerhalb des Gotteshauses, im profanen Leben, den christlichen Sinn zu fördern. Profanieren will man angeblich die heiligen Dinge nicht lassen. Du lieber Gott, werden die heiligen Dinge nicht auch innerhalb der Kirche oft genug profaniert? Ich will hier nicht weiter darauf eingehen, es mag nur jeder selber nachdenken. Gott ist überall, und überall ist Gottesdienst, wo die Herzen sich erheben und bereit sind zu guter That. Also keine offiziellen Grenzen für das Christentum! Und keine Schranken zwischen einem Volke und seinem Gott! Jeden in seinem Kreise und nach seiner Weise auf Grund der Bergpredigt Christ sein lassen, das ist die allgemeine christliche Kirche, welche alle christlichen Konfessionen umfaßt.

Digitized by Google

Gegen die Verschiedenheit der Kultusformen und kirchlichen Sitten ist im Grunde ja doch nichts einzuwenden; andere Bedürfnisse und Ideale hat hierin der Südländer und andere der Nordländer, andere haben die Völker der alten Welt und andere die der neuen. Ja, andere Formen verlangen die Naturmenschen der ländlichen Bevölkerung und andere die gebildeten Klassen. Möge man sich doch bescheiden und dem Südländer das Recht einräumen, braun zu sein, und dem Nordländer, einen roten Bart zu tragen. Es sind Menschen. Also auch hier, ob Kelch oder Hostie, wenn sie nur das Kreuz erkennen. Das Kreuz ist das einzige aller Religionszeichen, das zwei Arme hat. Es umfängt die Welt, die ganze Menschheit, in diesem Baume wiederhallt ewig das Wort: Liebet euch einander. Ihr alle seid Kinder eines Vaters, der im Himmel ist. — In diesem Sinn könnte man die allgemeine christliche Kirche nicht bloß auf alle christlichen Bekenntnisse, sondern auch auf Juden, Türken, Heiden und Atheisten, auf Glaubende, Zweifelnde und Stumpfe beziehen — auf alle Menschen. — Es wäre so übel nicht.

Andererseits ist diese Verallgemeinung der Liebesreligion eine billige Sache. Es ist leichter, alle zu lieben, als einen. Die Liebe zur ganzen Menschheit kostet gewöhnlich nichts als eine Phrase, die Liebe zum Nächsten fordert Opfer. Lasse die „ganze Menschheit" dir immerhin gleichgiltig sein wie du willst, nur dem, der dir von ihr jeweilig der nächste ist, sei gut. Wenn das jeder thut, dann haben wir eine allgemeine christliche Kirche — das Reich Gottes auf Erden, und auch eine Gemeinschaft der Heiligen.

Digitized by Google

Die Sache der Humanität setzt uns in Gemeinschaft mit allen Menschen, allerdings auch die Konfession erhält uns in Gemeinschaft mit Vergangenheit und Zukunft. Und das ist ein Geheimnis der Macht des Kultus. Ich würde mich persönlich vom Katholizismus schon deshalb schwer trennen können, weil meine Eltern und Voreltern vor dem katholischen Altare gekniet haben. Ich feiere im katholischen Kultus das Andenken an meine Vorfahren, ich liebe in ihm meine Mutter, meinen Vater, die mir diese kirchliche Welt gleichsam wie ein Erbe hinterlassen haben. Auch darum, aber nicht etwa darum allein. Die Macht des Gemütes greift tiefer. Auch das ästhetische Gefühl zieht so manchen zur katholischen Kirche, die ihrer Gemeinde so viele sinnliche Schönheit zum Genusse reicht! Ein Religionsbekenntnis geht allmählich von Geschlecht zu Geschlecht in Fleisch und Blut über, so daß es mancher wie Untreue nicht zwar gegen Gott, wohl aber gegen sein Ich empfinden mag, wenn er ausspringt. Ich habe dieses Ausspringen, so oft es mir nahegelegt wurde, zurückgewiesen. Ich ehre unseren Priesterstand aus ganzem Herzen, und auch seinen Kultus, insofern er die Menschen beseeligt, aber ich nahm nicht Anstoß, gewisse kirchliche Sitten oder Unsitten, die den ursprünglichen Gehalt verloren hatten und als hohle Form mir schädlich schienen, freimütig zu rügen, unmittelbar oder durch die Satire. Es war ein glühendes, nicht durch den Zeitgeist bedingtes Verlangen in mir, gegen manches meine persönliche Meinung zu sagen. Und wenn die Kirche im Mittelalter stehen bleibt, so kann der moderne Mensch sich eben mit ihr nicht abfinden. Man kommt ihr weit genug entgegen.

Digitized by Google

In den siebziger Jahren war es bei uns „guter Ton," die religiösen Sitten und frommen Anschauungen des Volkes zu verspotten, in einer Weise, die mir zuwiderlief. So erinnere ich mich, daß in einem Gasthause von etlichen Aufgeklärten ein Handwerksmann lächerlich gemacht wurde, weil er auf dem Marktplatze die Bildnisse der Apostel Petrus und Paulus mit Blumen geschmückt hatte. Der Handwerksmann verstand's aber, zurückzugeben. „Was gehen denn euch unsere Heiligen an?" sagte er, „lassen doch auch wir die eurigen in Ruh'. So, ihr hättet keine? Ihr habt mehr Heilige als wir, von denen ihr Bildnisse aufstellt und denen ihr Feste feiert. Der heilige Goethe zum Beispiel, der heilige Schopenhauer, der heilige Darwin, oder gar der heilige Richard Zimmermann (ein damals Aufsehen erregender Freigeist). Ist ja recht, ehret sie, wenns euch freut, aber laßt uns die unseren, wenn ich bitten darf!"

Es war klug gesprochen von dem Manne, er hat damit das Recht der Kirche, ihre Heiligen zu feiern, ins vollste Licht gestellt. Es vergeht thatsächlich nicht ein Monat, an welchem die moderne Gesellschaft, oder ein Teil derselben, nicht einen ihrer Heiligen festlich ehrt; sei es nun Galiläi, oder Kolumbus, oder Hutten, oder Hans Sachs, oder Kaiser Josef, oder Robespierre, oder Bismarck, oder irgend ein anderer von den Größten bis zu den Kleinsten, die im Himmel der Geschichte stehen.

Was nun den kirchlichen Glauben an die Fürbitte der Heiligen betrifft, so hat's damit — meine ich — allerdings seine besondere Art.

Als der Waldbauernbub vor sechsunddreißig Jahren die heimatlichen Berge verließ, um in die weite Welt zu

Digitized by Google

gehen, da kniete er nieder an einem Wegkreuze, an welchem das Bild der heiligen vierzehn Nothelfer war, und betete. Legte mir plötzlich jemand die Hand aufs Haupt und stand der alte Pfarrer von Sankt Kathrein hinter mir.

„Schön, mein Sohn, daß du betest," sprach er, „nun sage mir einmal, um was du gebetet hast. Ich möchte das gerne wissen."

Nach einigem Säumen gestand ich dem alten Herrn, meinem bisherigen Beichtvater, daß ich zu den vierzehn Nothelfern gebetet hätte um ihre Fürbitte bei Gott, damit ich in der Fremde recht glücklich werden möchte.

„So, so," entgegnete der Pfarrer, „schau, schau. Also glücklich willst du werden in der Fremde draußen. Glaub dir's gerne. Sage mir aber doch einmal, was du dir darunter denkest, unter deinem Glücklichwerden."

„Ja, halt gute Menschen finden, und ein rechtes Fortkommen."

„Ist das alles?"

„Vielleicht auch einen schönen Erwerb und ein Haus und — und —"

„Und ein hübsches Weib dazu, natürlich," setzte der Pfarrer rasch bei, „und jedenfalls auch Geld, große Anerkennung!"

„Wär mir nicht zuwider."

„Sapperlot, Junge, du weißt, was gut ist."

„Das wüßte ich freilich. Wenn's nur schon so weit wäre."

„Und dazu," fuhr der alte Herr fort, „sollen dir die heiligen vierzehn Nothelfer dienstbar sein? Die Büßer, Märtyrer und Blutzeugen? — Höre, mein Sohn, was ich

Digitized by Google

dir sage: Wenn du die Heiligen Gottes um irdisches Zeug bittest, da werden sie sich schwerlich für dich verwenden. Denn irdische Güter haben sie selber verachtet und werden es nicht einsehen, wieso Dinge, die sie als nachteilig für das Seelenheil erkannt haben, dir vorteilhaft sein sollen. Wenn du sie aber bittest um jenes Glück, das sie selber gesucht und gefunden haben, um Bravheit, Demut, Zufriedenheit, Geduld, um Bewahrung der Unschuld und ein reines Gewissen, um die Liebe zu Gott, dann werden sie gewiß sehr gerne bereit sein, Gott zu bitten, daß er dir solche Gaben und Gnaden verleihe. Und wenn es dir die Heiligen nicht erbitten sollten, so erwirbst du dir die Gaben schon durch dein sehnsüchtiges Gebet danach."

So sprach er. Hatte er um ein Wort zuviel gesagt, der alte Herr? Oder war es ihm darum zu thun, für meinen Gebrauch in der aufgeklärten Welt mir das Geheimnis der Heiligenfürbitte anzudeuten? Nämlich daß der Segen des Gebetes in der Selbsterhebung, in der Erweckung eines starken Willens, in dem Verkehre mit dem Vorbilde liegt, durch welches bedeutende Träger des Christentumes auf uns wirken! — Wenn wir einen Dichter oder Philosophen feiern, so erheben wir uns dadurch zur Gemeinschaft seines Geistes; wenn wir einen großen Staatsbürger oder Erfinder oder Kriegsherrn festlich ehren, so erklären wir uns gleichsam zur Gemeinschaft mit seinem Leben und seinen Thaten, und wenn wir unser Herz zu den christlichen Heiligen erheben, so treten wir mit ihnen in Gemeinschaft und Kameradschaft auf der Reise zu Gott.

Mit jeder der Gestalten, die uns die katholische Kirche als Heilige vorstellt, vermag ich zwar nicht zu sympathisieren.

Digitized by Google

Mancher und manche unter ihnen ist mir zu sehr Selbstquäler und zu wenig Christ. Die Selbstpeinigung an sich verstehe ich nicht. Es müßte nur eine Art der Selbsterziehung damit gemeint sein, eine Abhärtung des Körpers, Stärkung des Willens oder dergleichen. Oder es müßte mit einem empfindlichen Opfer an Wohlbefinden jemand anderem gedient sein. In diesem Falle dünkt mich freiwilliger Abbruch, körperliches Leid heldenhaft.

Andere der kirchlichen Heiligen sind mir zu unduldsam fremden Glaubens gegenüber. Jemand, der sich aus religiösen Gründen sträubt, mit allen Menschenkindern Gemeinschaft zu machen, kann sich doch für die Länge nicht behaglich fühlen im Reiche Gottes.

Alle, die guten Willens sind und sich in ihrer Weise der Vollkommenheit bestreben — wessen Stammes, wessen Glaubens sie immer mögen sein — sie alle haben nach meiner Meinung Anspruch auf die Gemeinschaft der Heiligen.

Ablaß der Sünden.

Das Kreuzesopfer Christi ist so erklärt, als wäre es für die Sünden der Welt dargebracht worden, als habe der Heiland dadurch auf sich genommen und abgebüßt die Sünden eines jeden, der an dieses göttliche Opfer glaubt. Man hat gemeint, die andächtige Beiwohnung der Messe, der inbrünstige Empfang der Sakramente sei schon genug, um entsündigt zu werden. Man hat gesagt, der sündige Mensch allein sei nicht imstande, sich zu sühnen, zu erlösen, es gehöre die Gnade Gottes dazu. Die Gnade Gottes käme aber nur dem, und zwar ganz unverdient zu, der

Digitized by Google

darum bittet, denn sie sei einzig erworben durch die Verdienste Jesu Christi.

Die wörtliche Auffassung dieser Lehre ist verhängnisvoll geworden. Man hat täglich um die Gnade gebetet, wöchentlich einmal dem Meßopfer beigewohnt, monatlich einmal gebeichtet und kommuniziert — und ist Sünder geblieben. Und hat auf Rechnung dieser Übungen und Andachten Laster um Laster, ja Verbrechen auf sich geladen, und hat kein böses Gewissen gefühlt und ist in der Meinung, ein guter Christ zu sein, als unbußfertiger Sünder gestorben.

Die Kirche meint es nunmehr allerdings nicht so, aber sie hat die größte Mühe, die oben angeführte Lehre derart zu begründen und auszulegen, daß sie wahrhaft sittigend auf die Menschen wirkt und jedermann davon überzeugt ist, daß die Sünden trotz aller Gnadenmittel erst dann vergeben werden, wenn sie nach Menschenmöglichkeit persönlich gesühnt und gutgemacht sind. — Freilich in diesem Falle wird billigerweise überall so ziemlich alles vergeben, was überhaupt zu verzeihen ist, da braucht man nicht erst einen besonderen Ablaß dazu.

Es giebt aber Fälle, wo die Lehre von dem Gnadenablaß eine Fülle himmlischen Trostes birgt, wo sie den verzweifelnden Menschen aufrichtet, wo sie also thatsächlich ein Ausfluß christlicher Liebe ist.

Auf einer großen Jagd wurde unversehens der Jagdeigentümer, ein reicher Gutsbesitzer, angeschossen und an diesem heiteren Halalifeste war es bei ihm zum Sterben. Die körperlichen Schmerzen waren sanft, er verblutete langsam nach innen. Trotzdem bebte und verzweifelte er über die Maßen, bis der Priester vor ihn hintrat. Denn daß

Digitized by Google

der Tod da war, er ahnte es wohl. Viele und schwere Sünden waren zu beichten. Ungerechtes Gut konnte nicht mehr zurückerstattet werden, so reich der Mann auch sein mochte, denn jene, denen er es einst genommen, waren längst verdorben und gestorben. Natürliche Kinder von ihm waren verkommen, Auswürflinge geworden, er hatte sie verleugnet. Ein Nachbar von ihm war ein Jahr lang unschuldig im Gefängnisse gesessen und darin aus Gram gestorben, weil er — der Gutsbesitzer — im Prozesse einen falschen Eid geschworen. Nicht eine dieser furchtbaren Sünden konnte mehr gesühnt werden. Wer kann sagen, daß er ein besonders schlechter Mensch gewesen? Er war das, was so viele unter uns sind: von unersättlicher Selbstsucht besessen. Und als er nun vor der Majestät des Todes empfand, wofür er den edleren Teil seines Menschentums vergeudet hatte, da ging ihm ein Licht auf, ein schreckliches. Der Sterbende sah vor sich die ewige Verdammnis und wand sich in Verzweiflung. Es war ein Bild unbeschreiblichen Jammers, alle Anwesenden bebten bei den gräßlichen Selbstanklagen des Mannes und manches Herz wollte brechen vor Erbarmen. Da trat der Priester zu ihm, labte ihn, reichte ihm die Sakramente und fragte, ob er seine bösen Thaten bereue aus Angst vor der Hölle oder aus einem anderen Grunde?

„Weil es so schlecht war von mir!“ stöhnte der Sterbende auf, „weil ich mich so unsäglich verachten muß! Weil es Gott so gut mit mir gemeint hat, mit Glück und Besitz und Freunden mich gesegnet. Und ich ihm so! Und ich ihm so!“

Da legte der Priester seine Hand ihm auf die feuchte

Digitized by Google

Stirn und sagte: „Mein Bruder im Herrn, dir ist vergeben. Du kannst deine Sünden nicht mehr büßen auf dieser Welt, aber Jesus Christus, der am Kreuze gestorben ist, hat sie auf sich genommen, hat dich erlöst durch sein kostbares Blut. Sei in Frieden, der Heiland nimmt deine Seele auf in seiner Gnade."

Als der Mann tot war, hingen an seinen Wimpern zwei große Thränen. Weinend vor Seligkeit ist er gestorben.

Die Sache dürfte wohl so stehen: Wenn ich nichts thue zur Löschung meiner Schuld, nichts zur Besserung meines Lebens, wenn ich mich einzig auf den Nachlaß der Sünden durch Christi Verdienste verlasse, dann wird mir nichts verziehen. Wenn ich aber zur Sühne meiner Sünden und Laster alles thue, was in meiner Macht steht, und es reicht noch nicht aus, dann tritt der Erlöser ein und zahlt für mich den Rest der Schuld, und es muß auch die beleidigte Menschheit zufrieden sein.

Wenn die begangenen Missethaten und Verbrechen nur erst von den Menschen verziehen sind, dann wird der Herr den Schuldschein zerreißen. Und wenn einzelne der Beleidigten trotz aller möglichen Genugthuung unversöhnlich bleiben, so wird der Heiland durch die Stimme des guten Gewissens zum Büßenden sprechen: „Komm, du bist mein, ich hab' dich wieder lieb."

Dann noch etwas für dieses Kapitel.

Die katholische Kirche legt einen Ablaß auf die guten Werke Beten, Fasten und Almosengeben. Der Ablaß wird oft angefochten, weil diese guten Werke, wie sie wörtlich genommen zu werden pflegen, unbedeutend erscheinen. Als solche sind sie es auch, machen Betbrüder und Heuchler.

Digitized by Google

Man kann diese guten Werke aber auch in hohem Sinne nehmen und dann schauen sie anders aus.

Unter Beten verstehe ich nicht das stundenlange Plappern, das mechanische Anrufen von Gott und Heiligen nach vorgeschriebenen Formeln zu vorgeschriebenen Zeiten, oft auch für vorgeschriebene Zwecke. Beten heißt, sich innerlich zu sammeln, seine Gedanken der Ewigkeit zuzuwenden, die ewige Wahrheit zu suchen, Sehnsucht nach der Gottheit zu haben, an großen Anbildern in Ehrfurcht und Liebe sich aufzurichten, von der gütigen Allmacht Trost, Erhebung zu erflehen, und besonders die Gnade, reiner und sittlich stärker werden zu können.

Unter Fasten verstehe ich nicht ein zeitweiliges Verzichten auf das Stückchen Fleisch, um sich den Magen mit Fischen, Eiern und Mehlspeisen zu stopfen, sondern Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit im materiellen Genusse, Zurücksetzung sinnlicher Freuden zu Gunsten eines erhöhten geistigen Lebens.

Unter Almosengeben verstehe ich nicht das Bettlerzüchten mit Hellern und Groschen, um damit einer sentimentalen Barmherzigkeit zu genügen und das Gewissen des Besitzenden abzufinden, sondern ich verstehe darunter persönliche, werkthätige und fortwährende Mithilfe, die sozialen Ungerechtigkeiten zu beseitigen, den Arbeitern Arbeit und Erwerb, den Unglücklichen, Schlechtgearteten Gelegenheit und Beistand zur Besserung, den Armen, Kranken und Altersschwachen die ihnen gebührende Versorgung zu schaffen, den unteren Volksklassen Gelegenheit zu geben, sich zu bilden und zu veredeln, sie an dem Kulturschatze der Menschheit teilnehmen zu lassen.

Digitized by Google

So verstanden, gewinnen die drei guten Werke Beten, Fasten und Almosengeben eine tiefe Bedeutung für den Menschen überhaupt, zur heutigen Zeit insbesondere. In ihnen liegt das christliche Verhältnis des Menschen zu Gott, zu sich selbst und zum Nächsten. Und wenn die katholische Kirche für ein solches Beten, Fasten und Almosengeben den Nachlaß der Sünden verheißt, dann wird kaum ein Luther mehr kommen, der den Ablaß verwirft.

Auferstehung des Fleisches.

In meiner frühen Jugend beschäftigte mich nichts so sehr, als die Vorstellung vom „Jüngsten Tage".

Am Samstag-Feierabend wird's noch heiter sein. Wir werden um den großen Tisch herum noch den Rosenkranz beten und nichts dabei denken; wir werden dann die Schwammsuppe und den Speckſalat und den Roggensterz essen und verabreden, was am folgenden Sonntage für Vergnügungen geschehen sollen. Die Knechte werden dann noch ihre Pfeife rauchen, die Mägde ihr Haar strählen und endlich werden wir alle in Gottesnamen schlafen gehen. Nachdem wir viele Stunden geschlafen, wird der Vater anfangen im Hause umherzusteigen, von einer Uhr zur anderen, wird zu den Guckern hinausschauen und nicht wissen, was das bedeutet, daß heute keine Sonne kommt und kein Morgenrot. Finstere Nacht ist es, und die Uhren zeigen schon den hohen Vormittag. Die Sternlein am Himmel sind nicht mehr silberweiß wie sonst, sie sind rot wie Herdfunken. Und diese Herdfunken werden sachte größer, leuchten matt wie Spanfackeln, werden zu feurigen Rädern, die sich

Digitized by Google

sprühend drehen und immer näher kommen und immer heftiger kreisen, so daß die Bäume und die Menschen gespenstisch zuckende Schatten werfen. Manche dieser Feuerscheiben am Himmel werden schon so riesig, daß sie aneinanderstoßen und gewaltige Gluten entzünden in den Lüften. Ungeheuere Rauchwuchten qualmen, vom Sturme getrieben, durch das Firmament dahin. Grauses Krachen und Tosen überall, ein Funkenregen sprüht auf die Erde nieder, es brennen die Häuser, die Wälder, die Felsen, unter unendlichem Jammer sterben die Menschen hin. — Dann ist's still geworden, die Himmel sind ausgebrannt, die Meere sind vertrocknet, die ganze weite Erde ist ein Aschenfeld. Aber in den Lüften tönt es wie Posaunenschall und nun regen sich die verkohlten Schollen. Aus den Sprüngen und Rissen des Bodens strecken sich fahle Hände empor, zuerst einzelne, dann viele, der Boden wird lebendig überall, aus jeder Scholle wird ein Mensch. Die Toten! Nun erst sieht man recht, wie die ganze Erde ein einziger Friedhof war. Leib an Leib stehen sie da in ihren Sterbekleidern, jeder erschrickt vor dem nächsten; wo sich Bekannte, Verwandte sehen, da erschrecken sie noch mehr. Viele huschen davon und wollen sich wieder verkriechen, andere stehen da und beben, sie wissen nicht, was da wird. Vom Scheitel des Himmels herab leuchtet eine goldige Scheibe wie Morgenrot. Ein zarter weißer Wolkenkranz, er wird größer, schwebt immer tiefer herab, es ist keine Wolke, es sind lauter Engel mit weißen Fittichen. Und inmitten in göttlicher Majestät Jesus Christus mit dem Kreuze. . . .

Das jüngste Gericht in der Vorstellung des Volkes. Der letzte Tag.

Digitized by Google

Der erste Tag! Der erste Tag eines neuen Seins. Auferstehung des Fleisches, sagt die Religion. Auferstehung der Substanz, sagen die Naturforscher.

Wenn im Herbste die Blätter von den Bäumen fallen, so will man das für ein Beispiel der Vergänglichkeit deuten. Ein schlechtes Beispiel, denn nach wenigen Monaten wachsen auf dem Baum junge Blätter und es wird ein neuer Frühling, der ganz so ist, wie die früheren waren. Nach hundert Frühlingen und Herbsten fällt endlich der Baum zusammen, doch aus seinem moderigen Stocke sprießen junge Stämmchen frisch empor und seiner Reihe von Frühlingen entgegen. Und der Mensch sinkt als Vater zu Grabe und steht als Kind wieder auf.

Alles ist dem Tode verfallen, man kann es sagen, aber auch: alles ist zum Leben bestimmt. Denn so viel wir täglich sterben sehen, so viel sehen wir geboren werden. Und wenn einst der Erdball alt und kraftlos sein wird, so wird er bloß ein wenig rasten, dann sich verwandeln und im Kosmos Mitanlaß zu einer neuen Lebewelt sein.

Die Wiederbelebung und Auferstehung der Substanz kann von niemandem geleugnet werden. Ich glaube aber auch dreist an die Auferstehung des Individuums. Sei es, daß der Vater im Sohne lebt, sei es, daß die scheinbar vergehende Person durch ein anderes Geheimnis das Bewußtsein ihrer selbst wieder findet — ich glaube, daß dieses Ichbewußtsein vielleicht unterbrochen werden kann, daß es aber unzerstörbar ist.

Und wenn das Ich auch nur seine Gegenwart weiß, sich aber nicht erinnern kann an seine Vergangenheiten, so glaube ich doch, daß von einem „Leben“ zum anderen gewisse Ursachen und Wirkungen verbindend fort-

Digitized by Google

bestehen, die das Individuum erhalten und bestimmen. Und so möchte es ja wohl sein, daß die Person in einem späteren Leben die Folgen eines früheren empfindet und zu tragen hat. Vervollkommnet sich ein Wesen in diesem Leben, so tritt es eben vollkommener in ein nächstes über, erniedrigt es sich hier, so wird es dort als niedrige Art wieder geboren. Dieser Glaube dürfte recht sehr verstimmend wirken bei niedertrachtenden Kreaturen, ist aber wunderbar beseligend für den, der sich bestrebt, reiner und besser zu werden, denn er geht einem edleren, vollkommeneren Leben entgegen — er nähert sich Gott. — Und auf diesem Wege zu Gott die lebende, webende, blühende Natur, unendliche Rosen streuend auf den Leidenspfad, auf den Siegeszug.

Und ein ewiges Leben.

Ein ewiges Leben — juchhe!

Aber Freund, höre ich zu mir sagen, denke doch an den ewigen Juden! Der Menschheit ganzer Fluch ist verkörpert in dem Manne, der nicht sterben kann!

Nicht sterben können, die furchtbare Kette endloser Unheilserinnerungen im müden Leibe durch das verlorene Erdenleben schleppen müssen und nicht sterben können, das wäre freilich Verdammnis. Aber sterben können und doch wieder auferstehen, durch den Tod vergangene Epochen auslöschen können und mit jedem jungen Leben höher steigen, seliger werden — das ist unser göttliches Los.

Und du, mein Bruder, bist so müde. Und du willst auf ewig schlafen gehen und nichts wissen von Unsterblichkeit! — Schau, das sollst du nicht wollen. Lege deinen Leib nur hin und raste dich erst einmal aus, dann wirst

Digitized by Google

du schon wieder Mut haben zu einem neuen Flug gen Himmel. Ich sehe es ja wohl, du hast viel gelitten und bist wund und krank, so freue dich dessen, daß bald Feierabend kommt. Und morgen ist unter der leuchtenden Sonne ein neuer Tag und morgen ein neuer Mensch mit jungem glückdurstigem Herzen.

Du sagst, du könnest dir nicht denken, daß du sein wirst. Ich kann mir nicht denken, daß du nicht sein wirst. Denn du bist. — Ich bin, und das ist der beste Beweis dafür, daß ich war und sein werde.

Es wäre ja so ungereimt zu denken, daß du zwischen einer ewigen Vergangenheit und einer ewigen Zukunft nur heute ein bißchen solltest aufgestanden sein. Früher nicht gewesen, in Zukunft nicht sein, gerade jetzt die paar Jahre, gerade jetzt! Ja, wie denn so?

Aus dem Meere der Ewigkeit just für einen Augenblick auftauchen und Mücken schnappen, und keine weitere Bestimmung, da könnte einer freilich in der Eile dieses ganz zufälligen Lebens Schabernak treiben, um dann ohne Verantwortlichkeit für immer zu verschwinden. Ein keckes Spiel mit sich und anderen um alles und um nichts könnte er da wagen, und sich nach Lust blähen oder zerstören, je ungeheuerlicher, desto besser. — Das ist aber nicht. Tötet er sich, so lebt er immer wieder auf, und je frevelhafter er es treibt, desto tiefer lebt er sich in eine Verdammnis der Zukunft hinein.

Mache dich gut, mache dich glücklich, denn du wirst sein. Du kannst nicht flüchten, und der Tod, in dem du etwa deinen schlechten Adam verstecken wolltest, ist nur ein Asyl für kurze Zeit, gar bald liefert er dich wieder aus

Digitized by Google

giebt er dich zurück deiner Bestimmung, vollkommen zu werden. Du entgehst nicht und du wirst so lange störrisch hoffend leiden, bis du zur Erkenntnis kommst, und dann wirst du so lange ringen, bis du vollkommen bist.

Menschenkind, du geheimnisvolles, unsterbliches Wesen! Und vergiß nicht, daß auch alle anderen Kreaturen den Kreis der Unsterblichkeit mit dir reigen. Was du auch zerstörst mit deiner Hand, zertrittst mit deinem Fuß, vernichtest mit feindseligem Herzen, glaube es den Gelehrten, daß die Atome unzerstörbar sind; glaube es den Mystikern, daß der Tod nicht sowohl eine Entseelung des Leibes bedeutet, als vielmehr eine Entleibung der Seele; glaube es der Offenbarung, daß die Geschöpfe unsterblich sind. Halte Freundschaft mit den Tieren, die wie du sich emporarbeiten müssen; stehen sie auch heute noch um etliche Stufen tiefer wie du, gieb acht, daß der wilde Peitschenhieb, den du deinem geduldigen Pferde versetzest, dich nicht stürzt unter das Tier hinab! Mache dich vertraut mit den Wesen der weiten Welt, denn du wirst sie immer wieder begegnen auf deinem Fluge durch die Ewigkeit, und immer näher werdet ihr euch, werden wir uns alle kommen, bis die endliche Vollkommenheit uns zu einem einzigen seligen Wesen vereinigt.

Wer, der in diesem Bewußtsein nicht weinen muß vor Freude! Daß wir nicht verloren sind, nicht verloren sein können! Daß wir alle bei Gott sind, die einen irrend, zagend und zweifelnd zu seinen Füßen, die anderen liebend, glaubend und hoffend an seiner Brust.

Und also schließe ich der heiligen Offenbarung Erstes und Letztes zusammen im jauchzenden Bekenntnisse:
Ich glaube an Gott und ein ewiges Leben. Amen.

Digitized by Google

Vom Manne der frohen Botschaft.

Das war ein merkwürdiger Sabbath für Levy, den Mautner. Am Morgen schon, als die Sonne aufging über dem See, hatten ihm seine Ortsgenossen ein etwas mißharmonisches Ständchen gebracht, von oben herab. Auf dem Dache seines Hauses hatten sie mit Brettergeklapper, Pfannengeklirr und dergleichen dem Levy lebhaft angedeutet, in welchen Ehren er bei ihnen stünde, seit er im Dienste der Heiden den Straßenzoll einhob und selbst am Sabbath nach Geld heischte.

Der hagere schwarzbärtige Mautner saß in einem Winkel seines Gemaches und sah, wie der Staub niederflog von der Decke, die unter dem Gepolter zu schwanken schien. Er sah auch, wie die zum Fenster hereinschimmernde Morgensonne durch die Stube ein lichtes Band zog, in welchem die Staubteilchen gleich unendlich kleinen Sternchen tanzten. Er hörte und sah und schwieg. Als sie sich auf dem Dache ausgetobt hatten, sprangen sie zur Erde, machten noch mancherlei ausdrucksvolle Geberden gegen das Mauthaus zurück und gingen davon.

Jetzt trat aber aus einem Nebengemache ein kleines, bewegsames Weib hervor, huschte gegen den Mann hin und sagte: „Levy, dir geschieht recht!“

Digitized by Google

„Ich weiß es, Judith," antwortete er und stand auf. Seine Gestalt war so schlank, daß er das Haupt nach vorne beugen mußte, um nicht an die Decke zu stoßen. Sein Bart hing in einem schmalen Strähn erdwärts, er hatte noch keinen grauen Faden, so fahl und müde das Angesicht auch war.

„Sie werden dich steinigen, Levy, wenn du ein Römerknecht bleibst!" rief das Weib.

„Sie haben mich auch früher gehaßt, so lange ich kein Römerknecht war," sagte der Mann. „Seit jenem Laubhüttenfest zu Kana, da ich sagte, die Genußsucht habe das auserwählte Volk dem Gotte Abrams entfremdet und dem Jupiter unterworfen, seit jenem Tage hassen sie mich. Und weil sie mich hassen, muß ich mir eine Macht gründen gegen sie, auf daß ich für mich bestehen kann, wenn niemand mit mir ist."

„Und welche Macht ist das, Mann?" fragte das Weib.

„Du weißt es wohl, Genossin. Es ist die Macht, die uns noch bleibt, wenn uns alles verachtet, die letzte Zuflucht. Es ist die Macht, mit der man auch den grimmigsten Feind besiegt. Ich meine dieses da, meine Judith!" Er bückte sich in eine dunkle Ecke des Gemaches, er lüftete dort einen alten schweren Lappen, so daß man ein steinernes, mörserähnliches Gefäß sah. „Lauter Römer!" setzte er schmunzelnd bei, „bald eine kleine Armee. Und bis sie groß genug ist, werden die Nachbarn mir nicht mehr aufs Dach steigen, um mit Scherben dem Levy ein Loblied zu singen."

„Levy, ich will dir sagen, was du bist!" rief das Weib und alle Muskeln zuckten in ihrem roten Gesichte.

Digitized by Google

„Ich weiß es, ich bin ein Zöllner," antwortete der Mann gelassen und deckte den Lappen wieder sorgfältig über den Geldtopf. „Ich bin ein verachteter Zöllner, der einem angestammten Volke die Münzen aus dem Sacke nimmt, um sie an Fremdlinge abzugeben, der den Römern Straßenzins einhebt von den Juden, die doch ihre Straßen selbst gebaut haben. Solch ein Abtrünniger bin ich, meine Judith. Und warum bin ich römischer Publikan geworden? Weil ich mir Geld erwerben will, um mitten unter den Hassern bestehen zu können."

„Levy, du bist ein Geizhals!" sagte sie. „Du begräbst die Geldstücke ins steinerne Loch, anstatt mir den purpurnen Mantel zu kaufen, wie ihn Rebekka trägt und wie ihn Amala trägt."

„Dann werde ich ein Geizhals bleiben," antwortete Levy, „denn einen solchen Purpurmantel kaufe ich dir nicht. Diese neumodischen Griechenmäntel sind nichts für jüdische Hausfrauen, sie führen weit tiefer ins heidnische Verderben, als mein römisches Amt und all meine römischen Münzen es thun können. Die fremde Pracht und Hoffart, die Putzsucht und das Luftleben ist Abgötterei, mein liebes Weib, und nicht das Zollamt an der Straße. Die Straßenschranke ist gar nicht schlecht zu einer Zeit, wo unser Volk wieder anfängt, seines Bodens Flüchtling zu werden und in Handel und Wandel das Gute hinaus- und das Übel hereinzuschachern. Seit Mosis Gesetz vom Ackerbau ist keine so ersprießliche Einrichtung geschehen, als die des römischen Straßenzolls. Was haben die Juden auf der Straße zu thun?"

„Das wirst du bald sehen," entgegnete das Weib.

Digitized by Google

„Wenn ich in zwei Tagen von dieser Stunde an meinen Purpur nicht habe, dann sollst du auch mich auf der Straße sehen, aber von hinten.“

Draußen pochte der Hammer. Der Mautner blickte durchs Fenster und befahl seinem Weibe, die Straßenschranke aufzumachen. Sie ging hinaus, erhob ein schallendes Geschrei und öffnete die Schranke nicht. Mehrere Männer waren des Weges gekommen und standen da und das Weib forderte den Zoll. Ein Glatzkopf trat hervor, ein Fischer vom oberen Seeufer, der gestand, sie besäßen keine Münzen. Darüber wurde sie sehr aufgebracht, denn insgeheim war ihr Sinn, von jetzt ab auf eigene Faust den Pfennig einzuziehen, um so zu ihrem Purpur zu kommen, wie ihn die Rebekka trägt und die Amala.

Als Levy ihr Geschrei hörte, ging er hinaus und sagte: „Lasse sie doch ziehen, Judith. Diese Wanderer sind nicht Händler, sie werden den Weg kaum arg abnützen, du siehst, sie haben nicht einmal Sohlen an den Füßen.“

Die Judith schwieg jetzt und lugte verstohlen auf den jüngsten der Männer hin, der in seinem blauen Rocke und mit den über die Achseln niederwallenden Locken so schlank und aufrecht da stand und mit seinem milden, leuchtenden Auge sie anblickte. Ein schöner Mensch, doch vermißt er an ihr sicherlich den purpurnen Mantel, wie ihn schon andere Frauen tragen! — So dachte sich das Weib.

„Woher des Weges?“ fragte der Mautner die Männer.

„Heute aus Magdala,“ antwortete der Glatzkopf.

„Dann ist es wohl Zeit, daß ihr ein wenig rastet in meinem Schatten, die Sonne ist früh heiß geworden.“

Als Judith merkte, sie schickten sich wirklich an zur

Digitized by Google

Rast, eilte sie rasch in ihr Gemach, behing sich dort mit bunten Tüchern, mit einer glänzenden Armspange und mit einer Perlenschnur, die sie vor kurzem von einem sidonischen Händler erstanden hatte. Sie kam wieder hervor und brachte den Männern ein Brett mit Feigen und Datteln. Der junge schöne Mensch, der sich vor dem Mauthause auf einen Stein gesetzt hatte, gab das Brett schweigend weiter, ohne etwas von den Erfrischungen zu nehmen und blickte auf das Weib. So durchdringend war sein Blick, daß Judith einen seltsamen Schauer empfand. Sie stellte sich in ihrem Glanze noch auffallender vor ihn hin.

„Weib," sagte er plötzlich zu ihr, „dort am Raine steht eine Distel. Sie hat ihre Stacheln am Stamm und an der Blüte, sie ist bedeckt vom Staub der Straße und zerfressen von den Insekten. Aber sie ist schöner als ein hoffärtiges Menschenkind, sie neigt ihr Haupt in Demut vor dem Vater im Himmel."

Judith zuckte auf dieses Wort heftig zusammen, dann lief sie ins Haus und schlug hinter sich das Thor zu, daß die Wände ächzten. Der Mautner hatte einen sehr beifälligen Blick auf den jugendlichen Sprecher geworfen, jetzt that er einen leisen Seufzer.

Da sprach der junge Mann im blauen Rock zu Levy: „Hast du sie lieb?"

„Sie ist doch sein Nächster!" bemerkte ein heiter dreinschauendes altes Männlein aus der Reisegesellschaft. Das Wort mochte nicht ohne Schalkheit gesprochen sein, es ging den an, der auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen die Nächstenliebe predigte.

Digitized by Google

Levy nickte nachdenklich mit dem Haupte und sprach: „Jawohl, ihr Männer, sie ist mein nächster — Feind!“

„Sie ist Euer Weib?“ fragte der Glatzkopf.

Ohne darauf zu antworten, sprach der Mautner: „Ich bin ein Zöllner und das sagt euch schon, daß ich gesegnet bin mit Mißwollenden, soweit mein Auge reicht. Jedoch alle zusammen, die da draußen gegen mich sind, machen mir nicht soviel Widerwärtigkeit als der eine Nächste in meinem Hause.“

Als Levy so gesprochen, legte ihm einer der Männer seine Hand auf die Achsel und sagte: „Zöllner, so sieh zu daß sie nicht mehr dein Nächster ist. Geh mit uns. Auch wir haben unsere Weiber verlassen, sind von Vater und Mutter gegangen, um dem zu folgen.“ Er deutete auf den jugendlichen Mann, der gütig und ernst zugleich auf Levy blickte. „Kennst du ihn, Publikan? Es ist der Mann von Nazareth.“

Der Mautner stutzte. Von diesem Manne aus Nazareth hatte er schon wiederholt gehört. Der soll ja in der Wüste gewesen sein, dort Eingebungen gehabt und von Gott eine außerordentliche Kraft erhalten haben. Er soll Kranke heilen. Auch von anderen Wundern spricht man, sogar von der Aufweckung eines Toten. Und der soll es sein? Dieser junge schweigsame Mensch? Der soll den Juden so felsenschwere Predigten halten? Predigten, in denen er mit größtem Freimute vieles sagt, was andere in ihrem Innersten kaum zu denken wagen. Er — Levy — hatte ja auch einmal dergleichen gesprochen, bei jenem Laubhüttenfeste, hatte die Leute damit nur gereizt, statt sie zu überzeugen. Und diesem Menschen hören sie mit Andacht

Digitized by Google

zu, seinetwegen verlassen sie Haus und Familie und gehen mit ihm. Wenn es auch der Zöllner so machte? Was hält ihn? Was hat er zu verlieren? Den Dienst? Der kann ihm ja zu jeder Stunde gekündigt werden. Das Haus? Es ist des Königs. Das Weib? Dieses hat erst vor einer Stunde gesagt, daß es sich von hinten besehen lassen wolle auf der Straße. Nur eins ist, von dem sich zu trennen ihm schwer fiele. Aber das kann man mitnehmen. . . .

Nun wandte er sich an den Nazarener, hielt ihm das Brett mit dem Rest von Obst vor und sagte: „Lieber Meister, nimm!"

Dieser sprach leise und mild: „Hast du mich lieb, Zöllner?" Mit einem solchen Tone wurde das gesagt, mit einem solchen Blicke schaute er den Mautner an, daß dieser zu zittern begann und kein Wort hervorbrachte.

„Wenn du mich lieb hast," fuhr der Nazarener fort, „so verlasse, was du hast, und komm mit uns."

Des Weges heran zog ein Troß von Maultieren, die Treiber hieben roh auf die Tiere los und fluchten über das Zollhaus, an dem sie nun vorbei mußten. Levy nahm ihnen die vorgeschriebene Anzahl von Münzen ab und sagte nebenbei, sie möchten doch die armen Kreaturen nicht so unmenschlich schlagen. Hierauf erhielt er selbst einen Peitschenhieb über das Gesicht. Levy erhob zornig seinen Arm gegen den Treiber, da trat der Nazarener hinzu, drückte ihm den Arm sachte nieder und sprach: „War es ein Unrecht, was jener that?"

„Ein Unrecht, Herr, ein abscheuliches Unrecht!"

„So mache ihm's nicht nach."

Digitized by Google

Und das kleine Männlein rief lustig dazwischen: „Wenn du mit uns gehst, Zöllner, so magst du wohl zwei Wangen haben, eine rechte und eine linke, aber keinen Arm, hörst du?"

Dem verwiesen nun mehrere die Anspielung auf einen gewissen Ausspruch des Meisters.

„Aber es ist ja wahr!" lachte der Alte.

Der Meister sagte: „Lasset ihn sprechen, was er will. Hat er doch gestern die Wut eines Amalekiters geduldig über sich ergehen lassen."

„Ja freilich," erläuterte der Glatzkopf dem Mautner. „Weil die Wegelagerer kein Geld bei uns fanden, so haben sie aus Ärger darüber den armen Thaddäus geschlagen."

„Wenn sie fürder eines bei uns finden sollten, so wollen wir uns aber doch darum wehren," sagte der Mautner. „Sonst hieße es, den Raub billigen."

„Man merkt es dir an, Zöllner, daß du den Meister noch nicht oft predigen gehört hast," sagte das alte Männlein, welches Thaddäus genannt worden war.

„Ich habe ihn noch nicht ein einziges Mal gehört!" antwortete der Mautner.

„Mammon ist nicht wert, um dafür zu streiten," sagte der Meister gelassen. „Mit Gewaltthätigkeit wirst du das Unrecht des Raubes nicht gut machen und dir nicht nützen. Selig sind die Sanftmütigen!"

Der Mautner trat in sein Haus. Der Entschluß war gefaßt. Sanftmütig wollte er von seinem Weibe Abschied nehmen, dann das Geld in einen Sack thun und an seinem Leibe tragen. — Es ist das eine nicht geschehen, denn die Judith war durch eine rückwärtige Thüre geflohen, und es

Digitized by Google

ist das andere nicht geschehen, denn die Judith hatte den Steintrog geräumt und das Geld mit sich genommen.

Betrübt kam Levy aus dem Zöllnerhause hervor, trat zum Nazarener, hob vor ihm die Hände gegen Himmel und sagte: „Herr, nimm mich auf. Ich will dein Jünger sein!“

Der Meister hat ihn schweigend umarmt. Thaddäus aber kam mit dem Obstbrette: „Zöllner! Sättige dich das letzte Mal an deinem eigenen Tische. Wir wissen nicht, wo uns heute gedeckt sein wird.“

Da setzte der Glatzkopf Simon lustig bei: „Der die Vögel des Himmels nährt, wird auch uns speisen.“

Dann sind die Männer auf steiniger Straße fürbaß gegangen, und der Glatzkopf neckte: Du bist ein Glückspilz, Zöllner. Was uns so schwer war hinzugeben — dir ging es selber durch. Das Zollhaus aber stand an demselben Tag verlassen an der Straße und die Vorüberziehenden wunderten sich darüber, daß heute der Weg frei war hinab gen Tiberias, die Stadt am See. —

Von jetzt an hatte Levy, der Zöllner, sein Geschick geteilt mit dem Nazarener und seinem Gefolge. Und als er auf dem Berge Tabor lag unter dem Volke und der Meister predigte, und als der Meister aus der Menge die Kindlein zu sich rief, um den Zuhörern zu sagen: „Werdet wie diese!“ da kam eine solche Seligkeit in sein altes Judenherz, daß er vor Wonne in sich hineinweinte. Alle Welt und ihre Güter waren ihm versunken, das Reich Gottes hatte er entdeckt — nicht im Jenseits, nicht über den Sternen, sondern in sich selbst.

Digitized by Google

Er ist vom Meister nicht mehr gewichen, er ist mit ihm gefahren über das galiläische Meer, auf welchem er mit den übrigen Jüngern kleinmütig ward im Sturme. Er ist mit ihm gewandert durch Samaria und Judäa bis in die Stadt der Könige, wo er mit ihm und seinem Anhange voller Ehren einzog durch das Thor. Er ist mit ihm gesessen beim Abendmahle zu Bethanien und er ist mit den übrigen geflohen, als die Söldner den Meister ergriffen im Garten Gethsemane, um ihn vor den Richter zu schleppen. Er hat alles mit erlebt, was der Meister that und sprach in den Jahren seines Lehramtes. Und er ist auch unter denen gewesen, die den Auferstandenen gesehen. Denn bei den Worten: „Gehet hin und lehret die Völker!“ da blickte der Meister auf den Jünger, der einst Zöllner gewesen, und diesem war, als habe jener mit der Hand einen Wink gethan, hin gegen die Lande im Mittag.

Und als sie sich zerstreut hatten in alle Länder, da reiste Levy gegen Mittag hin. Er zog mit Beduinen durch die Wüste Arabiens, er wanderte mit Indiern bis ins Land der Mohren. Dort wollte er sein Amt beginnen. An einem großen Flusse auf felsiger Höhe standen die Ruinen eines Tempels. Die Steinplatten waren geziert mit eingegrabenen Darstellungen heidnischer Gottheiten, die wuchtigen Säulen waren kunstvoll gemeißelt, aber sie standen gebrochen, oder sie lehnten in einander verschoben. Wildes Struppwerk wucherte an ihnen empor und aus den Klüften und Sprüngen streckten sich pfeifend die dreieckigen Köpfe der Schlangen. In diesem Raume richtete Levy sich ein zum Wohnen. Hier konnte er sich vorbereiten. Erst wollte

Digitized by Google

er das, was zu verkünden war, sich selbst klar vor Augen führen. Er sammelte wilde Früchte, er sammelte Blätter des Strauches Papyros, und auf diese Blätter begann er zu schreiben. Die Lebensgeschichte des Meisters — freilich konnte er sie nicht in Steine graben, wie die Alten ihrer Gottheiten Mythe verewigt hatten, aber vielleicht fliegt das leichte Blatt weiter, als der schwere Stein. In einfachen Sätzen will er's anmerken, wie es war, wie der Herr vorhergesagt worden, von wem er abstammte, wie er lebte und litt, was er sprach, getreulich soll es beschrieben sein, eh' dieses Gedächtnis verlischt.

Bald redeten die Leute unter sich, daß in den Tempelmauern ein fremder blasser Mann sitze und schreibe, das Leben eines Wundermannes beschreibe, der fern im Judenlande gelebt hätte und nach dem Tode wieder lebendig geworden sein soll. Also hörte auch der König des Mohrenlandes davon. Der König war ein Greis mit pechschwarzem Gesichte und schneeweißem Barte, er war krank am Körper und mutlos in seiner alten Seele. Alles Leben der Welt hatte er verkostet und war davon angeekelt, aber nicht gesättigt worden. Dann hatte er drei Zauberer zu sich berufen, die ihn wieder genußfähig und sein Königtum ihm noch einmal lebenswert machen sollten. Der eine Zauberer hatte die sinnlichen Freuden zu schaffen, der andere die Macht, Völker zu unterjochen, und der dritte die Wissenschaften von allem, was auf der Erde ist. Auf schwebenden Gärten die seltensten Rosen, im Palaste die berückendsten Wohlgerüche, im Gemache die schönsten Frauen gehörten ihm — seine Sinne blieben kalt. Er besiegte starke Völker und eroberte blühende Länder, er wurde gepriesen als der

Digitized by Google

einzige Herr des Morgenlandes — sein Gemüt blieb stumpf. Alles, was in alten und neuen Schriften an Wissen und Weisheit war, es wurde ihm vorgetragen — und sein Geist erhellte sich nicht.

Als der König nun von dem fremden blassen Manne hörte, der in der Ruine eines Tempels haust und seltsame Dinge aufschreibt, ließ er ihn rufen.

„Wir haben gehört," so begrüßte er ihn, „du seiest ein weiser Mann."

„Ich bin ein armer Fremdling aus dem Judenlande," antwortete Levy, „und du wirst mich töten lassen wollen, o König, weil ich ohne deine Erlaubnis in diesem Lande meinen Wohnort aufgeschlagen habe."

„Was du aber in meinem Reiche beginnen willst, das sollst du mir sagen."

„Ich habe mir den sonnigen Himmel deines Landes erkoren, daß ich unter demselben eine Schrift verfasse."

„Was ist das für eine Schrift?"

„Es ist das Buch vom Heilande der Welt."

„Vom Heilande?" rief der König aus. „Der heilen kann? Der froh machen kann? Wo ist er? Der Heiland soll an meinen Hof kommen, ich befehle es."

„Er ist bei dir, o Herr, wenn du seine Worte hörest und aufnimmst in dein Herz. Du hast alles, was die Welt giebt. Du hast die Weisheit deiner Patriarchen und Priester, aber das Himmelreich hast du nicht."

„Ich hätte das Himmelreich nicht?" fuhr der König zornig empor und deutete mit der Hand nach dem Firmamente, wo eben im Occident die Sonne untersank und im Orient die Sterne aufgingen.

Digitized by Google

„Das ist nichts," antwortete Levy.

„Und mein unermeßliches Reich, in welchem alle Früchte der himmlischen Sonne reifen?"

„Es ist nichts."

„Und meines Geschlechtes urewiges Königtum?"

„Es ist nichts. — Du bist ein armer, kranker, friedloser Mann, der so unfehlbar in den Staub muß sinken, wie der Geringste deines Reiches."

Nun brauste der König auf: „Ich töte dich!"

Lächelnd antwortete Levy: „Das kannst du nicht. — Du tötest meinen Leib. Das kann jeder Stein, der vom Dache fällt. Aber meine Seele kannst du nicht töten, die lebt ewig in ihrem Heilande."

Der König wurde nachdenklich. Die heitere Ruhe dieses Weisen stieß ihn ab und zog ihn an zugleich.

„Er soll kommen, dein Heiland," sagte er, „ich will ihn ehren, ich will ihn erheben zu meinem Vezier!"

„Das ist zu wenig, Herr."

„Ich will ihn aufnehmen wie meinen Bruder!"

„Es ist zu wenig."

„Wer erdreistet sich, mehr zu verlangen von mir, dem Könige?"

„Du mußt vor ihm auf dein Angesicht fallen, so wie der geringste deiner Unterthanen vor dir!"

„Niemals," rief der König. „Dazu zwingt mich keine Macht der Welt."

„Du wirst es freiwillig thun, o mächtiger Fürst. Du wirst weinend vor ihm auf den Knien liegen und in jenem Augenblicke größer und glücklicher sein, als alle Könige auf dem Erdenrund."

Digitized by Google

Also hat der blasse Mann gesprochen vor dem Beherrscher des Morgenlandes, da faßte dieser ihn mit beiden Händen am Arme und bat: „Erzähle mir von deinem Heilande.“

Und hat Levy seine Schrift hervorgethan und begonnen, dem Könige die heilige Botschaft vorzulesen. Aber schon nach der ersten Rolle von der Abstammung des Sohnes Davids, des Sohnes Abrams, unterbrach der König ihn heftig: „Laß es sein! Das ist ein Stammbaum wie jeder andere. Der meinige ist älter.“

„So will ich mit seiner Geburt beginnen.“

„Ich will nichts hören,“ rief der König, „alles was nach Schrift riecht, ist mir zuwider! In meinem Palaste sind neun Säle voll von Schriften, sie haben mich zum Thoren gemacht. Und bin vor Zeiten doch so froh gewesen.“

„Diese wird dich fröhlich machen“

„Verlaß mich!“ gebot der König. Levy ging in demütiger Ruhe hinaus zur Pforte. — Der Fürst versank wieder in die Öde seines einsamen Herzens.

Als Levy nach seiner Tempelruine zurückkehrte in der Voraussetzung, daß er aus derselben nun bald vertrieben werden würde, fand er unterwegs ein kleines Kind. Er hörte es wimmern in einer aus Lehm und Reisstroh gebauten Hütte, es lag mutterseelenallein in einem Korbe, ein grünliches Schlänglein wand sich wie spielend um die kleinen, mageren Beine. Etliche Tage vorher war dem Kinde der Vater erdrosselt worden, weil er das Lieblingspferd des Königs beschimpft hatte. Und heute war unten am Ufer des Flusses des Kindes Mutter, die Witwe, nach uraltheiliger Sitte verbrannt worden. Eben wurde von

Digitized by Google

weißen Gestalten unter schallendem Gesange die Asche in den Strom gestreut, als Levy den kaum einjährigen Knaben im Korbe aus der Hütte trug und mit sich nahm in seinen Tempel. Er wußte nicht, was mit dem armen Wesen anzufangen sein werde, aber ohne Besinnen war ihm klar, daß es nicht verkommen dürfe. So notwendig ihm früher die Verfassung der Heilandsschrift erschienen, so notwendig dünkte ihm nun die Pflege dieses Kindes.

Der König war in höchster Unruhe, seit er den blassen Mann gesehen, er wußte nicht, werde er ihn lieben oder hassen, er wußte nur, daß er ihn noch einmal sehen müsse. Aber er schämte sich als Fürst den armen Einsiedler zu besuchen. Heimlich wie ein Flüchtling, im Gewande eines Wasserträgers, verließ er den Palast und eilte auf Umwegen jenem verfallenen Tempel zu. Unterwegs sah er auf hoher Säule einen Büßer stehen, der, das Haupt gegen Himmel gerichtet, trotz seiner stehenden Stellung zu schlummern schien. Der König beneidete in seinem Herzen diesen Säulensteher um seine Verzückung. Dem Ufer des Stromes entlang flatterten aschgraue Geier, spähend nach Resten verbrannter Witwen, die ihren Männern freiwillig nachgestorben waren. Aufschreien hätte er mögen vor Mißmut darüber, daß sie alle, diese Armen, Reichen, in freudiger Selbstlosigkeit durch Qual und Tod der Gottheit zustrebten. Und in seiner königlichen Seele war es trostlos.

Endlich erreichte er die Ruine. Der blasse Mann saß auf einer gestürzten Säule, schaukelte in den Armen das Mohrenkind und strich zärtlich mit zwei Fingern über das wollige Haupthaar des Kleinen. Er erkannte den Vermummten sogleich, blieb aber sitzen und sagte: „Sei will-

Digitized by Google

kommen, König des Morgenlandes. Heute findest du mich in einer Würde, die höher ist, als die des Königs.“ Und als der Fürst noch dastand und stutzte, hob Levy das Kind und sprach: „Du hast vor zwei Tagen meine tote Schrift vom Heilande verschmäht, hier siehst du die lebendige.“

„Wie kommst du zu diesem Wurm?“ fragte der König.

„Ein Waisenkind. Du hast ihm den Vater getötet, deine Priester haben ihm die Mutter auf den Scheiterhaufen geführt. Nun hat es niemanden in diesem mächtigen Reiche, der es atzen und hüten wollte, so will ich es thun, dem Meister zuliebe, der auch einst als Kind verlassen in einem Stalle lag.“

Der König blickte nachdenklich auf die Gruppe. Das Knäblein lächelte ihn an. Dieses Lächeln des Kindes, dem er den Vater geraubt, war ihm schrecklich, wie ein Gericht. Dann hub er an zu sinnen. Mit seiner mageren schwarzen Hand fuhr er sich über die Stirne und schloß die Augen, als sollte eine Erinnerung wach werden.

„Es ist lange her!“ sagte er dann mit Wehmut. „Ich weiß kaum mehr, war es Wirklichkeit oder ein Träumen. Es war eine selige Stunde gewesen, unbeschreiblich selig, o Mensch! — Es ist alles vergangen, die heiße Welt hat alles versengt.“

„Gedenkest du der Jugendtage, König?“ fragte Levy. „Nicht nach rückwärts, nach vorwärts blicke. Höre es: Die Schrift hat dich alt gemacht, das Kind macht dich jung. Findest du das Himmelreich im Buche nicht, so suche es im Kinde.“

Nun breitete der König plötzlich seine Arme aus und sprach: „Fremdling, ich bin in deiner Gewalt.“ —

Digitized by Google

Eine kleine Weile nach diesem Tage geschah es, daß die Großen des Reiches den König für verzaubert oder besessen erklären wollten. Er, der Mächtige, der sonst umgeben war von hundert Sklaven, die ihn bei jeder Bewegung zu bedienen pflegten, er hatte ein kleines Kind zu sich genommen, einer verbrannten Witwe Kind, und das hegte und pflegte er in seinen Gemächern persönlich, wie eine Mutter. Weil der König aber in dieser Zeit kein Todesurteil unterzeichnet hatte, so hielt man den Wahnsinn einstweilen für zweckmäßig, denn mancher Unterthan, auch der vornehme, hatte sonst die Launen des Herrschers mit dem Kopfe gebüßt.

Und als Levy zum nächsten Male in den Palast kam, kniete der König vor dem Bette des Kindes und schäkerte mit dem munteren Knaben, und sein schwarzes Gesicht lachte und sein Auge glühte, daß man darin kaum das Weiße sah. „Weiser Mann!“ rief er dem Ankömmling entgegen mit heller Stimme, „du hast recht gesprochen. Ich bin gesund, ich bin froh. Seit jenem fernen Tage im Judenlande bin ich nicht mehr so selig gewesen, als jetzt.“

„Herr, wareſt du denn einmal im Judenlande?“ fragte Levy.

Und der König antwortete: „Wie ich heute vor diesem Kinde knie, so bin ich einst vor einem anderen Kinde gekniet, in einem Orte, der Bethlehem hieß. Ein wunderbarer Stern hatte mich dahingeführt. Was wohl geworden ist aus jenem kleinen Judenkönige?“

Jetzt trat Levy einen Schritt zurück, starrte den Fürsten eine Weile sprachlos an und begann dann vor sich hin zu murmeln: „Da nun Jesus zu Bethlehem in Judäa, zur

Digitized by Google

Zeit des Königs Herodes, geboren war, siehe, da kamen Weise aus dem Morgenlande nach Jerusalem und sprachen: Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten.'"

„Du weißt davon?" fragte der König.

„Herr," antwortete Levy unter tiefer Bewegung seines Herzens, „ich habe es selbst aufgeschrieben, denn er ist es ja, er ist es, von dem ich dir zu verkünden habe! Und ich sage dir, glückseliger König! Bruder! Du bist vor unserem Heilande gekniet!"

Die beiden Greise haben sich weinend umarmt und das schwarze Knäblein hat lustig gestrampft mit Armen und Füßlein und hell gejauchzt.

Noch an demselben Tage hat Levy-Matthäus begonnen, dem Könige Balthasar das Evangelium Jesu vorzulesen. Wie Balsam, Licht und Liebe drang es in das alte auftauende Herz. Und so hat der schwarze Fürst des Morgenlandes das Himmelreich gefunden.

Digitized by Google

Die letzte Rast.

Nun rasteten sie. Unter einer alten, wetterstarren Ceder. Durch die Millionen borstigen Büschel des dunkelgrünen Genadels tropfte der Regen von einem Ast zum andern nieder auf die Hüte, unter deren breiten schwammigen Krempen die Gestaltlein hockten, die Beine an sich gezogen, die Arme über der Brust gekreuzt. Müde und mißmutig schauten sie hinaus in den feuchten Nebel, aus dem die näherstehenden Wipfel und graue Felsgebilde noch hervortraten. Weiterhin war nichts mehr zu sehen — und es lag doch zu ihren Füßen die Welt.

Ihrer zehn oder zwölf Männer mochten es sein, mancher mit grauendem Barte, andere aber mit schwärmerischen Glutaugen und in jugendlicher Kraft. Lange Stecken hatten sie bei sich, die Säcke aber, die einigen am Rücken hingen, waren runzelig und leer. Dort ein Baumstamm, der so mächtig war, daß ihn drei Männer kaum hätten umfassen können, und eine weiße, rissige Rinde hatte, daß es schier war, als wären in ungeläutertes Silber allerlei geheimnisvolle Gestalten eingemeißelt. An diesem Stamme saß, von den anderen etwas abgesondert, ein schlanker, jugendlicher Mann. Auf seinem Haupte

Digitized by Google

war kein Hut, es hatte ein üppiges, nußbraunes Haar, das in weichen Wellen über Schultern und Nacken niederging. Das blasse Gesicht wurde von einem jungen, dünnen Bart umrahmt. Er lehnte sich an den Stamm und schloß die Augen.

Seine Genossen glaubten, er schlafe, und um ihn nicht zu wecken, sahen sie sich manchmal an, einer den andern, und redeten schweigend miteinander. Ihre Seelen waren voll von Eindrücken der Erlebnisse aus letzter Zeit. Hinter ihnen lag eine beschwerliche Reise und ein fernes Heimatland. An das dachten sie nun, hoch im Gebirge des Libanon.

Wer wird jetzt meinen Fischerkahn führen auf dem See? dachte der eine. Wer wird den Acker unter den Ölbäumen pflegen? dachte der andere. Der dritte erinnerte sich des einträglichen Mauthauses, das er einst gehabt, der vierte des weinenden Weibes, der treuherzigen Kinder, die er verlassen hatte. Alles, was sie besessen, hatten sie im Stich gelassen und waren dem Meister gefolgt. Und ein Siegeszug war es gewesen am See und durch Galiläa, und ein noch größerer Siegeszug soll es werden, wenn er sich ganz zu erkennen giebt, als der er ist, der sehnlich Erwartete, der Retter des Volkes, der König! — Einstweilen freilich sah es etwas zweifelhaft aus. Sie stellten ihm nach und verschlossen sich dem Herrlichen, das er voraussagte. Nicht die Fremden, die Römer, die heimischen Priester und Gelehrten selbst huben an, ihn zu verfolgen; sie sagten er wäre ein Aufwiegler, Verführer, ein Antijude, der neue Gesetze aufbringen wolle. Wie soll der Antijude König der Juden werden? Den einen, den Propheten hatten sie

Digitized by Google

schon enthauptet auf dem Wüstenschlosse. Freilich, der hatte den Fürsten beleidigt, hatte ihm vor allen Leuten gesagt, er solle sein Hurenleben aufgeben. Das hatte ihn den Kopf gekostet. Aber der Meister hatte es nicht viel anders gemacht, er hatte den Herrenstädten ein schreckliches Ende vorausgesagt und dem Fürsten sagen lassen, mit seiner Macht würde es sich schlimm erfüllen, denn er töte die Diener des Herrn. Und wie die Volksmenge, die ihn immer begleitet hatte, gemerkt, es könnte schief gehen, hat sie sich nach allen Seiten zurückgezogen und ihn allein gelassen mit seinen wenigen Freunden. Dann waren sie davongezogen in fremde Gegenden hin. Auf dieser Flucht waren sie über die Berge von Obergaliläa gegangen bis zur alten Stadt Tyrus, die dort liegt, wo schon das unendliche Gewässer beginnt. Weil er daselbst erkannt worden war als der Wunderthäter, die Leute an ihn herankamen und allerhand Heilungen, selbst Totenerweckungen von ihm begehrten, so zog er rasch weiter, am Meere entlang bis Sidon. Als sie dieses emsigen Krämervolkes zahlreiche Schiffe im Hafen sahen, hielten die heimatlosen Männer untereinander Rat, ob sie nicht hinüberreisen sollten zu den Heiden von Athen und Rom, oder zu den wilden rothaarigen Völkern in den nordischen Wildnissen. Der Meister aber hatte das Haupt geschüttelt — ob es nach Gottes Willen zum Wirken sei, oder zum Sterben, auf seiner Heimat Erde wolle er es thun, für sein Volk, das in schwerer Entartung lag und das er so sehr liebte. War es, was er gab, für alle, dann würden sie es schon hinaustragen in alle Welt.

Also doch wieder zurück an den See in Galiläa. Aber nicht mehr auf demselben Wege, der immer gefährlicher

Digitized by Google

wurde, schon deshalb, weil das Volk ungestüm Wunder über Wunder haben wollte von dem Gottesmanne. Seine Lehre lehnten sie ab, aber seine Kraft wollten sie nützen.

Nun denn — so hatten sie die Reise antreten müssen übers Hochgebirge des Libanon. Auf den Bergen lag noch Schnee, denn es war im ersten Frühjahre, vom hohen Hermon herab starrten die Eiswüsten. Blickten sie aufwärts, so sahen sie starrendes Gewände in wilder Zerrissenheit; schauten sie niederwärts, so erblickten sie Abgründe, in denen stürzende Wasser krachten. Über dieser starren Einsamkeit schwamm bisweilen ein Adler, und auf den verwitternden Cedern pfiffen Geier. Die Männer von den blühenden Gestaden des Jordans und des galiläischen Meeres hatten dergleichen Schrecknisse noch nie gesehen. Sie schauerten und wollten den Meister zur Umkehr bewegen. Dieser aber wies mit der Hand gegen das Hochgebirge und sprach: „Was zaget ihr Kinder? Wenn die Geschlechter übersättigt und stumpf sein werden, dann wird diese Wildnis zur Freude des Menschen sein."

Sie hüllten sich enger in ihre Mäntel und stiegen an, wo kein Weg war. Der Herr war vorausgegangen, sie folgten ihm nach; daß er sich verirren könne, kam ihnen nicht in den Sinn.

Dann hatten sich um die Berghäupter graue Nebel gelegt, an den Wänden waren sie niedergeflossen tiefer und tiefer, und endlich waren unsere Wanderer eingehüllt und sahen nichts mehr, als die verschwommenen Umrisse der nächststehenden Felsen und Wipfel. So hatten sie sich unter die Ceder gesetzt, um ein wenig zu rasten. Während nun der Meister im Halbschlummer am Stamme saß,

Digitized by Google

langte einer, den sie Matthä nannten, in seinen Hanfsack, zog ein kleines Stück Brot hervor, zeigte es den Genossen und flüsterte: „Das ist alles. Wenn wir keine Menschenstatt finden, so müssen wir verschmachten."

„Hierauf ein anderer, Simon genannt: „Ihr erinnert euch doch, am See, als er fünftausend Mann gespeist hat?"

Auf das sagte ein Jüngling mit Namen Johannes: „Sie hungerten nach dem Worte."

„Heute machen uns die Worte nicht satt," entgegnete Simon unmutig, dann brach er ab, als erschrecke er vor seiner Bemerkung. Der Meister pflegte derlei übermütige Äußerungen strenge zu rügen. Nun legte Simon dem Matthä die Hand auf den Arm und sagte: „Bruder, dein Brot darfst du nicht essen. Seine Kraft ist zarter, als die unsere, er ist erschöpft, ihm mußt du es geben."

„Glaubst du, ich sei ein Thor!" begehrte Matthä auf, denn er empfand die Zumutung, als ob er den letzten Vorrat selber aufessen wolle, als eine Beleidigung. Er stand auf, schritt zum Meister hin, und da er sah, daß dieser wachte, gab er ihm das Brot.

„Habt ihr schon gegessen?" fragte dieser.

„Meister, wir sind alle satt," versicherten sie.

Da nahm er es an.

Und in dem Augenblicke war's, daß unter den Männern ein Freudengeschrei ausbrach. Es hatten sich plötzlich die Nebel zerteilt und der Blick war frei hinaus in die sonnige Welt. Und da unten — tief, tief — lag sie dahin die blaue Fläche, bis hinaus, wo sie in gerader Linie den Himmel schnitt. Und im fernsten Himmel lustig leuchtend standen Wolken, wie goldene Tempelzinnen. Hierhin am

Digitized by Google

Strande die weißen Punkte und Kettchen der Ortschaften, und draußen ausgesät die funkelnden Sternchen der Segelschiffe. Das Meer. — Das Bild war so weit und heiter und sonnig, daß sie jubelten.

„Von daherein über das Wasser sind die Heiden gekommen," sagte Matthä.

„Und dahinaus werden die Christen ziehen," setzte Simon bei.

„Und werden die Römer mit dem Schwerte vernichten!" sprach Jakobus.

„Pst!" flüsterten sie und legten ihre Finger an den Mund, „solche Reden gefallen dem Meister nicht."

Er hatte es nicht gehört. Er war aufgestanden und hatte schweigend hinausgeblickt, dann war er zu diesem und jenem hingetreten, um in ihren Gesichtern zu lesen, ob sie denn schon mutlos wären — da sie doch die Herrlichkeit Gottes um sich sahen.

Simon kümmerte sich wenig um die Bergschönheit, er hatte sich seitwärts gewendet und nickte manchmal bedenklich mit dem Kopf.

„Was man doch mit seinen eigenen Leuten für Kummer hat!" murmelte er.

Da lachte Jakobus und sprach: „Mit deinen eigenen Leuten? Mit welchen nur, da du ja allein bist und niemanden hast als dich selber!"

„Und eben dieser eine macht mir Sorge!" sagte Simon. „Denn wisse, der Racker ist feige. Das kann ich ihm nicht vergessen, wie er davonlief gleich einem Gassenjungen, der etwas angestellt hat, als die Soldaten des Herodes ihn fragten, ob er zum Nazarener gehöre! — Freund und

Digitized by Google

Bruder! Ich glaube, Mut, dauernden Mut aufzubringen, wenn es darauf ankommt, Tag um Tag für den Meister die größten Drängnisse, Leiden und alle Schmach auszuhalten, bis zum letzten Tage, da man langsam entkräftet und gestorben auf den Erdboden fällt. Aber in eine plötzliche Gefahr, in den jähen Tod sich stürzen, dazu fehlt mir das Herz. Ist so einer denn wert, mit dem Meister zu gehen?"

„Wir sind Fischer, aber keine Helden," entgegnete hierauf Jakobus. „Man weiß nicht, welcher Mut größer genannt werden muß, der zu einem elenden Leben oder der zu einem raschen Tode. Muß dir nur gestehen, Bruder, seit einiger Zeit — ich werde nicht klug darüber, was das mit uns werden soll . . ."

Simon wurde abgelenkt. Philippus war herangekommen und zupfte ihn am Ärmel. Ein Stück Brot steckte er ihm zu. Simon nahm es und wollte es dem Matthä reichen.

„Was soll denn das?" fragte Matthä.

„Mir hat es Philippus geschenkt; ich bin nicht hungerig, iß es nur du."

„Aber Mensch!" sagte Matthä, „das ist ja das Brot, das ich vorhin dem Meister gegeben habe."

Dann haben sie es sich gereimt, wie das kam. Der Herr hatte das Brot dem Johannes geschenkt, dieser dem Zebedäus, und jeder hat es weiter gegeben, bis es schließlich wieder bei Matthä anlangte.

Als sie völlig verblüfft waren darüber, daß keiner des Brotes bedürfe, mußte der Meister lächeln.

„Nun," sagte er, „ihr habt ja so gerne Wunder.

Digitized by Google

Da sehet ihr wieder eines. Zwölf Mann mit einem Brote gespeist!"

„Das hat nicht das Wort gethan!" entgegnete Simon.

„Nein, Simon, das hat die Liebe gewirkt."

Vom Baume fielen noch einzelne Tropfen. Andere hingen an den langen Nadeln und funkelten gleich Edelsteinen. Wie das Meer weithin ausgebreitet lag, so hatten sich nun auch die Gipfel der Berge enthüllt, die Schneekuppen und die Felszinnen und die Eisfelder bis weit in die Gegend von Mitternacht hinein. Eine große Stille war und milder Hauch, so daß es den Männern traumhaft werden wollte auf dieser Bergraft. Einige begannen zu schlummern, andere sannen immer wieder nach, was sie in der letzten Zeit erlebt und was ihnen etwa noch bevorstehen würde.

Und auf einmal, da hob der Meister ein wenig sein Haupt und sagte leise, aber so, daß es die nächsten hören konnten: „Wer sagen die Leute, daß ich sei?"

Fast erschraken sie über diese sonderbare Frage und wußten kaum zu antworten.

Er blickte sie fragend an, da sagte einer: „Die Leute reden allerhand. Sind alle schon tot, für die sie dich halten. Sie glauben immer nur das Unerhörte." Er hatte noch den fragenden Blick.

Da wurden die Männer gesprächig und redeten: „Der sagt, du seiest der Prophet Jeremias. Der andere, du wärest der Elias, der auf feurigem Wagen in den Himmel gefahren ist. Oder gar der Johannes, den sie enthauptet haben."

Da hob der Meister sein Haupt noch etwas mehr in

Digitized by Google

die Höhe und sprach: „Und ihr? Wer glaubet denn ihr, daß ich bin?“

Das war wie ein Blitzschlag. Sie schwiegen alle. Eine solche Frage hatte er bisher nie gethan. Er weiß doch, daß sie ihm gefolgt sind, und warum! Sollte er denn auf einmal zu zweifeln beginnen, ob sie wohl an ihm sicher wären? Oder war er es selbst nicht? Bange wollte ihnen werden.

Er aber fuhr fort zu sprechen: „Ihr habt euch mir angeschlossen, als mein Leben arglos war, als ich euch das Reich Gottes verkündete und als die Menschen ihre Mäntel ausbreiteten zu meinen Füßen und mir die Ehren des Messias gaben. Und als sie sich von mir zurückzogen, weil Drangsal und Gefahren nahten, und als meine Worte sich anders erfüllten, als ihr sie anfangs verstanden habet, nicht zur Macht der Welt, nur zur Erniedrigung — da seid trotzdem ihr mit mir gegangen zu dem Volke der Heiden und in diese Bergeswüsten. Ich werde wieder hinabsteigen nach Galiläa, aber ich werde dort nicht auf Kissen ruhen. Ich werde leiden und allen, die mit mir sind, Verfolgung bringen. Denn ich werde den Jordan entlang bis Judäa gehen und nach Jerusalem hinauf, wo meine mächtigen Feinde sind. Diese werde ich richten mit der Schärfe des Wortes, aber sie werden mein Fleisch in ihrer Gewalt haben und mich dem schimpflichen Tod des Missethäters überantworten. Werdet ihr auch dann noch bei mir bleiben? Woher kommt eure Zuversicht? Wer glaubt ihr denn, daß ich bin?“

Jetzt rief Simon laut aus: „Du bist der Christus Gottes!“

Da richtete sich der Meister auf. Sein Antlitz war

Digitized by Google

belebt von einer großen Überraschung, seine Stirn strahlte. Eine Weile stand er so. Dann legte er jenem die Hand auf die Achsel und sprach: „Simon, das hast du nicht von dir selbst, das hat dir ein Höherer gesagt. Ein solches Vertrauen ist die Grundfeste des Reiches Gottes. Siehe, du hast die Schlüssel des Himmelreiches, denn du hast den Glauben. Erde und Himmel ist dir eins, und die Gesetze des Himmels sind dir auch die Gesetze der Erde."

Mit Staunen blickten sie zu ihm auf. Wie gerne hörten sie ihm zu, wenn er vom Himmel sprach, obschon ihnen manches Wort dunkel war. Nun stand er wieder so vor ihnen, voll von jener Herrlichkeit, die ihnen ein Grauen und ein Entzücken war. Hinter ihm glänzten hoch herab die Schneefelder des Hermon, gleichsam wie das offene Thor des Himmels, also leuchtend.

Der Meister trat ganz zu ihnen und sagte: „Ruhet und stärket euch. Heute noch das Licht, morgen das Leiden. Sie werden sagen, ich sei der Lügner und Verführer und werden mich töten."

Da faßte ihn Simon mit beiden Händen rasch am Arm und sagte leise: „Sprich nicht so, Meister. Da sei Gott vor, daß dir solches geschehe!"

Da wurde der Herr strenge und fuhr ihn an: „Geh hinter mich, Satan! Was weißt du von Gottes Ratschluß!"

Gar erschrocken ob solch plötzlichen Umschwunges zog sich Simon hinab hinter die jungen Cedern, dort weinte er und zitterte vor Herzweh, daß der Meister ein so hartes Wort zu ihm gesagt hatte.

„Johannes, er haßt mich," murmelte er und barg sein

Digitized by Google

Gesicht in das Kleid des Genossen, der herbeigekommen war, um ihn zu trösten.

„Er haßt dich nicht, Simon, er liebt dich. Erinnere dich doch, was er vorhin zu dir gesagt hat — daß du das Himmelreich hättest. Du weißt es ja doch, wie er ist. Kalte Wasser muß er gießen, daß ihn das Feuer der Liebe nicht verzehrt. Und du hast etwas berührt, womit er vielleicht selbst schwer fertig wird. Denn mich dünkt, er sieht seit einiger Zeit den Willen des himmlischen Vaters, daß er leiden und sterben müsse. Davor entsetzt sich sein junges Fleisch, und nun kommst auch noch du und erschwerest ihm den Kampf. Simon, steh auf. Wir wollen stark und wohlgemut sein und bei ihm aushalten, was auch kommen mag."

Solches ist geschehen auf einer Berghöhe des Libanon, als der Meister mit seinen Jüngern von der Flucht umkehrte, um seinen Feinden entgegenzugehen. Eine Woche später waren sie nach Beschwernissen, die sie nicht fühlten, nach Mangel, den sie nicht empfanden, hinabgekommen in die blühenden Niederungen, wo in den weichen Lüften der Duft der Rosen und der Mandelblüte war. Als sie in der Nähe der Ortschaft Nazareth durch eine Felsschlucht gingen, unter dem Schatten von Ölbäumen, da hielten sie an. Sie waren sehr müde und meinten, der Meister würde in die Stadt gehen, um seine Familie zu besuchen. Als ob er ihre Gedanken erraten hätte, sprach er: „Meine Familie seid ihr. Unter diesen Bäumen wollen wir uns ausruhen, bevor wir weiter ziehen nach dem Jordan."

Nun hatte aber die Zimmermannswitwe davon gehört, daß ihr Sohn draußen sei in der Schlucht. Eilig ging sie hinaus. Seine Begleiter lagen auf dem Rasen herum

Digitized by Google

und schliefen. Er saß an einem Felsen und legte sein Haupt auf den Stein. Die Mutter stand hinter ihm, ihr langes blaues Obergewand hatte sie so um ihren Kopf gelegt, daß das Gesicht vor der Sonne geschützt war. Es war ein blasses, abgehärmtes Gesicht, über die eine Wange ging ein Strähn ihres dunklen Haares, den sie zurückschob und der doch wieder hervorquoll. Sie schaute fast beklommen hin auf den am Steine. Sie zögerte, ihn anzusprechen. Dann nahte sie ihm noch einen kleinen Schritt und ohne alles Weitere, als wäre seit ihrer letzten Begegnung nichts vorgefallen, sagte sie: „Ganz nahe ist dein Haus, mein Sohn, und hier rastest du so unbequem."

Er hob den Kopf und schaute sie ruhig an. Dann gab er zur Antwort: „Frau, du weißt, ich will allein sein."

Sie sagte leise: „Bei mir daheim ist jetzt die größte Einsamkeit. — Und setzte bei: „Der Vater ist zu den Vätern gegangen."

„Und die Brüder?"

„Sind seit Wochen auf dem Weg, um dich zu suchen."

Der Herr wies mit einer Handbewegung an die Jünger und sprach: „Diese haben mich nicht wochenlang gesucht, sie haben mich am ersten Tage gefunden."

Als wollte sie ablenken davon, daß er wieder auf die Klage kam, die Brüder verstünden ihn nicht, sagte nun die Frau: „Die Leute sind unwillig, daß in dieser Werkstatt keine Arbeit fertig wird, und sie wollen zum Neuen gehen, der sich angesiedelt hat."

„Warum nimmst du keinen Werksgesellen auf?"

Sie antwortete: „Zu wundern ist es nicht, daß keiner

Digitized by Google

bleiben will, wenn selbst die Kinder des Hauses davongehen."

Da sprach er kräftig: „Ich sage dir, Weib, verschone mich mit deinen Vorwürfen und alltäglichen Sorgen. Lasse mich meiner Wege ziehen!"

Sie wendete sich gegen die Felswand, um ihr gramentstelltes Antlitz zu verhüllen und schwieg. Erst nach einer Weile sprach sie leise: „Kind, so hart bist du gegen mich. Alle bringst du ins Unglück. Nicht um meinetwegen ist es, das kannst du mir glauben. Mir ist alles vergangen auf dieser Welt. Aber du? So jung bist du noch und willst dir alles zerstören. Noch einmal, mein lieber Sohn, bittet dich deine Mutter: „Laß den Glauben der Väter stehen! Ich weiß ja freilich wohl, daß du es gut meinst, aber andere fassen es nicht, und es taugt nimmer was du thust. Laß doch die Leute selig werden, wie sie wollen. Sind sie bisher zu Abraham gekommen, so werden sie auch künftig den rechten Weg finden, auch ohne deiner. Lasse dich mit den Pharisäern nicht ein, das ist noch jedem schlecht bekommen. Denke an den Johannes, der getauft hat! Man hört, daß sie auch dir schon nachstellen. — Mein liebstes Kind — sie werden dich zu schanden hetzen, sie werden dich umbringen." An die Wand klammerte sie sich mit starren Fingern und konnte nicht weiter sprechen vor bitterlichem Weinen.

Er hatte den Kopf nach ihr gewendet und sah sie an. Und als sie so heftig schluchzte, daß ihr ganzer Leib schütterte — da stand er auf und trat zu ihr hin. Und nahm ihr Haupt in seine beiden Hände und zog es an sich.

„— Mutter! — Mutter! — — Mutter!" Tonlos,

Digitized by Google

gebrochen war seine Stimme, in der er es sprach: „Du meinst, ich hätte dich nicht lieb. Weil ich manchmal so herb sein muß, denn alles ist gegen mich, auch mein eigenes Fleisch und Blut. Aber es muß erfüllt werden der Willen des himmlischen Vaters. Trockne deine Zähren, siehe, ich habe dich lieb, mehr als ein Menschenherz fassen kann. Weil die Mutter es doppelt leidet, was das Kind leidet, so ist dein Leiden größer als das desjenigen, der für viele sich opfern muß. — Mutter, setze dich auf diesen Stein, daß ich noch einmal mein Haupt auf deinen Schoß lege. Es ist die letzte Rast. Von nun an kommt die ruhelose Kette der Qualen, von einer bis zur andern, bis zur letzten ..."

So legte er sein Haupt auf ihre Knie und sie strich mit zarter Hand über sein langes Haar. So glückselig war sie mitten in ihrem Schmerz, so namenlos glückselig, daß er wieder an ihrer Brust ruhte, wie einst als Kind. —

Er aber setzte nun seine leise Rede fort: „Dem Volke habe ich gepredigt den Glauben an mich. Die Mutter aber glaubt an ihr Kind, und sollten alle Schriftgelehrten von Judäa dagegen sein. Höre nicht, Mutter, was sie dir auch mögen sagen wider mich. Und wenn die Stunde kommt, da ich dir erscheinen werde mit ausgespannten Armen, nicht auf der Erde und nicht im Himmel — verzage nicht. Wisse, daß dein Zimmermann das Reich Gottes gebaut hat. Nein, Mutter, weine nicht, mach dein Auge klar. Dein Tag wird ewig sein. Es werden dich preisen alle Geschlechter." — Er küßte ihr Haar, er küßte ihre Augen und weinte dabei. — „Mutter, und nun geh. Diese da beginnen zu erwachen und die Leute dort kommen mit

Digitized by Google

Körben, daß wir essen und trinken. Sie sollen nicht sehen, daß du trauerst."

Aufgestanden war er von seiner letzten heiligen Rast. Die Jünger erhoben — einer nach dem anderen — ihre Köpfe.

„Hast du auch ein wenig geruht, Meister?" fragte ihn Simon.

Er antwortete: „Besser als ihr."

Dann hielten sie Mahlzeit im heiteren Preise Gottes und brachen auf zur neuen weiten Wanderschaft nach der Königsstadt Jerusalem.

Hinter dem Steine aber stand die Witwe und blickte ihm nach, so lange er zu sehen war im Flimmer der galiläischen Sonne.

Digitized by Google

Das ewige Leben.

In der Königsstadt lebte ein glücklicher Mann. Er besaß großen Reichtum und mächtige Freunde. Sein Leben war noch jung, sein Körper frisch, er hatte schöne Freundinnen, die täglich sein Haupt mit Rosen bekränzten. Von allen Wünschen war ihm jeder erfüllt, nur einer blieb übrig zu erfüllen — der Wunsch, daß es sich nicht ändern, daß es so bleiben möge. Und wenn zwischen all den lauten Freuden und üppigen Genüssen bisweilen ein stilles Stündlein war, da er zu sich selbst kam und sein Glück sehen konnte, da wurde ihm bange. Denn er sah täglich, wie die Güter der Erde vergehen und wie die Bahren derer, die gestern noch vergnügt waren, hinausschwankten zu den Begräbnisstätten.

Nun hörte dieser glückliche und bange Mensch, daß draußen am Rande der Wüste ein seltsamer Mann sei. Der habe viel Zulauf des Volkes, denn er wisse zu sagen von Reichtümern, die nicht zerstörbar sind und von einem Leben, daß nimmer aufhört. Simeon — so hieß der Glückliche in der Königsstadt — entschloß sich, diesen Mann aufzusuchen. Er verwahrte seine Edelsteine in eisernen

Digitized by Google

Truhen, befahl seine Lieben dem Schutze der Götter und sammelte um sich seine Sklaven. Im weichen weißen Gewande, das mit Gold und anderen Kleinoden reich verziert war, an der Seite das Schwert, an dem Hute die bunten Federn seltener Vögel, so ritt er auf hohem Rappen zur Stadt hinaus. Der Dienertroß begleitete ihn und an seiner Seite ritten Mohren, die Scheibe eines Sonnendaches über ihn haltend, mit blumigen Seidenblättern ihm Kühlung in das Antlitz fächelnd. In goldenen Behältern brachten sie Früchte des Ostens und Südens, schmackhafte Tiere des Meeres und der Lüfte mit, köstlichen Wein, und schwellende Kissen zum Schlummern.

Als dieser Zug an einem Flecken vorüberkam, schritt dort eine Reihe schwarzer Gestalten, man trug einen Toten hinaus. Auf hohem Brette in einem weißen Tuche gewickelt, so wurde er getragen. Simeon wendete sich unwillig ab. Vor allem, was tot war, schauerte seine Natur. Hinter der Bahre gingen klagend die Angehörigen. Er ließ Münzen unter sie streuen, über alles Leid, über alle Trauer des Sterbens hätte er am liebsten eine lichte, mit Edelsteinen besetzte Hülle geworfen.

Als sie aber an das Steingebirge kamen, begannen die Lasttiere zu straucheln und blieben zurück. Der edle Rappen setzte seine schlanken Beine unsicher auf die klingenden Platten, Funken schlugen die eisernen Hufe, der Kopf bäumte sich schnaubend auf und es wollte nicht vorwärts. Simeon hielt Rat, wie er weiterkommen könnte. Landleute brachten Maultiere herbei, verläßliche Träger auf felsigem Boden; er lehnte sie ab, auf so verächtlichem Tiere wolle er nicht vor den Rabbi kommen, der den Schlüssel zu den

Digitized by Google

unzerstörbaren Reichtümern und zum unaufhörlichen Leben hat. Seine Sklaven mußten ihm eine Sänfte bereiten und auf breiten Kissen ruhend, unter glitzerndem Zelte, so trugen sechs Mohren den Herrn in der Wüste dahin. Wo der Zug auf der Oase rastete, da war es wie ein königliches Lager. Im Krystallbecher reichten Diener ihrem Herrn den Trunk der Quelle. Flinke Köche bereiteten ihm das Mahl, schöne Frauen, deren Haut zart war wie Sammet und braun wie Kupfer, strählten ihm mit goldenen Kämmen das lange schwarze Haar und ergötzten ihn mit Harfenspiel.

Fast wollte ihn die Weiterreise durch das unwirtliche Gelände verdrießen, er dachte an Rückkehr in die Behaglichkeit seines glanzvollen Palastes zu Jerusalem. Und dennoch zog's ihn fort, dem Weisen entgegen, um das Unvergängliche zu erfahren. Über die kahlen Höhen her kamen Leute, die zu sagen wußten von dem Lehrer, der am Rande der Wüste sei, allerlei Volk um sich versammelt habe und vom Gottesreich und dem ewigen Leben spreche.

Also schwankte die Sänfte weiter. Mißmutig saß der schöne Jüngling auf den Kissen, strich mit schlanken Fingern den jungen, weichen Bart und blickte mit seinem großen, schwarzen Auge hin über das steinige Hochland, auf dem die stille, glühende Himmelsglocke ruhte.

So kam er mit seinem Zuge eines Tages durch die Felsschluchten hinab in ein Thal, das von wenigen Feigenbäumen beschattet war. Um einen solchen Feigenbaum standen und hockten Leute beisammen, zumeist armselige, kummervolle Gestalten, Elende, wie sie heimatlos und verachtet umherirren im Lande. In schlechten Lappen gehüllt, wendeten sie ihre gebräunten Gesichter dem Feigenbaume

Digitized by Google

zu, denn dort stand er und lehrte. Ein schlanker blasser Mensch, mit blauem Mantel bekleidet, mit lebhaftem Auge auf die Menge blickend und in Begeisterung vom Reiche Gottes sprechend.

„Seid nicht traurig, seid nicht in Sorgen, alles, was euch äußerlich lockt, es ist nichts. Das Reich und der ewige Vater ist in euch. Vertrauet ihm, ihr seid sein. Alle Menschen sind seine Kinder, liebet sie seinetwegen und dann seid fröhlich und lachet und genießet kindlich das Leben. Und wenn die Not kommt, seid stark, haltet euere Seele fest, sonst habt ihr nichts zu verlieren. Ihr seid Kinder der Ewigkeit und euer himmlischer Vater verläßt euch nicht. Betet zu ihm in Versöhnlichkeit und Demut, und er verzeiht euch die Sünden, haltet zu ihm in Hoffnung und Freude, denn er liebet die Fröhlichen."

So sprach er und manch betrübtes Auge leuchtete auf und manch hartes Antlitz hub an zu schluchzen.

Wäre es hier? fragte sich Simeon. Nein, das war ja eine Rotte von Tagedieben und Landstreichern, unter diesem Gesindel konnte doch der Weise nicht sein. Aber die Führer, die sich erkundigt hatten, versicherten, er sei es.

So stieg Simeon von seiner Sänfte, trat vor gegen den Baum und hörte dem Redner zu.

„Selig die Armen, die Sanftmütigen, die Friedfertigen, die Verfolgten, ihrer ist das Reich. Freuet euch und seid arglos wie die Kinder. Was ihr wollt, daß euch gethan werde, thuet es anderen, selbst eueren Feinden. Das Vertrauen und die Liebe und die Freude, dieses Gottesreich suchet vor allem, alles andere, was ihr bedürft, kommt von selber."

Digitized by Google

Was waren das für Reden? Derlei hatte Simeon noch nie gehört; er verstand nicht, aber der Klang dieser Worte ging ihm seltsam in die Seele. Er hob das krumme blinkende Schwert, daß es nicht auf den Steinen rasselte und drängte sich sachte vor; er roch den Moderstaub der alten Gewänder, den Schweiß der Menge — es war der Armeleutgeruch. Die Versammelten wichen scheu zurück vor dieser lichten Herrengestalt in Gold und Seide, wie sie noch keine in der Nähe ihres Meisters gesehen hatten. Der Lehrer stand ruhig unter dem Feigenbaume und sah den Fremdling nahen. Drei Schritte vor ihm blieb dieser stehen, neigte das Haupt und legte die Hand an die Stirn, also wie ein König den andern grüßt.

„Herr," sprach der Fremdling, und seine Stimme war nicht scharf und grell wie sonst, wenn er zu seinem Gefolge redete, sie war leise und beklommen. „Herr! Ich komme einen weiten Weg zu dir. Ich höre, daß du vom ewigen Leben sprichst. Sage mir doch, wo ist es zu finden? Was muß ich thun, um das ewige Leben zu haben?"

Der Lehrer trat einen Schritt vor, blickte den Mann ernst an und sagte: „Willst du leben, so halte die Gebote des Moses."

„Aber das thue ich ja," antwortete der junge Fremdling. „Ich bin vom Volk der Heiden, habe jedoch seit meiner Jugend die Gebote des Moses nicht geringer gehalten als die der Götter."

Da sprach der Lehrer: „Willst du ewig leben, so liebe Gott mehr als alles, und deinen Nächsten wie dich."

„Wer ist das, mein Nächster?"

„Dein Nächster, ist jeder, dem du was Gutes thun kannst."

Digitized by Google

„O Herr," sprach der Fremde, „das alles bestrebe ich mich ja zu thun und doch ist mir bange."

„Dir ist bange, weil du es thun möchtest und doch nicht thust," sagte der Weise. „Du dünkest dich ein reicher Mann. Du besitzest Paläste in der Stadt, fruchtbaren Boden auf dem Lande, Schiffe auf dem Meere, voll von Kostbarkeiten aus aller Welt. Du besitzest tausende von Sklaven. Bücher füllen deine Verwalter, wenn sie es aufschreiben, was du besitzest."

„Herr, du weißt das alles?"

„Siehe, Freund, diese Leute, die mir folgen. Sie haben ein schlechtes Kleid und eine fröhliche Seele. Wenn es dir ernst ist, so mußt du alles, alles was du hast, hingeben. Dann komme mit mir, ich führe dich zum ewigen Leben."

Als der Lehrer so gesprochen hatte, senkte der Fremde sein Haupt und trat langsam zurück. Wie diese niedrigen, bettelarmen Leute soll er werden? Freiwillig aus den Höhen des Glückes niedersteigen in dieses grenzenlose Elend? Nein, das kann kein Mensch! Das kann kein Mensch! — Er wandelte hin zu seinem Gefolge und war sehr betrübt.

Der Lehrer hatte ihm sinnend und mit gütigem Auge nachgeblickt.

„Wer ist er denn?" fragten die Schüler, die ihn umgaben. „Er trägt einen Königsmantel. Solche Seiden haben wir noch nie gesehen. Ist es ein Fürst aus dem Morgenland? Wenn er gekommen ist, um uns zu beschenken, so vergißt er jetzt seines Vorhabens."

Ohne die vorwitzigen Reden zu beachten, sprach der Meister nachdenklich vor sich hin: „Einen Reichen zu gewinnen für die Seligkeit, das ist schwer. Das menschliche

Digitized by Google

Fleisch ist zu schwach. All ihre Sinne schwelgen in Überfluß und ihre Seelen lassen sie verschmachten in einsamer Bangigkeit. Ja, meine Lieben! Eher geht ein Kameelhaar durchs Nadelöhr, als der Reiche in unser Himmelreich."

Nicht in Bitterkeit war dieses Wort gesprochen, sondern in Trauer.

Einer der Schüler sagte nun das Wort: „Wenn die Gebote zu schwer sind, dann kann sie niemand erfüllen."

Diesen Zagenden blickte der Meister an und sprach: „Wozu bin ich denn gekommen? Wozu zeige ich euch denn, wie leicht mein Joch ist? Sehet ihr es nicht an euch selber, wie glückselig das Leben ist, seit ihr die Sorgen und die irdischen Wünsche weggeworfen habt? Seit in euerer Seele ein zehnfach reicheres und höheres Leben aufging, als der zerbrechliche Leib je tragen kann? Von Menschen kommt das freilich nicht, es kommt vom allmächtigen Vater.

Ihre Ohren hörten kaum, was er sprach, denn ihre Augen blickten dem glänzenden Zuge nach. Ein altes höckeriges Israelitlein, das hinter einem Steinblock kauerte, that die Bemerkung: „Mich dünkt, die möchten auch mit diesen Heiden ziehen!"

Simeon lag wieder auf der schwankenden Sänfte und sann. Er trachtete, die unverrichtete Heimreise mit seinem Gewissen in Einklang zu bringen. — Dieser Rabbi ist ein Sonderling, ein Phantast. Das Gottesreich in uns, was soll das heißen? Hirngespinste sind es, die keinen sachlichen Grund haben und nur geeignet sind, die Leute träge und untüchtig zu machen. Eine Lehre für Habenichtse und Vagabunden. Ob darin nicht gar eine gesellschaftliche Ge-

Digitized by Google

fahr liegen kann, wenn der Mann sagt, der Reiche sei von Gotteswegen nicht Eigentümer seiner Güter, er müsse sie hingeben und an die Armen verteilen. Dieses Gleichvielhaben, oder vielmehr Nichtshaben aller, das jeden Aufschwung ausschließt und jeden Menschen gleichmäßig in die geistlose, gewerbemäßige Alltägigkeit niederdrückt — nein. Das ist mein Fall nicht. Ich will zurückkehren in meine glänzenden Kreise und den Göttern dafür danken. Das ist doch ein Erfolg meiner Wüstenreise, daß ich nun mein vornehmes Dasein besser erkennen werde als bisher.

So kam er in die Hauptstadt zurück, von seinem Hause festlich empfangen, von seinen Freunden mit Ehren überhäuft, von seinen Verwaltern überrascht mit Nachrichten von dem Glücke der Unternehmungen, von dem Wachsen seines Reichtums. Der König berief ihn an den Hof, heischte von ihm Geld gegen hohe Zinsen, belohnte ihn mit Auszeichnungen und Ehren. Derlei Erfolge zerstreuten Simeon immer für einige Zeit auf das Angenehmste, allemal aber folgte ein Gefühl der Leerheit und die Frage: Was soll ich thun, um diese Güter und günstigen Verhältnisse auch wirklich zu genießen? Bisher haben sie mir mehr Sorge als Freude bereitet. Die Lust am Gewinnen ist geringer als die Angst vor dem Verlust. Wie soll es der im Glück Verweichlichte denn ertragen, wenn er im unausbleiblichen Wandel der Geschicke einst darniederliegt in Elend und Verlassenheit? Wenn er am Rande des Daseins steht? — Ähnliche Gedanken beunruhigten den Mann, und je mehr er von anderen ob seiner Glücksfülle beneidet wurde, je banger war ihm in seinem Herzen.

Begieb dich in Gefahren, las er in einer alten Schrift,

Digitized by Google

nur dem wird sein Leben teuer, der es täglich neu muß gewinnen. Er ging auf Reisen. Das Meer verschlang ihn nicht. Er suchte die Götter Griechenlands, sie waren leblos geworden. In starren Bildsäulen standen sie da, aber der Glaube an sie war erloschen. Er langte hinüber nach den Freuden Roms. Dort warfen sie die Hülle ab, badeten den Leib in Wein und bekränzten ihn mit Rosen. Das war weich und süß; aber die Bangnis wich nicht — je höher die Flamme lodert, je eher verzehrt sie den Docht. Zu den gewaltigen Grabstätten der Pharaonen reiste er. Nach dem fernen Osten lenkte er den Kiel seines Schiffes. Saiten und Pfeifen und Cymbeln umklangen ihn überall, und als ob die Götter Ströme von Öl ausgössen, so glättete sich das Meer vor seinem stolzen Fahrzeuge. Da kam er in ein Land, wo auf hohen Säulen lebendige Menschen standen, auf die Erlösung wartend, wo blühende Witwen hinter der Bahre des Gatten frohlockend einherschritten — dem Scheiterhaufen zu. Und weißbärtige Greise verkündeten der Menge die Wonnebotschaft vom ewigen Nichtsein. —

Simeon konnte es nicht begreifen und je mehr er von der Menschen Werke sah und von ihrer Weisheit vernahm, je öder wurde es in seinem Gemüte. Krank und zerrissen kehrte er heim in die Zionsstadt, wo wieder das bunte, glänzende, schale Alltagsleben begann, wie es früher gewesen. Er war müde, seine Seele — sonst so lebensdurstig — ließ die Augenlider sinken.

So lag er eines Tages auf dem Dache seines Hauses unter fächelnden Palmen. Neben ihm auf goldenem Dreifuß saß ein Freund. Sie schwiegen, alle Gesprächsstoffe waren erschöpft, sie wußten nichts mehr zu reden. Simeon

Digitized by Google

rückte sich auf seinem Kissen zurecht und gähnte. Der Freund schaute träumerisch hinaus über die Zinnen der Königsstadt, hinter welchen wie der sinkende Sonnenball die Kuppel des Salomonischen Tempels leuchtete.

„Nikodem," sagte Simeon, „hat es nicht Salomon gesagt? Hat es nicht dieser weise Mann gesagt, daß alles eitel ist?"

„Ich unterschreibe es," antwortete der Freund, „eitel alles, mit Ausnahme des Geistes."

Darüber dachte Simeon nach. Dann erging er sich in einer Erinnerung und sprach: „Einmal war ich in der Wüste und habe jenen Rabbi angehört. Der sagte ungefähr dasselbe, aber doch wieder ganz anders. Er sagte, wer vollkommen werden wolle, der müsse seinen ganzen Besitz hingeben und das Elend der Armut auf sich nehmen. Ah, das kann niemand. Es ist zu grausam. Und wenn man seinen Reichtum auch nicht liebt, wenn man erfahren hat, daß er nur zur Sorge und Plage ist, hingeben mag man ihn doch nicht und freiwillig nicht ein darbender, verachteter Mann werden — die ganze Menschennatur empört sich dagegen."

Nikodem wendete sich gegen Simeon und sagte: „Ich glaube, Freund, du hast den Rabbi nicht gut verstanden. Er führt eine kurze, kräftige Sprache, damit die Worte im Gedächtnis bleiben sollen. Du hast sie ja auch nur gemerkt, weil sie dir so herb erschienen; sie sind aber voller Güte, und ich will sie dir deuten. Die Menschennatur, will ich dir sagen, kennt niemand besser, als dieser Nazarener, die setzt er bei jedem voraus, darauf kannst du dich verlassen. Ist er doch selber der Lebensfreude hold. Erst vor

Digitized by Google

kurzem habe ich mit ihm gespeist in einem reichen Hause zu Bethanien. Er meint, das Seelenleben müsse dir mehr sein als das leibliche. Er meint, du dürftest dich wohl freuen an deiner Habe, darüber jedoch die göttlichen Güter nicht versäumen, die in deiner Brust sind. Und sollst im Stande sein, jene diesen aufzuopfern, wenn sie die Seele zu drücken und zu verkümmern drohen, damit du allzeit fröhlich seiest."

„Ist der Reichtum nicht besser in der Hand eines weisen Mannes, der ihn klug zum Guten verwendet, als wenn er unter die Menge verteilt wird, die ihn aufzehrt wie die Herde das Gras?"

„Aber den Reichtum gut anwenden, das thust du ja, Simeon!" rief Nikodem. „Tausenden von Menschen giebst du Brot, alle guten Werke unterstützest du reichlich mit deinem Gelde — und doch bist du nicht glücklich. Weil du nicht das Opfer an deinem Körper spürest."

Simeon richtetete sich fast heftig auf und sprach: „So sage doch, was soll ich denn thun, um endlich einmal glücklich zu werden!"

Noch bevor Nikodem antworten konnte, drang aus der tiefen, engen Gasse Lärm herauf. Die beiden Männer blickten über das Gesimse hinab und sahen eine Volksmenge herankommen, die schreiend, johlend und höhnend einen Gefangenen begleitete. Über den wirbelnden Häuptern der Menge blinkten Spieße römischer Kriegsknechte, die den armen Sünder in ihrer Mitte hatten und mit Stricken auf ihn losschlugen. Denn der elende Mensch konnte kaum vorwärts, er schleppte einen schweren Holzbalken und stürzte, manchmal unter demselben zur Erde. Erregt von dem un-

Digitized by Google

gewohnten Auftritt eilte Simeon hinab, und als er hörte daß der Mensch zur Schädelstätte hinausgeführt würde, um dort gepfählt zu werden, mischte er sich unter die Leute, um vorzudringen und den armen Sünder zu sehen. Dieser in zerrissenem und beschmutztem blauen Rocke wankte gebeugt und mit zitternden Beinen unter dem zweiarmigen Holze dahin, das auf seiner Achsel lag und dessen unteres Ende auf den Pflastersteinen nachschleifte. Das lange, braune Haar war ihm über die Stirn gefallen, halb das blasse, blutende Gesicht verdeckend, an dem er geschlagen worden war. So schwankte er mitten in dem zeternden, lachenden, höhnenden Haufen schweigend, klaglos dahin. Und als er sich zur Rast auf dem Antrittstein eines Hauses niederlassen wollte, stürzte ein Männlein hastig zur Thür heraus, schrie mit kreischender Stimme, daß es vor seinem Hause keinen Gotteslästerer und Volksverführer dulde und versetzte ihm mit einem Knieriemen heftige Streiche über den Rücken. Einen tiefbetrübten, hilfesuchenden Blick schlug der arme Sünder auf, schwankte und fiel zu Boden, daß das Holz klingend auf den Stein schlug.

Simeon, der das mit angesehen hatte, schleuderte seinen Mantel weg, sprang hinzu und half dem Gestürzten auf. Diesem bebten alle Glieder vor Erschöpfung und über die eingefallenen Wangen rann eine Thräne. Von Mitleid getroffen, stemmte Simeon seine Achsel unter das Holz und half es ihm tragen. Als die Menge es sah, daß der vornehme Mann dem Missethäter seinen Galgen schleppen half, hub sie neuerdings an zu schreien und zu spotten und bewarfen ihn mit Straßenkot. Simeon achtete es nicht, ganz war er in sein Werk vertieft, dem Unglück-

Digitized by Google

lichen die Last tragen zu helfen. — Ans Stadtthor gekommen, faßte ihn einer der Schergen mit rohem Arm, murrte in der Römersprache, was er sich da einzumischen habe und schleuderte ihn seitlings.

Während der schrillende Zug um die Ecke drängte, hin über die dürren Knochen der Schädelstätte, stand Simeon an den Quadern der Stadtmauer und hielt mit beiden Händen das Haupt. — Was war das gewesen? So noch nie als jetzt, so noch nie! All seiner Tage keine Freude und keine Seligkeit war ihm so tief gegangen, als jetzt, da er dem armen Menschen die Last tragen half. In Ewigkeit hätte er so mögen dahingehen neben dem Sünder und ihm tragen helfen und ihn lieben. . . . Ist es das? Ist es das? Zu sein, wo die Liebe ist?

Als er wieder zu sich kam aus den Tiefen seines Staunens, wollte er eilen, um den Zug einzuholen, da sah er über dem Hügel, an welchem allerlei Gestalten umherhuschten, langsam den Holzbalken sich erheben, daran hing ein nackter Mensch. Der wendete sein Haupt zum Himmel und rief laute Worte. Die Menge horchte, und einer fragte den andern: „Ich konnte es nicht verstehen, was hat er denn gesagt?“

„Er soll gesagt haben: Verzeihe ihnen, Gott Vater! Sie haben kein Licht, zu sehen, was sie thun.“

Und als es vorüber war, fragte jemand: „Hat er nicht widerrufen?“

„Er hat nicht widerrufen.“

„Dann —“ der es sprach, verhüllte sein Angesicht und stammelte: „Dann ist er's gewesen!“

Digitized by Google

Simeon taumelte über den Steinboden dahin. Jetzt ging in ihm etwas auf. Jener Rabbi in der Wüste! — —

In der folgenden Nacht irrte er unten im Thale Kidron umher. Ein wonniges Leben erschütterte sein ganzes Wesen. Es war eine laue Frühlingsnacht. Oben in der Stadt war alles Geräusch erstorben, nur der Bach rieselte dahin unter den Ölbäumen. Er irrte immer noch umher voll wonnigen Schauers. Am frühen Morgen fand ihn Nikodem.

„Wohin bist du geraten? Ich suche dich. Was ist dir geschehen?"

Simeon breitete seine Arme aus, weinend und lachend zugleich.

„Ich bin nicht so heiter wie du," sagte Nikodem betrübt

„Selig bin ich geworden!" rief Simeon.

Der Andere sprach zagend und leise: „Er hat uns gesagt, daß seine Feinde keine Macht hätten über ihn. Und jetzt ist er schon begraben."

„Selig bin ich geworden!" rief Simeon.

„Er hat uns auch gesagt, daß er auferstehen werde. — Seine Glieder sind gebrochen. Seine Brust ist durchstochen. Wir sehen ihn nimmermehr."

„Selig bin ich geworden!" jauchzte Simeon wieder. „Ich habe für einen andern das Kreuz getragen. So laß doch das Traurigsein, Nikodem. Alles ist eitel, nur die Liebe nicht. Diese Offenbarung ist mehr als Auferstehen!"

So sprachen sie und schritten wegshin gegen Bethanien. Hinter dem Ölberg ging die Sonne auf. Da begegnete ihnen ein Gärtner, grüßte sie und sprach: „Mit euch sei Friede!"

Digitized by Google

Christ auf der Haide.

Eine Erzählung aus unserer Zeit.

Da oben, wo zwei Länder aneinander grenzen, dehnt sich die weite Hochebene. In ihr ist eine große Einsamkeit gleichsam zu Stein erstarrt, ein karstiges Gelände, ein unabsehbares Meer, auf welchem die ragenden weißen Steine wie Klippen oder Segelschiffe spielen. Auf dem Sandboden wächst kurzes, blasses Gras, schütteres Haidekraut und stellenweise ein Gezwerge von Wachholderstauden und Kiefern.

Die heilige Haide.

Warum diese Gegend die heilige Haide genannt ist, weiß niemand recht zu sagen. Es müßte nur wegen der weihevollen Stille sein, die darüber ruht, oder auch wegen des gewaltigen Sturmes, der manchmal darüber hinbraust, wie ein zorniger Atem Gottes. Zwischen den Felsblöcken kann man ein kleines, altes Weiblein dahinhumpeln sehen, und dieses weiß, warum die Haide heilig ist. Einst vor unzähligen Jahren, als die Engel das himmlische Jerusalem bauten, ist ihnen hier die Tragkränze gebrochen und sind die Steine zur Erde gefallen, wo sie denn auch heute noch

Digitized by Google

liegen. Vielleicht wäre es nun an den Menschen, aus diesen Steinen auf Erden ein himmlisches Zion zu bauen. Sie versuchen es zuweilen, aber die Steine sind schwer! Es müßte denn sein, daß die Hirten, welche die Haide bewohnen, das Bauen von den Engeln lernen könnten, die sie in ihren Nöten manchmal singen hören.

Stellenweise hat die Haide lang hingezogene Karstruppen, an welchen die weidenden Schafe kein Gräslein mehr finden, wo sie aber manchmal am hellen Mittage hingelagert sind und sich sonnen. An anderen Stellen wieder hat die Haide kesselartige Löcher, in denen Wassertümpel sind. Daran tränken die Hirten ihre Schafe und ihre Ziegen. Fast mitten auf der öden Fläche ist eine Oase. Da sind moorige Wieslein und da sind Gärten, in denen zwischen weißen Steinen schwarze Erde liegt, wilde Obstbäume stehen und in welchen Gemüse wächst. Diese Flächen sind mit rohgebauten Steinwällen eingefriedet. Fast am oberen Rande der Oase stehen zwei riesige Felsblöcke auf, so nahe nebeneinander, daß dazwischen nur der Weg gehen kann, sie sind würfelartig, mit grauem Moose bewachsen und sehen von ferne aus, wie Dome einer Stadt. Unter einem dieser Felsen sprudeln Quellen, und ringsum, dünnverstreut auf Wiese und Haide stehen zahlreiche Hütten, in welchen die Hirten und Kleinbauern wohnen. Diese Häuser sind aus Stein gebaut, mit weißem Kalke getüncht und mit kleinen Schindeln flach eingedeckt. Die Steige, die von einer Wohnung oder Stallung zur anderen führen, gehen uneben über ruppigen Boden und außer den wenigen Schlehenstauden, Wildobstbäumen und Kieferbeständen ist alles kahl.

Mancher Fremde, der zufällig auf diese Haide gekommen,

Digitized by Google

hat einen großen Reiz an ihr gefunden. Einer aber, dem sie besonders gefiel, hat von ihrem Reize einiges genommen. Derselbe hat am unteren Ende des Dorfes zwei stattliche Gebäude aufführen lassen, wovon das eine mehrere Dachkuppeln hat und den ganzen Tag Rauch von sich giebt. Weiter seitlings hin in den Karen sind Steinbrüche, wo immerwährend die Hämmerlein klingen. Von der Mitternachtsseite her war nämlich vor Jahren ein kühner Mann gezogen, hatte hier ein Kalkgewerke gegründet und eine breite Straße gebaut nach der Richtung hin, von der er gekommen und wo nach wenigen Meilen fruchtbare und volkreiche Gegenden anheben. Es beginnt dort unten ein großes Reich, welches von den Haidebewohnern gern das Land der Ahnen genannt wird, weil es heißt, daß die Vorfahren von dort her sollen eingewandert sein in alten Zeiten.

Wenn man auf einen der großen Felswürfel steigt, in welche einmal ein Engländer Stufen hatte aushauen lassen, und es ist glasklare Luft, so kann man mittagwärts über die Haide hin in weiter Ferne ein blaues zackiges Gebirge erblicken, hinter welchem ein Gebiet liegt, das die Haidebewohner das Land der Fremden heißen. Dort wohnt ein Volk, dessen Sprache keiner verstehen kann, der auf der heiligen Haide geboren ist, mit dem sie aber doch verbunden sind durch einen holperigen Fahrweg, durch einen alten Glauben und durch mancherlei anderes, das nie in ihrem Sinne war. Sie schauen also nicht sehr gerne gegen Mittag hin, viel lieber gegen Mitternacht, woher der kühne, gütige Mann gekommen, wohin die breite Straße führt und wo die fruchtbaren, volkreichen Gegenden sind im Lande der Ahnen.

Digitized by Google

Unweit der Felswürfel, am Rande der Siedelung auf erhöhtem Steinboden steht die Kirche. Sie ist von einer Ringmauer umgeben, ein lichter Bau mit zwei Seitenschiffen und einem spitzen Dachreiterlein. Kirchenpatron ist der heilige Christof, der gemalt außen an der Mauer steht und den kleinen Jesus über das Meer trägt. Nach diesem Heiligen heißt das Dorf Christofen; im Volksmunde, der alles gerne kürzt und heimlich macht, wird es auch: „Dorf Christ" genannt. Christ auf der Haide. Die Kirche ist noch nicht fünfzig Jahre alt. Sie wurde an der Stelle einer uralten Kapelle gebaut, und zwar den Haidebewohnern größtenteils von jenem Engländer gestiftet, der an dem Felswürfel die Stufen schlug. Er hatte mehrere Sommer lang auf der stillen Haide gewohnt, dort seine verlorene Gesundheit gefunden und aus Dankbarkeit manches geschaffen, das der armen Ansiedelung noch heute zu statten kommt. Hinter der Kirche ist das Pfarrhaus, es steht — scheinbar ohne Grundmauern — auf einer ungeheuren Steinplatte, die ringsum ein ganz vornehmes Pflaster darstellt. In den Fenstern dieses Hauses blühen Nelken, Pelargonien oder andere Blumen; solche werden nicht von einer Hauswirtin von innen herausgestellt, sondern durch opferfreudige Hände von außen hinein. Denn die Leute von Christofen lieben den Pfarrer. Und von dem Pfarrer wird diese Geschichte sagen.

Es ist schon berichtet worden, daß ferne, hinter den blauenden Bergen, das „Volk der Fremden" haust. Die Menschen desselben haben nach Berichten der Heidebewohner kurze Beine, große Köpfe, scharfe Nasen und pechschwarzes Haar. Sie sind sehr strebsam, klug und herrschsüchtig,

Digitized by Google

suchten stets mit der Haide Handel und Wandel anzubahnen und sie allmählich unter ihre Botmäßigkeit zu bringen Vor allem war es hinter den Bergen die Geistlichkeit der römisch-katholischen Kirche, die der einsamen Haidebewohner sich annehmen wollte, und sie beschützen vor dem mächtigen Reiche gegen Mitternacht, das ja einen anderen Herrscher und einen anderen Glauben hatte. Es sollten die Bande vermehrt und befestigt werden, die das Haideland mit jenem hinter den Bergen vereinigten. Je mehr aber die dort hinten lockten, um so lebhafter strebte Christofen denen vorne zu. Und so lieb sie ihren alten Pfarrer sonst hatten, seine Hirtenbriefe gefielen ihnen gar nicht. Denn diese redeten immer im Sinne der Fremden da hinten und versuchten es sogar, in der Kirche von Christofen für den Chorgesang die Sprache der Fremden einzuführen. Aber die Hirtenbriefe kamen vom Bischof und der Pfarrer mußte sie auf der Kanzel vorlesen. Da gingen die mehreren zum Thore hinaus und nur die Kinder und alten Frauen blieben sitzen in ihren Stühlen. Und nun setzte der großmögende Kalkgewerke ein, der Mann aus dem Lande der Ahnen.

Die von Christofen nannten ihn den Hauptmann, und zwar aus zweifachen Gründen. Erstens weil er Hauptmann hieß, zweitens weil sie ihn zum Hauptmann ernannt hatten. Da er der strebsamste Mensch des Ortes war, da er viele Leute beschäftigte und anderen beisprang mit Rat und That, da er gescheit und gütig war, so hatten sie ihn zum Dorfhauptmann gemacht, zum Führer und Anwalt, denn außer den Steuerbehörden und Soldatenwerbern hinter den Bergen wollte sich niemand recht kümmern um das entlegene Dorf auf der heiligen Haide. Dieser Hauptmann hatte nun

Digitized by Google

sachte eine Bewegung hervorgerufen. Das begann mit Besprechungen, Beratungen in kleineren Kreisen, dann in größeren Versammlungen auf dem Anger, bei welchen allerhand erklärt und erwogen wurde. Die Haidehirten sind sehr neugierig. Die Steinschläger und Harzschaber sind es nicht minder, denn in ihren Einsamkeiten erfährt man nichts; sie fanden sich also ein. An Sonntagen ließ der Hauptmann Wägen einspannen und fuhr mit den Ältesten der Gemeinde die lange Straße entlang hinaus in die Ortschaften des Vorlandes, damit sie dort eine andere Art des gesellschaftlichen Lebens und eine andere kirchliche Obrigkeit und eine andere Art des Gottesdienstes sollten sehen können. Die einmal fuhren, wollten öfter fahren und hießen auch ihre Nachbarn mit sich. Beim heiligen Christof aber wurde es einsam und einsamer und der Pfarrer trug ein banges Herz zum Altar.

Er war ein Greis von mehr als siebzig Jahren. Er hatte bisher unter seinem weißen Haar ein rundes rosiges Gesicht gehabt, seine blauen Äuglein hatten treuherzig und wohlgemut in das Dorf hinein und in die Haide hinaus geblickt. Und wenn die schlanke Gestalt im langen Talare und der weißen Halsbinde so vor dem Hause stand, da waren sie schier stolz gewesen auf ihren schönen, guten Pfarrer.

Der alte Herr lebte unter Obhut der Küstersleute, die ihn verpflegten. Aber Frau Gertrud stand seinetwegen im Streite mit allen Bettelleuten der Straße, an denen er seine Röcke, Stiefel und Strümpfe verthat. Einmal bettelte ihn eine Stromerin an um ein altes Hemd für Windeln. Der Pfarrer entschuldigte sich, alte Hemden nicht zu besitzen;

Digitized by Google

hingegen ein neues habe ihm die Haushälterin vor kurzem machen lassen — ob es vielleicht das thäte? Zigeunerinnen ließen beim Haidepfarrer mit Vorliebe ihre Kinder taufen, weil der zum Taufwasser auch stets ein Taufgeschenk gab, so oft auch die Küsterin jammern mochte: „Aber mein Gott, Herr Pfarrer, wir verthun noch die Taschen mit samt den Hosen! Wie oft sollen denn diese Bälge noch getauft werden?“ Der Pfarrer wies den Verdacht, daß je ein Mensch aus weltlichen Beweggründen sich wiederholt taufen lassen könne, zurück. Endlich meinte er, besser einmal zu viel, als gar nicht.

Also war er, und die Leute lachten manchmal über das weißhaarige Kind, sie mißbrauchten manchmal ein wenig sein leichtgläubiges Herz, aber sie liebten ihn.

Und auf einmal war's verschüttet. Seit jenem Sonntag, an welchem er auf der Kanzel eine besonders merkwürdige Verordnung „von Oben“ vorzulesen gehabt hatte, in der nachgerade nichts Geringeres verlangt wurde, als die Beschränkung des Verkehrs der Haidebewohner mit den Vorlanden und der völlige Anschluß an das Volk hinter den Bergen — da war es aus.

Als der Pfarrer nach solchem Gottesdienste über den Kirchhof schritt, merkte er, wie die Leute sich vor ihm zurückzogen und einen Mann hörte er zum Nachbarn sagen: „Da lass' ich mich lieber braten, ehe wenn ich so was auf dem Predigtstuhl lese!“

Als der Pfarrer ins Haus trat, stand an seiner Stubenthür die Frau des Küsters mit dem Besen und sprach recht laut: „Sind wir marod, Herr Pfarrer?“

„Warum, Gertrud?“

„Oder was hat's denn? Daß wir nicht mehr predigen können! Daß wir was anderes müssen herablesen!"

„Aber Frau!" rief der Pfarrer lachend, „das war doch der bischöfliche Hirtenbrief. So einer kommt jedes Jahr, wisset Ihr es denn nicht?"

Sie schüttelte ihren eingebundenen Kopf, so einer käme nicht jedes Jahr.

Nun kam von seiner Kammer auch der Küster herbei, der sagte nichts als: „Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!"

Der Pfarrer fragte, was sie denn meinten, jetzt auf einmal? Ob er denn von seinem Bischofe zu Rate gezogen würde? Ob ein katholischer Priester nicht den strengsten Gehorsam üben müsse? Ob es denn nicht schon seit der Apostel Zeiten Hirtenbriefe gebe und ob der Seelenhirt nicht gerade in unruhigen Zeiten die Pflicht habe, seine Herde zu unterweisen? Die Kirche sei doch nicht da, um die Völker zu trennen, wenn sie getrennt sein möchten, vielmehr alle Menschen in Liebe zu vereinigen, auf daß ein Hirt und eine Herde sei.

Die Küstersleute meinten, sie wollten nicht streiten mit einem geistlichen Herrn, aber denken thäten sie sich das ihrige.

Der Pfarrer ist damals lange in seiner Stube auf- und abgegangen, unruhig, ärgerlich. Ja wenn er von der Leber weg reden könnte! Er hatte es wohl selber empfunden, daß hier etwas verlangt wurde, das gegen die Natur ist. Es habe freilich Zeiten gegeben, da die Leute sich vieles gefallen ließen, wenn sie es sich aber nicht gefallen lassen dann — doch ein katholischer Priester darf ja gar nicht so weit denken. Er will nicht denken, sondern beten. Allein die Gedanken wollten nicht verstummen, da hieb er sich

Digitized by Google

plötzlich die Faust auf die Brust: Schweig, alter Hirte! Sind das Sachen für ein fünfzigjähriges Priesterjubiläum? — Und anstatt zu beten, dachte er weiter: Übermäßig viel mußt du übrigens nie geleistet haben für deine Kirche, sonst könnte es kaum sein, daß dieses Jubiläum dich auf der Haide findet. Oder warst du dumm? Na, tröste dich, grauer Knabe, es dauert nicht mehr lange.

Aber bevor es kam, das, woran er gedacht, hatte der gute Mann noch etwas Außerordentliches erleben müssen.

* * *

Eines Tages, als der Pfarrer von einem Krankenbesuche heimkehrte, standen auf der Steinplatte des Pfarrhauses fünf Männer. Es waren die Ältesten der Gemeinde und an ihrer Spitze der Hauptmann. Sie hatten ihre Sonntagskleider an und geberdeten sich sehr feierlich. Der Pfarrer dachte gleich, warum sie da wären. Es war ihm durch einen Luftzug schon zu Ohren gekommen, daß zu Ehren seines halben Priesterjahrhunderts etwas geschehen würde. Da wußte er nun wohl, was zu sagen war. Feste habe die ehrenreiche Gemeinde von Christofen stets nur Gott und seinen lieben Heiligen gefeiert. Er stelle sich nicht so hoch. Wenn sie aber gelegentlich der fünfzig Jahre ihm eine Freude machen wollten, so könnten sie den drei siechen Einlegern, die auf der Haide umherhungern und frieren, einmal ein rechtes Mittagessen geben und ein Wollengewand verehren. — Der Greis lud die Männer höflich ein, mit ins Haus zu treten, wobei alle verlegen waren und der Hauptmann mit dem Pfarrer sich des Vortrittes wegen stritt. Jeder wollte dem andern die Ehre lassen, bis der Pfarrer lachend ausrief: „Nun also! Jetzt werden die Haide-

Digitized by Google

bauern auch scho herrisch! Will halt ich in Gottesnamen der unhöfliche Bauer sein!“ und voranschritt. Die Treppe hinauf fiel es plötzlich wie ein Stein auf sein Herz: Jetzt hast du sicher den Hauptmann beleidigt. Das ist doch kein Bauer, das ist ein reicher Kalkbrenner. Er fand aber in seiner Unbehilflichkeit keine Form, um die unüberlegte Rede gut zu machen. Der Hauptmann zeigte zwar durchaus keinen Verdruß, war aber sehr gemessen, fast beklommen.

Nun standen sie in der Stube vor dem Pfarrer und räusperten sich. Keiner wollte sich setzen oder auch nur den Hut aus der Hand legen. Der Hauptmann stand ganz vorne und fuhr sich mit dem weißen Taschentuch einmal über das Gesicht. Die Runzeln seiner Stirne lagen in langen Furchen.

„Ehrwürdiger Herr Pfarrer!“ so begann er endlich, „wir kommen heute in einer wichtigen Angelegenheit, die — denke ich — Euer Ehrwürden doch nicht allzusehr überraschen dürfte. Sie haben es wohl selbst schon gesehen, was vorgeht. Ich schicke voraus, daß der Gemeinde nichts ferner liegt, als etwa ihren bisherigen Seelsorger verantwortlich zu machen, weil sie wohl weiß, daß er nicht nach seinem guten Herzen handeln darf, daß er vielmehr nach den Weisungen seiner Obern vorgehen muß, und weil sie denkt, daß er gewiß selbst schwer darunter leiden wird. — Nun ist es so geworden: Wir haben es mit unserem Gewissen nicht mehr länger vereinbaren können, einer Kirche anzugehören, die der menschlichen, von Gott gegebenen Vernunft manchmal doch allzuviel zumutet, die in diesen Zeiten unser volkliches Recht nicht anerkennt und die besonders in den neuesten Erlässen uns wohl gerade einen Faustschlag

Digitized by Google

ins Gesicht versetzt hat. — Wir sind beauftragt, Euer Ehrwürden mitzuteilen, daß die Gemeinde Christofen, unter ganz geringen Ausnahmen, aus der römisch-katholischen Kirche ausgetreten ist."

Der Atem war ihm schwer geworden bei dieser Rede. Nun zog er — seine Hand zitterte leicht — eine Schrift aus der Tasche: „Hier ist die Urkunde mit den Unterschriften. Der weltlichen Behörde ist schon alles vorgelegt."

Es war merkwürdig, wie ruhig der alte Priester dastand! Er hatte einmal nur ganz leicht hinter sich nach der Tischecke getastet, daran stützte er sich und war bewegungslos wie eine Säule. Das frische Rot seines Gesichtes war vergangen. Da er kein Wort sprach, so setzte der Hauptmann, der die Schrift auf den Tisch gelegt hatte, bei: „Ihnen, Herr Pfarrer, unsere aufrichtige Verehrung! Davon bitten wir, überzeugt sein zu wollen."

Nun sagte der Greis: „Diesen Tag zu erleben. . . ." Er wendete sich und setzte leise bei: „Das hätte ich nicht erwartet." — Und nach einer Weile: „Es geschehe nach Gottes Willen."

Er wollte in die Nebenstube wanken, der Hauptmann erfaßte mit beiden Händen seine Rechte. Sie war kühl wie Erde.

„Herr Pfarrer! Gehen sie nicht so dahin. All mein Lebtag ist mir nichts so schwer geworden, als dieser heutige Auftrag. Wir wissen, wie sehr wir zusammen gehören, Sie und wir Haidebewohner. Soweit es auf unseren Pfarrer ankommt, müssen wir wohl sagen, einen besseren Hirten hat es nie gegeben. Wir können uns nicht vorstellen Sie zu verlieren. Was sollen denn die Armen der Haide machen,

Digitized by Google

wann kein Vater mehr umhergeht, der ihnen Brot bringt! Wer soll denn die streitenden Steinschläger und Hirten versöhnen? Wir können kaum denken, daß uns auf der Haide das Evangelium von einem andern verkündet werden soll, nicht von dem treuen Mann, der in Leben und Wandel uns gezeigt hat, daß er von Herzen ein evangelischer Christ ist. — Herr Pfarrer, bleiben Sie bei uns!"

Auch die vier anderen drängten sich näher und sagten: „Wir bitten gar schön, hochwürdiger Herr Pfarrer! Bei uns bleiben! Bei uns bleiben!"

Der Pfarrer wurde im Gesichte dunkelrot, die weißen Büsche seiner Augenbrauen sträubten sich auf, laut und schrill rief er aus: „Wie kann ich bei euch bleiben, wenn ihr abtrünnig geworden seid!"

„Abtrünnig sind wir nicht geworden," sprach der Hauptmann, „wir sind mit unserem Bekenntnisse nun erst recht zu Ihnen zurückgekehrt, Herr Pfarrer. Freilich nicht zu dem, was Sie oft sagen mußten, vielmehr zu dem, was Sie mit Ihrem persönlichen Beispiele lehren. — Es ist wohl schon viele Jahre her, aber die Leute reden noch heute davon, wie Ihnen damals da drüben hinter den Bergen eine reiche Pfründe angeboten worden war. Aber Sie haben sich für die Haide entschieden, um lieber arm im angestammten Volke zu leben, als reich bei den Fremden."

„Mein Gott, ja!" sagte der Pfarrer, „und habe es nie bereut. Weil ich mir immer eingebildet, diese Gemeinde im Christentume stärken und heben zu können."

„Herr, das haben Sie gethan," sagte der Hauptmann lebhaft. „Andere Gemeinden bleiben in ihrer Versumpfung, weil sie gleichgültig geworden sind, weil es ihnen einfach

Digitized by Google

überflüssig dünkt, sich zu entscheiden, da ihnen eins so wenig wie das andere gilt. Sicherlich wäre die Haidegemeinde auch so geworden, wenn Ihr christliches Vorbild nicht jene Kraft gegeben hätte, die evangelische Kraft, freimütig das reine Christentum zu bekennen. Ich möchte Ihnen nur jenen wandernden Handwerksburschen in Erinnerung bringen, der vor etwa zwei Jahren oben in den Steinen sterbend gefunden worden ist."

„Das weiß ich, wie es war," unterbrach der Küster und trat vor. „Aus Nürnberg ist der Mann gewesen, wo die Lutherischen daheim sind. Die Schafhirten haben ihn gefunden, da hat er gesagt, sterben müßt' er, denn Blut ist ihm beim Mund herausgeronnen. Und hat gebeten um einen christlichen Zuspruch. Wie der Pfarrer im Chorrocke kommt, ist der Bursche ganz entsetzt und jammert: Nein, nein! Evangelisch will ich verbleiben! Das sollst du auch! sagt der Pfarrer freundlich und hat ihm so lieb und trostreich zugesprochen aus dem Evangelium, daß der arme Mensch mit einer Freudenthräne im Aug' verschieden ist. Auf unserem Kirchhof hat er ihm ein Grab gegeben und den Segen hinabgesprochen."

„Es ist so! Es ist so gewesen!" bestätigten die anderen, der Pfarrer aber wehrte mit den Händen ab: „Das ist es ja, was ich mir jetzt vorzuwerfen habe, daß ich zu lässig gewesen bin, daß ich meinen persönlichen Neigungen zu sehr nachgegeben habe. Jetzt sind die Früchte reif und ich erkenne den schrecklichen Irrtum, den mir Gott vergeben möge — die Kirche kann es nie!"

„Das glauben wir wohl selber," sagte hierauf der Hauptmann, „daß man Sie gerade für Ihre christliche

Digitized by Google

Hochherzigkeit hart wird büßen lassen. Dort wird man Ihnen kein Vertrauen und keinen Wirkungskreis mehr geben und hier wird Sie keiner ersetzen. Darum bleiben Sie bei uns. In christlicher Gesinnung sind wir Ihrem Beispiele gefolgt, folgen Sie jetzt dem unsern. Seien Sie das, was Sie längst gewesen sind, längst vor uns allen gewesen sind — ein evangelischer Christ. Und bleiben Sie unser Pfarrer."

„Bleiben Sie unser Pfarrer!" riefen alle und falteten vor ihm die Hände. Als er entfliehen wollte, hielten sie ihn an seinem Rocke und riefen bittend, verlangend: „Unsern Pfarrer! Wir lassen ihn nicht!"

Vor dem Pfarrhause hatten sich viele Leute versammelt, und als sie von innen das Rufen hörten, drangen sie zur Thür hinein und schrieen ebenfalls: „Der Pfarrer soll bei uns bleiben! Er soll auch evangelisch werden! Er soll bei uns bleiben!"

Jemand läutete in der Aufregung die Kirchenglocke und diese rief in ihrem Doppelanschlage ebenfalls: „Bleib — da. Bleib — da."

Endlich wurde es ruhiger und sie warteten auf Antwort. Der Pfarrer mußte sich Tropfen von der Stirne wischen. Mit einem zum Sterben betrübten Auge schaute er auf die Leute hin und sprach: „Liebe Kinder, was verlangt ihr von mir? In dieser Stunde, wo ich die Pflicht hätte, euch von eurem Irrtume abzubringen, soll ich den Verrat begehen? Soll ich am Grabesrande meinen Eid brechen? Wie ist es denn möglich, daß ihr mir das zumutet, nachdem ihr eben gesagt, daß ich euch die Treue gelehrt hätte? — Ich will euch jetzt nicht sagen, was ihr

Digitized by Google

zu hören verdientet, ich weiß wohl in der leidenden Kirche Bescheid, doch nicht in der streitenden. Ich klage mich selbst an als einen schlechten Hirten, der seine anvertraute Herde verloren hat. —"

„Nein, so dürfen Sie nicht reden!" riefen mehrere, „wir müssen auch in dieser wichtigen Sache Ihren Segen haben . . . !" Ganz ungeberdig verlangten sie, daß er, der katholische Priester, ihren Übertritt zur evangelischen Kirche segne! — Er hätte über diese Zumutung lächeln müssen, wäre die Betrübnis nicht gar so abgrundtief gewesen.

„Was solls denn sein, als Segen!" stöhnte der Greis endlich auf, „ich wünsch' euch nur Gutes . . . nur Gutes . . ."

Weiter konnte er nicht mehr, es hatte ihm die Kehle zugekrampft. Gegen das Fenster hat er sich gewendet und dort den weißen Vorhang hin- und hergezogen, als wollte er die Sonne abwehren. Einer trat vor zu ihm — dann wieder zurück. Und flüsterte es den andern zu: „Er weint." —

Dann sind sie langsam, einer nach dem andern, hinausgegangen, draußen auf der Gasse noch eine Weile gruppenweise herumgestanden und haben sich endlich zerstreut in ihre Häuser. Das Weib des Pecher-Mathes hat den vom Pfarrhofe heimkehrenden Mann gefragt: „Wo bist denn gewesen?" Und der Pecher hatte geantwortet: „Beim Begräbnis." —

Als der alte Pfarrer in seiner Stube allein war, sank er halb ohnmächtig in den großen Ledersessel und starrte drein. Faltete auf dem Schoß die Hände und starrte drein. Auf dem Thürmchen läutete die Glocke noch fort,

Digitized by Google

und es war, als riefe sie ihm: „Komm — komm — komm.“ — Ja, das ist es, er will in seine liebe Kirche gehen, dort ist er noch daheim. Vor der Mutter Gottes will er knien, ihr alles erzählen. Sie ist immer seine Trösterin gewesen, wenn er in unermeßlicher Herzenseinsamkeit verzagen wollte.

Im rechten Seitenschiff der Kirche stand der Altar unserer lieben Frau. Es war eine Art Kapelle für sich. Eine rote Ampel zeigte im Halbdunkel an der Wand allerhand Opferbildchen, Blumen und Kränze, die aus buntem Papier gemacht waren. Über dem Altartisch in einer Nische von zahlreichen Kerzen umgeben, stand die Statue — das Bildnis unserer lieben Frau. Es war so groß, wie ein dreijähriges Kind und es war bekleidet mit einem nach unten sich glockenartig ausweitenden rotseidenen Mantel, der am Rande güldene Krausen hatte. Von der Statue selbst war nur eine Hand zu sehen, die das Szepter hielt, und das fast rindenbraune Gesicht. Auf dem Haupte, von dem flachsige Locken niederhingen zu beiden Seiten, prangte eine funkelnde Doppelkrone, zum Zeichen, daß Maria die Königin des Himmels und der Erde ist. Dieses Bildnis stammte noch von der alten Kapelle her. Das Alter und der Glaube hatten es hoch geweiht. —

Als der Pfarrer, durch die Kirche schreitend, sich verbeugt hatte vor dem Hochaltare, wo über dem Sakramentshäuschen ein großes Kreuzbild ragte, bog er ein in das Seitenschiff, um seine heilige Fürbitterin zu besuchen. Da sah er, daß oben bei dem Bildnisse sich etwas bewegte. Auf dem Altartisch stand ein Mann und machte sich an der Statue zu schaffen. Der Hirte Isidor war's, der viele

Digitized by Google

Schafe besaß, einen Wollenhandel trieb und ein Gönner der Kirche gewesen war.

„Isidor!“ sprach ihn der Pfarrer an, „bist du es? Was schaffest du da oben?“

Der Hirte, ein hagerer, runzeliger Mann, machte sich nichts draus. Er war just dran, die Muttergottes zu entkleiden. Dabei gab er dem Priester so nebenhin zur Antwort: „Ich hab' dieser Figur einen Seidenmantel gestiftet. Es ist aber nur eine Figur und es ist ein Götzendienst.“

„Bist du auch einer von den neuen?“ konnte der Pfarrer noch fragen.

„Wohl, wohl. Freilich. Hab' mich auch eingeschrieben. Haben uns alle eingeschrieben. Und meine Narrheit mach' ich wieder gut.“

Als er das rote Zeug heruntergelöst hatte, faltete er dasselbe bedächtig zusammen, steckte es in die Tasche seines Lodenrockes und siffelte davon. Der Pfarrer stand betäubt da vor dem entblößten Bildnis. Das war jetzt nicht mehr schön. Eine sitzende Holzfigur, gar ungeschickt geschnitzt, über und über rußgeschwärzt, so daß die güldene Krone darauf gar nicht passen wollte.

Der Greis sagte nur: „Oh! Oh! Oh!“ und stand da. Angesichts des Frevels konnte er nicht beten. Er starrte hinauf, preßte die Fäuste an die tobende Brust ... — Der Hirte Isidor ging zu den Nachbarn, zeigte ihnen seine That, damit sie sehen sollten, wie ernst er es mit dem neuen Glauben halte. Und was der Hirte dem Pfarrer angethan, das ahnte er nicht. —

In den nächstfolgenden Tagen las der Pfarrer seine Messe wie gewöhnlich. Der Küster, der ihm allen Altar-

Digitized by Google

dienst that, war geschmeidiger als er sonst gewesen, ließ aber merken, daß er einstweilen noch freiwillig mitthue. Er steckte frische Kerzen auf, mit dem Weihrauch jedoch wollte er nicht mehr hervorrücken. Die Kirche war fast leer, da in der Bank und dort im Winkel kniete noch ein altes Frauchen und betete den Rosenkranz.

Der Pfarrer hatte an seine Kirchenbehörde geschrieben, ihr die Übertrittsurkunde geschickt, ihr alles mitgeteilt und sich selbst angeklagt. Er wisse sich zwar in seinem Wandel nichts Besonderes vorzuwerfen, sei aber sicherlich zu wenig nachdrücklich gewesen in kirchlichen Dingen. Gewiß habe er sich auch zu lau benommen bei Darbringung des Meßopfers, in Ausübung der Sakramente und dergleichen. Er habe sich sogar selbst mehrmals ertappt in zerstreuten, weltlichen Gedanken beim Gottesdienste, und daß dabei manches so handwerksmäßig ausgefallen sei. Wenn die Gemeinde verderbe, so sei wohl freilich der Pfarrer die erste Schuld daran, der sie doch zu hüten und zu leiten habe. Und erst gar, wenn ein solches Unglück geschehe, da läge die Unfähigkeit des Seelsorgers klar am Tage. Er bitte um Abberufung und um seine Strafe.

Nach einiger Zeit brachte der Postbote von der kirchlichen Behörde die Antwort. Sie war weniger streng ausgefallen, als der Pfarrer erwartet hatte. Verfaßt war sie von einem ihm einst befreundeten Domherrn. Es würde — schrieb dieser — in Christofen sehr bald Inspektion eintreffen, um die schwere Angelegenheit zu untersuchen. Die Gemeinde werde wohl im Irrtum sein, wenn sie glaube, so mir nichts dir nichts den katholischen Glauben aufgeben zu können. Man werde ihr den Standpunkt schon klar

Digitized by Google

machen. Des weiteren führte die Schrift an, daß infolge abscheulichster Volksverhetzung die katholische Kirche überall von heftigen Stürmen heimgesucht werde und daß die Schuld daran gewiß weniger an den Priestern läge, so sehr auch mancher fehlen möchte, als an dem unchristlichen, freimaurerischen Zeitgeiste. Endlich wurde dem greisen Manne der Rat erteilt, sich in ein geistliches Versorgungshaus zurückzuziehen. — Bei diesem letzten Absatze soll der alte Herr einen Seufzer gethan haben.

Auf der Heide war mittlerweile zur Sprache gebracht worden, daß die Kirche von Christofen teils durch die Gemeinde selbst gegründet worden war, zum großen Teile aber von jenem Engländer gestiftet, der einst mehrere Sommer auf der heiligen Heide zugebracht und daselbst auch seine Gesundheit erlangt hatte. Es würde also von anderer Seite kein Anspruch auf Kirche und Pfarrhaus erhoben werden können, das wäre völliges Eigentum der Gemeinde, so daß diese jeden Augenblick das Recht habe, einen Pastor *anzustellen.*

Eines Tages machte der Hauptmann dem Pfarrer einen Besuch. Der Greis saß auf dem Bänklein an der Kirchhofsmauer. Der Hauptmann machte auf den kühlen Abend aufmerksam, da der Pfarrer nur ein dünnes Röcklein anhatte.

„Danke, danke recht," antwortete der Greis fast munter, „mir ist immer warm, immer warm!" Die Wahrheit war, daß er seinen Überrock tags vorher „an einen Haderlumpen verthan hatte" wie die Küsterin erklärte. Der Hauptmann hatte sich nun zu ihm gesetzt und lud nach längerem Gespräche über allerlei den Priester ein, wenn er etwa irgend

Digitized by Google

welche Wünsche haben sollte, sie ihm vertrauensvoll mitzuteilen.

„Wünsche habe ich keine, geehrter Herr," antwortete der Pfarrer, „aber eine recht große Bitte hätte ich. Es ist, wie Sie sehen, die Pfarrerswohnung nicht durchaus im besten Zustand und ich muß für ein paar Wochen um Geduld bitten, um sie ein wenig herrichten lassen zu können. Der Maurer hat wohl versprochen, daß er morgen kommt, doch mit Schlosser und Glaser ist allemal ein Kreuz, bis sie zu haben sind. Es soll nachher schon alles in Ordnung gebracht werden."

„Ja, was denken Sie denn, Herr Pfarrer!" rief der Hauptmann aus, „das ist doch Sache der Gemeinde, das wird alles von mir besorgt werden. Sie möchten mir vielmehr Ihre Wünsche aussprechen, welches der Zimmer Sie wählen und wie Sie es hergestellt haben wollen. Ich denke wohl, das große, das sonnseitige, das auch den freien Ausblick auf die Haide und auf den Himmel bietet. Haide und Himmel ist doch das Schönste, was wir hier haben, nicht wahr?"

„Haide und Himmel, jawohl, jawohl, das ist freilich schön," sprach der Pfarrer und setzte wie traurig sinnend hinzu: „Die eine habe ich lange genug gehabt, den andern — werde ich mir wohl erst verdienen müssen."

Der Hauptmann ergriff des Pfarrers Hand: „Mir thut's weh, daß Sie so betrübt sind. Freilich versteht man auch, daß es nicht anders sein kann. Alles vollzieht sich nach einem höheren Ratschluß und dabei brechen die Herzen."

„Wohl wahr, Herr. Wie es halt Gottes Willen ist."

Digitized by Google

„Ich habe auch einmal darum gelitten," sagte der Hauptmann, „es gäbe zu erzählen, aber dabei müßten wir wohl ein wenig Bewegung machen."

Sie standen auf und schritten über die Gräber hin mehrmals rings um die Kirche.

„Wir Evangelische," sagte der Hauptmann, „hätten auch manchmal so ein bißchen Beichtbedürfnis. Besonders, wenn man in die Lage versetzt worden war, unabsichtlich jemanden schwer gekränkt zu haben. Da möchte man sich gerne rechtfertigen. In diesem Falle bin ich Euer Ehrwürden gegenüber."

„Sie werden ja wohl nach Ihrem Gewissen gehandelt haben," entgegnete der Pfarrer.

„Ja, ja, aber bis so ein Gewissen zustande kommt! Manche Leute haben lange Zeit keins, oder ein falsches. Sie werden es dem einfachen Geschäftsmanne kaum glauben wollen, wie schwer ihm sein Lebtag die Gewissensfragen zugesetzt haben. Jetzt ist's besser geworden, ich führe ein glückliches Familienleben. Und was gar nicht so sehr angestrebt wurde, mein Unternehmen gedeiht. Mein Ansehen ist so geworden, daß lose Leute mich den König der Haide nennen. Und doch, Herr Pfarrer, gab es Stunden, da ich Sie beneidete."

„Mich?" fragte der Greis lebhaft, fast lustig.

„Um Ihren Herzensfrieden. Ob dieses köstlichen Dinges habe ich harte Zeiten durchgemacht. Ich bin — wissen Sie — aus einem wohlhabenden Hause im Frankenlande. Meine Jugend ist so gewesen, daß ich schon mit dreißig Jahren glaubte, vor Weltekel sterben zu müssen. Nach des Vaters Willen hätte ich seine Steingutfabrik

Digitized by Google

übernehmen sollen, aber mich zog eine Art Wahnsinn fort, etwas zu suchen, ich wußte selbst nicht was. Abenteuerlich war's, dumm und komisch, wie ich in aller Welt mich selber suchte, bis es mir endlich in einer öden, einsamen Gegend klar wurde, daß meine Irrfahrten nichts anderes waren, als, möchte ich sagen, eine Jagd nach der ewigen Wahrheit. Die einsame Gegend war diese Haide. In dieser ernsten Naturgröße, bei diesen armen, einfältigen Bewohnern fand ich etwas Beruhigendes, und hier beschloß ich zu bleiben. Um eine Beschäftigung zu haben, errichtete ich die Kalkgewerkschaft, für die sich, von dem Geschäfte meines Vaters stammend, einige Kenntnisse und Mittel vorfanden. Ich habe das Haus gebaut und die Hirtentochter gefreit, Sie wissen das. Aber Geschäft und Liebe füllten das Herz nicht aus, der Unfrieden in mir hub von neuem an. Wahrheitshunger! Haben Sie schon gehört von dieser Krankheit? Alle Weltweisen, alle Religionen durchstöbern, bis man gründlich zum Atheisten wird. Dann sitzt man erst recht auf dem Sande. Nun schickte mir eines Tages ein Mann, mit dem ich in brieflichem Verkehr stand, ein Buch. Es war für mich eine völlige Novität. Die Bibel. Ich hatte immer in dem Glauben gelebt, das Evangelium zu kennen, wird es doch schon dem Knaben eingeprägt, ist es doch eine Grundlage unserer Weltanschauung. Und als ich dieses Buch nun auf der stillen Haide las, da trat mir — hören Sie doch, Herr Pfarrer — daraus ein ganz anderer Christus entgegen. Ein ganz anderer, als der verschwommene eines unverstandenen Religionsunterrichtes gewesen. Ein starker, thatkräftiger, gottfroher Christus, ein Mann, mit dem sich leben ließ, ganz unmittelbar und freundschaftlich.

Digitized by Google

Gerade, als ob ich an Leib und Seele lebendig geworden wäre, so ist es gewesen. Anfangs schien mir manches im Worte als Widerspruch, und im Leben erprobt war es richtig. Ich fand meine Bestimmung als Mensch, mein Verhältnis zu den Mitmenschen, meinen Glauben und meine Zuversicht zum himmlischen Vater. Die Haide-Einsamkeit hat mich das Evangelium verstehen gelehrt und die armen Haidebewohner stimmten mit ihm fast überein. Das heißt — Sie wissen ja, Herr Pfarrer — was nach unserer Überzeugung dazwischen stand. So habe ich angefangen, die Leute zu beeifern, habe Evangelienabende eingeführt — alles weitere ist Ihnen ja bekannt. Ich betrachte das, was geschehen, für meine von Gott mir gestellte Lebensaufgabe — Sie aber müssen in mir den Wolf sehen, der Ihnen die Herde zerstreut hat."

Der Greis wehrte mit den Händen ab. Er hob den Atem, um etwas zu sagen — und schwieg.

Der Hauptmann stand still, schaute dem Priester mit warmem Blick in die trüben Augen und hielt ihm beide Hände hin.

Der Pfarrer sprach leise: „Es wird wohl so Gottes Wille sein," und gab seine Rechte.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Euer Ehrwürden, daß wir uns noch näher verstehen werden."

„Wir verstehen uns, wir verstehen uns," versicherte der Pfarrer.

„Dann werden Sie sich hier daheim fühlen, wie bisher," sagte der Hauptmann, „wir alle verehren Sie wie unsern Patriarchen. Es wird nichts vorkommen, was Ihre Überzeugung verletzen könnte. Auch der Herr Pastor, der

Digitized by Google

dieſer Tage ankommen ſoll, wird alle Rückſicht beobachten.

„Ich weiß es, ich weiß es,“ ſagte der Greis, der bei dieſem Geſpräche immer tiefer in ſich zuſammenknickte. Der Hauptmann war ſo froh, einmal ſein Herz erleichtert zu haben und merkte es gar nicht, daß jedes ſeiner Worte den alten Seelſorger fremder machen mußte, weil es ja doch nur daran erinnerte: Pfarrer, du gehörſt nicht mehr zu uns.

Wenige Tage nach dieſem Beſuche waren von der Kirchenbehörde zwei Abgeſandte angekommen. Sie hatten eine lange Unterredung mit dem Pfarrer und machten dann einen höflichen Beſuch beim Hauptmanne. Dieſer lud ſie zu einem Mittagsmahle ein, das ſie wegen bevorſtehender Abreiſe nicht annehmen konnten. Sie hatten geſehen, daß es in dieſem Dorfe für ſie einſtweilen nichts mehr zu thun gab. Nachdem ſie mancherlei Schriften verpackt und vom Hochaltar das Heiligtum zu ſich genommen hatten, fuhren ſie ihres Weges. Dem Pfarrer hatten ſie den Rat gegeben, ſich perſönlich beim Biſchofe vorzuſtellen und zu verantworten.

Der alte Herr ging einſam umher, und wußte nicht recht, was zu beginnen ſei.

Im Pfarrhauſe war es ſehr lebendig geworden. An den Wänden die Maurer, auf dem Dache die Decker, an den Thüren die Schloſſer, an den Fenſtern die Glaſer, an den Dielen die Zimmerleute, an den Öfen die Hafner. Jetzt erſt kam der Pfarrer darauf, wie ſchadhaft ſeine Wohnung geweſen war. An derlei hatte er nie gedacht. Und die Gemeinde auch nicht.

* * *

Digitized by Google

Eines Abends war der Greis noch durch das Dorf gegangen. An manchem Hause blieb er stehen, trat aber nicht ein. Kinder, welche Schafherden heimtrieben, küßten ihm die Hand. Er legte sie ihnen aufs Haupt und sprach: „Der Herr sei mit euch!“ Dann ging er weiter. Die Kirche stand in den goldigen Abendhimmel hinein, ihr steiles Dach ward umkreist von hellzwitschernden Schwalben. Er stieg die Stufen hinan, aber das Thor war verschlossen. Lange stand er davor mit entblößtem Haupte. Dann schritt er über den Kirchhof hin. An einzelnen Hügeln blieb er stehen und schaute drein. Seit dreiundzwanzig Jahren hatte er allen, die hier ruhten, den Frieden Gottes mit ins Grab gegeben.

Aus dem Pfarrhause rief die Küstersfrau: „Wo sind wir denn, Herr Pfarrer! Haben wir gar kein bissel Hunger mehr?“

Er trat ins Haus und verzehrte die Milchspeise. Als er dieses Abendmahl eingenommen hatte, that er aus dem Wandschranke ein Handkofferchen hervor, das er in früheren Jahren auf kleinen Reisen benützt hatte. Es war mit gestreifter Leinwand überzogen und an den Ecken abgenützt. In diesem Behälter barg er seine Habseligkeiten und schnallte ihn zu. Dann richtete er seine Bergstiefel her, den leichten schwarzwollenen Rock, den breitkrempigen Filzhut und den Stecken. Am offenen Fenster saß er und schaute hinaus in die laue Sommernacht. Im Dorfe war es still geworden. Der Riesenfelswürfel dort drüben bekam einen blassen Hintergrund, so daß er wie eine schwarze Tafel in den Himmel ragte. Hinter ihm war der Mond aufgegangen. Nun war es Zeit.

Digitized by Google

Der Greis nahm Hut, Handkoffer und Stecken und schlich hinaus. Weil er aber das Schleichen nicht verstand, so stieß er im dunklen Vorhause seine Stiefel an ein Kalkfaß, es entfiel ihm der Stecken und kollerte über die Stufen. Aber die Küstersleut hörten es nicht. Schneller, als er sonst seit Jahren je einmal gelaufen, eilte er am Gärtlein vorüber, zwischen Planken und Hütten dahin, anwärts die sachte Höhung. Dort hinter dem Hügel sah er ein Licht. Es kam aus dem Häuslein des alten Tobias, der seit Tagen im Sterben lag. Gestern noch war der Priester bei ihm gewesen, aber das Sakrament war nicht angenommen worden. Auch der Tobias hatte den Glauben seiner Väter verlassen und seine Seelenruhe war so groß, daß an eine Reue nicht gehofft werden konnte. Unfaßbar schien das dem alten Seelsorger. Es zog ihn nun, als müsse er den Kranken noch einmal besuchen, die Absolution erteilen und die letzte Ölung reichen. — Nein, er hatte kein Recht mehr dazu. Heimlich, ohne Abschied von allen mußte er fort, weil er fürchtete, dem Abschiede zu erliegen. Er war ein Fremder geworden in seinem Volk auf der heiligen Haide, er hatte Zuflucht zu suchen drüben hinter den Bergen — bei den Fremden. — Draußen an der letzten Heuscheuer ragte der Pfahl auf mit der Bildtafel des heiligen Christof. Hier stand der Pfarrer eine Weile still. Bis zu dieser Bildsäule war am Frohnleichnamstage stets die Prozession gegangen. Das hochwürdigste Gut hatten sie begleitet mit Lichtern, Kränzen und Fahnen, mit jauchzenden Festklängen und betenden Herzen. Welch ein Gottesdienst, bei dem alles vereinigt war, was die Bewohner der Haide an Schönheit, Glanz und Seelenfreudigkeit aufbringen konnten! —

Digitized by Google

Das war nun vorbei. Vorbei für ihn und für sie — und auf alle Zeiten. O heilige Haide, wie bist du arm geworden! . . . Noch einmal hatte der Pfarrer zurückgeschaut auf die mondscheinschimmernden Dächer des Dorfes, aus dem die Felsen aufragten wie zwei dunkle Dome. — Und dann vorwärts.

Er ging nicht den schmalen Fußpfad dahin, der gegen das Gebirge führt, er wanderte abendwärts den rauhen Granitweg entlang. Ringsum nichts als der blasse Karst, der stellenweise nur von dunklem Gestrüppe bewachsen ist. Manchmal stand der Wanderer ein wenig still und wechselte den Koffer von einer Hand in die andere. Das that er immer öfter, je länger er wanderte. Ein paarmal nahm er den Hut ab, trocknete mit dem Taschentuch Haupt und Gesicht. Es strich ein schwüler Lufthauch. Das Rund des Mondes stand schon hoch und die weißen Steine der Haide, weithin zerstreut, waren zu sehen wie Grabmäler auf einem ungeheuren Kirchhof. Am Himmel der Abendseite waren dunkle Schichten aufgestiegen und hatten blasse Sternlein erstickt. In diesen Schichten glühte manchmal ein roter Schein. Es mochte wohl Mitternacht geworden sein, so hoch stand schon der Mond und so kurz war der Schatten, der still an den Füßen des Wanderers dahinglitt. Auf einer breiten Steinplatte, wie sie stellenweise kahl zwischen Sand und Heidekraut im Boden liegen, rastete er endlich ab. Die Arme auf den Stecken gestützt, saß er da und schaute hinaus in die leblose Einsamkeit. Er schaute zurück auf sein Leben, das in einer Gebirgshütte arm an gefangen und in dieser Wüste einen so verhängnisvollen Zusammenbruch erlitten hatte. Sein redlicher Willen,

Digitized by Google

seine geduldige Entsagung, es war alles nichts geworden.

Der Mond stand nicht mehr klar, er hatte einen milchigen Hof bekommen. Es war lau, still, friedsam. Der Greis streckte sich auf der Steinplatte aus und legte sein Haupt auf den kleinen Koffer.

Zur selben Stunde rollte auf dem Haidewege ein verspäteter Wagen heran. Ein Pferd, ein Fuhrmann und ein Insasse. Dieser schien ein noch jugendlicher Mann zu sein, lebhaft wendete er manchmal den Kopf, um den Himmel zu beobachten, an welchem die Blitze häufiger und greller wurden. Vielleicht war er ein wenig besorgt, der Bauernwagen hatte kein Dach. Die Haide war so fremdartig, so märchenhaft öde — er hatte eine ähnliche Gegend noch nie gesehen. Der Fuhrmann mußte mehrmals versichern, daß sie auf dem rechten Wege waren nach Christofen.

Jetzt zog der Insasse an der Rockfalte des Fuhrmannes, wie an einem Glockenstrick, er möchte anhalten. Es wäre ihm, wenn der Mond nicht getäuscht, gewesen, als läge neben dem Wege ein Mensch.

So fand der Reisende unsern alten Pfarrer. Dieser schlief fest, er war kaum zu wecken. Als er stark an der Schulter geschüttelt war, raffte er sich auf, ergriff Koffer und Stock und wollte weiter.

Der Reisende hielt ihn zurück und fragte, wohin er denn wolle in der Nacht?

„Es wird schon gehen, es wird schon gehen," sprach der Greis, heiser, schlaftrunken.

„Wie konnten Sie hier schlafen wollen, bei dem nahenden Gewitter?"

Digitized by Google

„Es wird schon gehen," wiederholte der Greis.

„Heilige Mutter Anna!" rief plötzlich der Fuhrmann, „das ist ja der Herr Pfarrer! Unser alter Herr Pfarrer!"

Der Reisende begriff es im Augenblick.

„Wie, Herr, Sie wollen fort?" fragte er. „Und bei solcher Zeit? Oder haben Sie sich verirrt?"

„Verirrt, verirrt," stotterte der Greis.

„Sie setzen sich zu mir in den Wagen."

„Dank schön, dank verbindlich," antwortete der Priester, „fahren Sie denn auch übers Gebirge?"

Das Murren des Himmels, heftige Windstöße mit scharfen Regentropfen waren die Gehilfen des Reisenden, daß er den alten Mann in den Wagen brachte. Das Kofferchen zu den Füßen, den Stock in der Hand, als ginge es immer noch fürbaß, so kauerte der Greis zusammengeknickt in der Wagenecke; er ließ es sich gefallen, daß der fremde Reisende ihm bei dem hereinbrechenden Gewitter seinen Mantel umhüllte, denn er war wieder eingeschlafen. Im Blitzscheine konnte man das Gesicht des Gastes ein wenig betrachten. Der Fuhrmann hatte schon sagen wollen: Er ist es nicht! — So eingefallen waren seine Wangen, so wirr sein schütteres Haar, so ungepflegt wucherten die Bartstoppeln. Die weiße Halsbinde hatte sich an einer Seite losgelöst, aber sie ließ keinen Zweifel zu, daß es der Pfarrer war. In den Lüften pfiff der Sturm und schleuderte den Männern Sandkörner ins Gesicht. Am Himmel flogen pechschwarze Wolkengestalten dahin, deren vordringende Fetzen wie spießige Flügel, Klauen und gierige Rachen ausgriffen. Hintenher zündend und rollend das finstere Meer. Der Mond war begraben, die Haide in

Digitized by Google

Nacht gehüllt, bei jedem Blitzstrahl leuchteten die Steine auf, wie aus der Erde hervorbrechende Flammen. Der Fuhrmann suchte das unter Donnerschlägen schreckige Pferd zu bändigen, der Wagen sprang, hüpfte über den rauhen Boden hin und die Flut ging nieder. Der Reisende schmiegte sich an den schlummernden Greis, umspannte ihn mit dem Arm, um Hut, Mantel und ihn selber festzuhalten, schützte ihn aber vergebens vor dem niedergießenden Gewässer. Er selbst war schon naß bis auf die Haut, aber sein Gesicht schaute frisch und fröhlich drein. Der Fuhrmann, der es bei dem Leuchten sah, wunderte sich, daß ein Mensch bei solchem Höllenwetter so vergnüglich sein könne. Er wußte nichts davon, daß es eine Lust sein kann, unterzutauchen in die wilden Elemente, auf daß der Staub des Alltags, oder ein Bangnis der Seele hinweggefegt werde.

Als nach einer Weile Sturm und Regen nachgelassen hatten, zogen sich über die Haide weiße Nebelstreifen hin und darüber graute der Morgen. Es zog eine kalte Luft. Die Karste des Bodens schimmerten stellenweise wie Schnee, und über einer Höhung her ragten die zwei Felsendome auf. Es kamen die Steinwälle, es kamen die ersten Hütten. Schellengeklingel wurde vernehmbar, Hirten führten ihre Schafe hinaus und trugen ihre Hüte in den Händen, denn es war die Stunde des Morgengebetes. Als der Wagen so weit war, deutete der Fuhrmann mit dem Peitschenstiel und sagte: „Herr Pastor, das dort ist die Kirche."

Dann fuhr er über den Platz bis zur Herberge vor, wo der Reisende abstieg. Der alte Pfarrer wurde in das Pfarrhaus gebracht.

* * *

Digitized by Google

Zu jeder Stunde des Tages konnte man durch die Dorfgasse Leute eilen sehen, dem Pfarrhause zu. Kinder, Frauen und Männer. Einige trugen Körbe, Bündeln und Krüge mit sich, aber die Eier, die Milch, die Hammelkeulen konnten nicht angenommen werden. Der Pfarrer lag in seiner Krankheit noch tief dahin.

Es hatte eine große Aufregung hervorgerufen, als bekannt wurde, daß der Greis in eitler Nacht fortgegangen war und liegen geblieben auf der Haide. Umkommen hätte er können, wenn der neue Pastor nicht des Weges gefahren wäre. Dann war er in eine schwere Krankheit gefallen, tagelang in Fieberphantasien gewesen und die an der Thüre horchten, konnten hören, wie er mit heller Stimme die lateinische Messe sang. Als dieser Zustand endlich vorübergegangen, versank der Kranke in eine schwere Schwäche und schlief und schlief. Einmal nach dem Erwachen blickte er auf seine Wärterin, die Küstersfrau, und fragte leise: „Was ist es denn mit mir? Es muß Fieber gewesen sein, ich habe einen harten Traum gehabt."

„O, Herr Pfarrer, ich sag's!" rief das Weib aus, „ganze acht Tag' lang haben wir nichts von uns gewußt!"

„Gottlob, gottlob, jetzt kann ich lachen. Denke dir, Frau Gertraud, die ganze Pfarre abgefallen zum Luthertum! So was zu träumen!"

Darauf hat sie nichts gesagt, hat sich abgewendet. Und als der Pfarrer bemerkte, daß in der Stube allerhand Veränderungen waren, daß vor der Thür, wenn sie aufging, allerhand Leute standen, nicht in allgewohnter Zutraulichkeit, vielmehr befangen und scheu, da schüttelte er ein wenig das Haupt und murmelte: „Es wird doch so sein. Es wird

Digitized by Google

doch so sein.“ Und verfiel in seine Traurigkeit.

Und da fragte er einmal: „Wer ist denn in der Nebenstube, daß er so hin- und hergeht?“

Die Küstersfrau log ihn dreist an, es wären die Handwerker noch bei der Arbeit. Es war aber der Pastor, der sich häuslich einrichtete. —

Während der Greis dahingelegen, war manches geschehen. Der Pastor hatte seine Aufwartungen gemacht und seinen Wirkungskreis angetreten. An der Kirche wurde einstweilen nichts geändert, als der Hochaltar. Anstatt den Gegenständen des lateinischen Ritus lag vor dem Kreuzbilde jetzt die Bibel. Dann war der Tag der Angelobung gewesen — die Konfirmation. Der Pastor hielt eine Rede über die Hauptpunkte der evangelischen Kirche, über das praktische, das thätige Christentum im Leben und über die Erbarmung Gottes. Er sprach nicht im Predigerton, sondern schlicht, wie ein Mensch zum andern redet. Dann leistete die Gemeinde beim Kreuze und bei der Bibel den Eid, dem Evangelium bis zum Tode treu zu bleiben und endlich sangen sie: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ — Die Wenigen, die bei der alten Kirche geblieben waren, standen vor dem Thore umher und guckten hinein. Ein paar alte Frauen klagten laut über den hereingebrochenen Antichristen; bei den mehreren dieser Gruppe jedoch war die Neugierde größer, als die Entrüstung, und als sie sahen, die Pfarrkirche hätte für alle Platz, gingen sie hinein und sangen mit. Aber den Schwur, das schwuren sie, den schwüren sie nie und nimmer, weil sie in ihrem alten Glauben sterben wollten.

Der Hauptmann hatte eines Tages den Pastor einge-

Digitized by Google

laden, ihm sein Haus, sein Gewerke gezeigt, den Steinbruch und die Steinschläger, die Huntebahn und die Brennerei. Dann hatte er mit ihm einen langen Spaziergang gemacht hinaus auf die Haide, um ihn mit den Eigentümlichkeiten der Gegend bekannt zu machen. Sie kamen zu den Karen und zu den Kiefern, sie kamen zu einzelnen Hütten und eingepfrängten Angern, sie kamen zu den ruppigen Karsten und Steinblöcken, wo nichts war ringsum, als die große stille Natur. Auf dem Rückwege sahen sie die friedliche Bedürfnislosigkeit der Einödhüttler, die an geschützteren Stellen ihren kümmerlichen Garten- und Feldbau betreiben. Sie sahen das beschauliche Leben der Hirten, die auf kargen Grasflächen und im Haidekraut ihre Schafe und Ziegen weiden. Sie sahen einen oder den anderen jener scheuen Gesellen, die mit Schabe und Sack umhergehen auf diesem Hochlande, um von den Kiefern Harz und von dem Wachholder Beeren zu sammeln.

Der Hauptmann erzählte dem Pastor von großen Drangsalen, die über diese Gegend schon gekommen waren. Einmal war ein so tiefer Winter gewesen, daß der Schnee fast alle Hütten begraben hatte und die Leute durch das Dach aus- und einkriechen mußten. Einmal war eine solche Dürre gewesen, daß selbst die wenigen Wiesen und Sträucher kahlgesengt wurden und man die Schafe schlachten mußte, weil das Wasser an der Felsenquelle kaum mehr für die Menschen ausgereicht hatte. Einmal war ein solcher Sturm gewesen, daß es die Dachschindeln und Fensterläden des Dorfes weit hinausgetragen habe in die Steinwüste und jeder, der im Freien war, um nicht umgeworfen zu werden, sich flach auf den Boden legen mußte, wo er dann

Digitized by Google

gleich den Rasenwulsten dahingewälzt wurde. Der Sand habe wie Hagel geknattert an den Wänden, aus den Tümpeln sei das Wasser gesprungen und hingesaust über die Steine und vom oberen Dorfende wäre das Bild des heiligen Christof geflogen gekommen durch die Lüfte her. — Es waren Brände und Seuchen gewesen, aber sowie in besseren Zeitläuften über die Haidebewohner kein Übermut, so wäre in solchen Nöten kein Verzagen gekommen.

„Es möchte einem fast bange werden," sagte da auf einmal der Pastor zu seinem Begleiter. „So sind diese Menschen geworden und geblieben unter ihrer alten Kirche. Wie werden sie sein unter der neuen?"

Und der Hauptmann antwortete: „Ihre alte Kirche gab ihnen die Verzichtung, die neue giebt ihnen den Kampf."

„Nein, Herr, ich möchte diesen heiligen Frieden nicht zerstört wissen."

„Ich meine nicht den Streit unter sich, der ewige Gott bewahre uns davor! Ich meine den mutigen Kampf gegen diese harte Natur. Wer in hundert Jahren hier wandert — vielleicht findet er keine Haide mehr, sondern fruchtbares Ackerland und schützende Wälder."

Diese Bemerkungen hatten die Stimmung der beiden Männer verinnerlicht. Sie gedachten der Seelenqual, die dem Glaubenswechsel vorausgehen muß und die doch fast keiner der Haidebewohner gezeigt hat. Sie gedachten des alten Pfarrers und pflogen eine lange Unterredung. — Erst am Abende kamen sie zurück ins „Dorf Christ," wie die Leute sagen. Als sie sich zur „guten Nacht" die Hände reichten, sagte der Hauptmann: „Nun denn, so machen wir's, Herr Pastor. Der Gemeinde ist es recht."

Digitized by Google

„Und dem lieben Gott wird's auch recht sein," sagte der Pastor. —

Nach Wochen, als auf der Haide schon das Wildkraut zu gilben begann, war der alte Herr Pfarrer so weit hergestellt, daß er von den Spenden der Dorfbewohner einiges genießen konnte. Den größten Teil ließ er mühseligen Leuten zukommen, die nichts mehr erjagen konnten. Man wunderte sich, daß er beim Hinschenken der guten Dinge auch ein paar Evangelische „erwischt" hatte.

Bei dem ersten Ausgang des Genesenen war sein Weg zur Kirche. Aber am Thore blieb er stehen und ging nicht hinein. Fröstelnd stand er da, und als ihn von der Gasse aus einige Hirtenbauern sahen, gingen sie zu ihm hinauf und bekannten sich als noch zum alten Glauben gehörend. Freilich wären sie in eine traurige Minderheit gekommen, aber eine heilige Messe möchten sie halt doch noch erleben auf der Haide. Sie kämen gleich im Namen der katholischen Christen von Christofen, um zu bitten. Mit dem Herrn Pastor und dem Hauptmann hätten sie schon gesprochen, denen wäre es ganz recht. Der Altar zu Unserer lieben Frau hätte noch die katholischen Weihen, und auch sonst habe der Küster alles vorbereitet, was etwa schon abhanden gekommen wäre. — Da hatte der Pfarrer wohl mit Freuden zugesagt, nichts bedenkend, als die Sehnsucht nach der heiligen Messe, die er so sehr mit seinen wenigen Getreuen teilte. Er pries Gott für die Gnade, der lieben, allerseligsten Jungfrau danken zu dürfen für seine wiedererlangte Gesundheit.

Und also war es am Tage der Geburt Mariens, daß der Pfarrer mit dem Kelch in die Kirche trat, die evangelisch

Digitized by Google

geworden war. Als er langsamen Schrittes hinter dem Ministranten mit dem Glöcklein herging und um den Pfeiler bog in das Seitenschiff, da sah er es, was sie gethan hatten. Der Altar zu Unserer lieben Frau war in großem Festschmucke. Haide-Immergrün rankte sich um die Säulchen, Rosen und Blumen schmückten den Opfertisch und zahlreiche Lichter gaben dem Halbdunkel ein liebliches Abendrot. Das Marienbild war bekleidet mit einem Mantel aus weißer Seide, von güldenen Sternlein besetzt. Und ein frischer Kranz von roten Rosen umflocht die heilige Nische. Die Altarstufen waren bedeckt mit einem roten Teppich, über welchen der vor Rührung zitternde Greis hinanstieg. Die Kirche war fast überfüllt. Denn nicht blos die Katholiken waren versammelt um ihr altes Heiligtum, auch die Evangelischen, die erst tagszuvor ihr feierliches Kreuzfest abgehalten und sich erbaut hatten an den erhabenen Worten des Predigers. Manchen überkam es wie Heimweh, als nun das Glöcklein klang, die Orgel das Meßlied „Hier liegt vor deiner Majestät" anstimmte, als die duftenden Wölklein des Weihrauches emporstiegen an den Bildwerken des Altares und als der greise Priester leise das „Oremus" sprach. Am Pfeiler lehnte der Hirt Isidor, der darüber nachsann, wer der Mutter Gottes nur den weißen Mantel verehrt haben mochte, nachdem er in seinem evangelisch gewordenen Gewissen ihr den roten abgenommen hatte. Er barg sich hinter der Ecke, getraute sich Unserer lieben Frau nicht recht ins Gesicht zu blicken.

Als nach der Messe der Pfarrer die Sakristei verließ und schwankend die Treppe hinanstieg, trat ihm der Pastor entgegen, bot ihm stützend den Arm und lud ihn ein, das

Digitized by Google

Frühstück in seinem Zimmer einzunehmen. Er selbst habe darauf gewartet und da seine Familie noch nicht angekommen sei, so werde ihm bei Tische oft recht einsam zu Mute. Daher bitte er den Pfarrer, ihm manchmal ein wenig Gesellschaft zu leisten.

„Recht gern, recht gern," antwortete der Greis, dieweilen er stehen blieb, um sich auszuschnaufen. „Nimmer auszahlen wird es sich halt, auch bin ich ein schlechter Gesellschafter." Darauf der Pastor: „Ach nein, bei gleichgesinnten Menschen ist es schon gut, wenn sie blos bei einander sitzen." Bei gleichgesinnten Menschen! Wäre es denn wirklich nicht wahr, daß unsere Wege himmelweit auseinander führen? — Gedacht mochte sich der Pfarrer das haben, gesagt hat er's nicht. Und weil er nicht unfreundlich erscheinen wollte, so hat er die Einladung angenommen.

Dann saßen sie beisammen am weißgedeckten Tische, der rüstige Mann mit dem klugen, bartumrahmten Professorengesichte, an dem nur ein gewisser Ernst den Geistlichen verriet, und der gebrechliche Greis mit dem gesenkten Weißhaupte. Die Küstersfrau freute sich der vereinfachten Bedienung wegen, die beiden Herren einmal beisammen zu haben. Sie hatte den Kaffee gebracht, dessen Duft die Morgenluft würzte, sie hatte den blumigen Butterteller, den grünglasierten Honigtopf auf den Tisch gestellt und der Pastor hielt sogar schon die Zigarrenschale in Bereitschaft als ob das eine längere Unterhaltung werden sollte. Der Pfarrer wäre freilich am liebsten bald wieder in seine Stube gegangen, wo es zwar nicht so gute Sachen gab, aber auch keinen feingebildeten Weltmann, vor dem ihm angst und bang wurde. Noch bevor er sich niedergesetzt, hatte er ver-

Digitized by Google

legen und unbeholfen seinen Dank ausgesprochen, daß der Herr Pastor an ihm den Samariterdienst geübt habe, damals auf der Haide. „Freilich," setzte er bei, „sind damit die Ungelegenheiten nur verlängert worden."

Der Pastor schenkte ihm die Schale ein. „Trinken Sie ihn nur hübsch heiß, Herr Pfarrer, Sie kommen spät zum Frühstück."

„Das ist man schon gewöhnt," antwortete der katholische Priester, „schön Dank! schön Dank!"

Der Pastor schwieg, damit der Greis ruhig seinen Kaffee schlürfen konnnte. Dann sagte er: „Ich hätte eine Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen, lieber Nachbar. Bitte, verzeihen Sie mir die trauliche Anrede, ich denke, daß wir uns aneinander werden gewöhnen müssen. Meinerseits hat es nicht die geringsten Schwierigkeiten."

Der Pfarrer machte eine kleine Verneigung und wurde rot auf der Stirne. Er schämte sich fast der feinen Behandlung, die er erfuhr.

Der Pastor sprach weiter: „Ich habe Ihnen, lieber Herr Pfarrer, einen Vorschlag zu machen, und zwar im Namen der Gemeinde. Sie sieht es nicht gerne, daß ihr alter Herr in späten Tagen noch einen Wandel vornimmt. Das taugt nicht. Geben Sie den Gedanken auf und bleiben Sie bei uns auf der Haide. Sie und Ihre Haidebewohner sind ja doch verwachsen miteinander, das würden Sie kurios spüren nach der Trennung. Nein, ich weiß schon, was Sie jetzt sagen wollen. Protestant — Katholik! Lassen wir diese Worte in aller Zukunft unausgesprochen sein — wir sind doch einig im Evangelium."

Als der Pastor so gesprochen hatte, sagte der Greis:

Digitized by Google

„Das wohl, das wohl.“ Dann schüttelte er sein Haupt: „Wäre nicht gut, mein Dableiben, wäre nicht gut. Thäte es auch meine Obrigkeit nicht gestatten.“

Der Pastor zuckte leicht die Achseln, als wäre sein Auftrag gescheitert.

Dann sagte er ganz gelassen: „So soll ich bloß bei Ihnen anfragen, Herr Pfarrer, ob jener Teil der hiesigen Bevölkerung, der nicht übergetreten ist, zu Ihnen bitten kommen darf. Es sind rund vierzig Seelen. Ich glaube nicht, daß Ihre Kirche diese standhaften Anhänger verlassen will. Es ist billig, daß sie ihren Seelsorger haben und wir beide werden nicht eifersüchtig auf einander sein. Wir halten jeder unseren Gottesdienst zu seiner Zeit in einer und derselben Kirche. Die Kapelle Unserer lieben Frau gehört *Ihnen*.“

Der *alte* Herr hob die beiden Arme, als wollte er die Hände zusammenschlagen, ließ sie jedoch wieder auf den Tisch sinken.

„Herr Pastor, Sie sind wohl gut,“ sprach er ganz leise, „würden es aber schwer verantworten können.“

„Ich verantworte es,“ sagte der Pastor. „Und die Gemeinde Christofen betrachtet es als angenehme Pflicht, ihrem lieben Pfarrer auf lebelang ein sorgloses Heim zu bereiten. Und umgekehrt, Sie selbst empfinden wohl auch die Notwendigkeit und werden Ihren Gläubigen, denen Sie oft die Pflicht auferlegt haben, die Sakramente zu empfangen, besonders auf dem Sterbebette die Gnadenmittel zu gebrauchen — diese Dinge möglich machen! Sollen diese armen Leute, wovon heute schon viele alt und krank sind, ohne Trost und Segen in die Ewigkeit gehen?“

Digitized by Google

Jetzt begann der Pfarrer in lauten Stößen zu lachen, heftig zu lachen. Der Pastor sah wohl, daß es ein Weinen war, ein Herzenssturm. Der Greis tastete zitternd nach seiner Hand: „Ich bleibe da, ich bleibe da. Mein Gott, an das habe ich nicht gedacht. Wenn ihrer noch vierzig sind und sie die Gnadenspenden haben wollen — freilich, freilich . . .“

* * *

Und so hat es sich vollzogen, daß der alte Pfarrer von Christofen auf der Haide, der den größten Teil seiner Pfarrkinder verloren hatte, nicht davon ging.

Obschon von seiner Behörde abgesetzt, suchte er sein Ableben nicht in einem fremden Versorgungshause, sondern blieb als selbständiger Leutpriester bei den wenigen Seelen, die ihm noch treu waren. Und so geschieht es, daß in der Dorfkirche auf der heiligen Haide zwei christliche Bekenntnisse geübt werden, ohne daß eins das andere stört. An dem Kreuzaltare erteilt der Pastor in seinem faltenreichen Talare das Abendmahl und auf der Kanzel verkündet er das Evangelium.

Im Seitenschiffe, der Kapelle Unserer lieben Frau, liest der greise Pfarrer im Ornat die katholische Messe. Auch die Kanzel stünde ihm zur Verfügung, allein das Predigen ist nie seine besondere Sache gewesen und so meint er, besseres als das Evangelium könne niemand bieten. Also hören beide Teile die evangelische Predigt gemeinsam. Beim übrigen Gottesdienste ist es aber schon geschehen, daß bei Unserer lieben Frau sich mehr Andächtige eingefunden hatten, als bei dem Kreuzaltare. Mancher, der dem pro-

Digitized by Google

testantischen Opfertische Kopf, Hand und Werk zu weihen bestrebt ist, muß strenge sein altes Herz hüten, daß es nicht dorthin läuft, wo es bei Maria und allen Heiligen in der Kindes- und Jugendzeit gewesen ist.

So geschieht es ferner, daß das evangelische Brautpaar auch noch den weißhaarigen Greis um seinen Trauungssegen bittet, damit der Bund ganz gründlich gemacht werde. Und wenn der Pfarrer im Beichtstuhle sitzt, der im Dunkel des Gewölbes steht, so kommen häufig die katholischen Frauen und Männer, doch zuweilen schleicht sich auch ein evangelischer Schafhirte oder Pechsammler heran, um sein Herz zu befreien. Denn das milde Anweisen und Beruhigen des Beichtvaters ist so trautsam für den Einschichtmenschen, der sonst selten ein gutes, treues Wort zu hören bekommt. Eine katholische Beichte und ein evangelisches Abendmahl — das ist nirgends sonst möglich, als auf der heiligen Haide.

Dem alten Hirten Isidor war auch um's Beichten gewesen. Nicht etwa aus Reue, daß er den Glauben gewechselt hatte. Nein, ihn drückte ein anderes Anliegen, deswillen sein Gewissen keinen Fried gab. Einmal schon war er am Beichtstuhle gestanden, um seine Missethat zu bekennen, als jedoch die Reihe an ihn kam, ging er hinaus. Er zweifelte erstens, daß ihm die Lossprechung zuteil werden könne, und zweitens sollte niemand sagen können, daß er nur im Wohlleben Protestant sei, in Herzensnot aber doch wieder bei der katholischen Kirche anklopfe. Nein, nein, du gehörst dem Pastor! sagte er zornig zu sich. Und einmal, als der Pastor im Garten stand und am Hagenstrauch die verdorrten Zweige abschnitt, da strich der alte Isidor sachte

Digitized by Google

zu ihm hin, zog vom Kopfe unsicher den breiten Hut und fragte höflich an, ob er beichten könne.

„Der Herr Pfarrer befindet sich auf seinem Zimmer," beschied der Pastor.

„Ich bin halt evangelisch," meinte der Alte, „und ob man nicht protestantisch beichten könnte?"

Der Pastor blickte ihn näher an. „Irre ich nicht, so seid Ihr der Schäfer Isidor. Habt ihr ein Anliegen, Isidor, so will ich Euch herzlich gerne beistehen."

Nach einigen Umschweifen und vergeblichem Umherlugen, ob nicht irgendwo doch etwas wie ein Beichtstuhl wäre, gestand der Hirte endlich den Frevel. Dem Bildnisse Unserer lieben Frau in der Kapelle habe er einmal — als die Seuche gewesen — einen rotseidenen Mantel gestiftet, von wegen ihrer Fürbitte. Nachher aber, wie er übergetreten sei, habe er die Mutter Gottesstatue als Götzenbild betrachtet und den Mantel wieder weggenommen. Wenn er nun nachdenke, sei der Mantel halt doch ihr Eigentum gewesen, weil er ihr geschenkt worden war! Er habe ihn ihr gleichsam vom Leibe geraubt, könne ihn aber nicht mehr zurückgeben, diesen Mantel, weil er auf der Haide verbrannt worden sei. Deshalb habe er keine ruhige Stunde mehr. Und wie er es nun anfangen müsse, um die Sünde wieder gutzumachen?

Der Pastor ging, als er dieses Bekenntnis vernommen, mit verschränkten Armen ein paarmal auf dem Kiesweg hin und her und dachte: So sind sie. — Dann blieb er stehen vor dem Hirten und sagte: „Isidor! Euere Schafe, höre ich, geben eine gute Wolle. Aus dieser Wolle — rate ich Euch — lasset einen warmen Wintermantel machen. Doch

Digitized by Google

nicht für Unsere liebe Frau in der Kapelle, die hat schon, was ihr gebührt, wohl aber für den alten Herrn Pfarrer, der gerne warm hat. Thut Ihr das, dann wird Euch die Mutter Gottes nichts nachtragen.

Diesen Rat hat der Schäfer befolgt und seither ist er im Frieden.

Digitized by Google

Unſere liebe Frau.

Im katholiſchen Himmel die größte und huldreichſte Wundergeſtalt iſt Maria, die jungfräuliche Mutter Jeſu, die Königin des Himmels — unſere liebe Frau.

Sie iſt eine Offenbarung, die wir weniger den Evangeliſten, als der päpſtlichen Kirche verdanken. Nachdem meine Kindheit voll der glühendſten und phantaſtiſcheſten Marienverehrung hinter mir war, merkte ich erſt, wie wenig die vier Verfaſſer des Lebens Chriſti von Maria, ſeiner Mutter, zu erzählen haben. Und im Vergleiche zu anderen Geſtalten des neuen Teſtamentes, wie nebenſächlich und kühl iſt des Heilands Gebärerin behandelt, wie ſo gar nicht innig iſt der Verkehr zwiſchen Mutter und Sohn geſchildert, daß man faſt auf die Vermutung kommen könnte, ſie ſeien einander nicht allzu nahe geſtanden. Als die Anhänger des Meſſias ſich taufen ließen, war Maria nicht unter ihnen, wenigſtens lieſt man nichts davon.

Und was hat aus dieſer evangeliſchen Maria die katholiſche Kirche für eine unvergleichliche Geſtalt geſchaffen: ein Weib voller Demut und Innigkeit, voller Herrlichkeit und Gnade, von mehr als engelhafter Schönheit, von ewiger

Digitized by Google

Jugend umstrahlt. Die Weltkugel ist ihr Fußschemel, der Schlange — der Urheberin alles Unheils — zertritt sie den Kopf, die Mondessichel zu ihren Füßen empfängt das Licht von ihrer Gestalt, die Himmelssterne um ihr Haupt empfangen das Licht von ihrem Angesichte. Gott Vater und Gott Sohn setzen ihr die Krone des Himmels auf. Sie ist unbefleckt empfangen, hat als Jungfrau geboren und ist mit Leib und Seele in den Himmel gefahren.

Vor solch unerhörter Offenbarung verstummten Natur und Vernunft. Was sich dagegen aufbäumte, das wurde gleichsam zerschmolzen in der Glut dieses göttlichen Bildes. Wenn in der Religion alles, was nicht natürlich ist, unnatürlich und also unglaubhaft sein müßte, dann könnte man alle Tempel zusperren, alle. Für den Glauben giebt es noch ein drittes: das Übernatürliche. Wenn aber die Pharisäer kommen und das Übernatürliche wissenschaftlich beweisen wollen, so ist das ein eitles Beginnen. Wer den Glauben hat, der braucht keinen Beweis, wer ihn nicht hat, den überzeugt keiner in diesen Dingen. Der Glaube ist ja selbst ein Wunder und dieses Wunder ist seit tausend und so viel Jahren an unzähligen Millionen Menschen geschehen. Nicht zu messen in seiner Weite und Tiefe ist das Meer von Seligkeit, welches der Marienglaube in die Herzen der katholischen Menschheit gebracht hat.

Darum unvernünftig bis zum Erbarmen wäre ein Bestreben, den Frauenkultus, der tief im Germanentum wurzelt, aus der Welt zu schaffen; der Religion wäre damit die Blüte abgebrochen, den gläubigen Seelen ein Hauptquell des Trostes und des Glückes verschüttet. Mit der Führung des Marienkultus hat die Kirche manches wett gemacht,

Digitized by Google

was durch zu geringe Pflege des Evangeliums gefehlt wurde. Freilich möchte es mir im Prinzipe noch besser gefallen, wenn alle Andacht und Herzinnigkeit, die man der Mutter Gottes spendet, unmittelbar an den Erlöser gerichtet würde. Aber vielleicht nur im Prinzipe. Wie die Religionsgeschichte lehrt, haben die Menschen eine besondere Vorliebe für weibliche Gottheiten. — Die arme Jüdin von Nazareth ist erhoben worden zu göttlichem Range. Das verachtete Weib, das zu Bethlehem in einem kalten Stalle ihre Stunde erwarten, das mit dem Kinde bedroht und verfolgt durch die Wüste ins Ägyptenland fliehen mußte, das verlassen unter dem Kreuze stand, an dessen Holz das Blut des sterbenden Sohnes niederrann, den sie wie einen Verbrecher hingerichtet hatten — dieses Weib ist erhöht zur Mutter des ewigen Gottes, zur Königin des Himmels und der Erde. In leuchtenden Wolken umschweben sie die Chöre der Engel. Die Heiligen des Himmels, die Fürsten des Erdkreises, die Kriegsherren, die Bischöfe und Päpste knien in Ehrfurcht geneigt zu ihren Füßen. Ihr sanftes Mutterauge blickt nieder zur Erde, auf die Kinder des Leides; und solchen, die so arm und verachtet sind, wie sie selbst einst war, hilft sie am liebsten. In Stunden wilden Schmerzes und grauser Not schreien die Menschen auf zu ihr, an Ruinen und Gräbern stehend weinen sie auf zu ihr — und sie tröstet.

Wenn man endlich nur wieder erkennen wollte, wie mächtig allen bösen Gewalten trotzend das himmlische Ideal ist. Töten können dich die Feinde, aber überwinden können sie dich nicht, denn an deiner Seite stehen die göttlichen Mächte der Ewigkeit, die für dich vorhanden sind, weil du

Digitized by Google

sie glaubst. Und in diesem Glauben wandelst du als Sieger dich fühlend durch des irdischen Lebens Widerwärtigkeiten und durch das Thor des Todes froh hinaus. Kann der Geist der Welt mit seinem Wissen, das im Grunde auch nur ein Wähnen ist, solches zuwege bringen?

„Unsere liebe Frau!" Ich kann wohl sagen, sie ist mir meine zweite Mutter gewesen. Wenn ich auf der Hochweide die Schafe hütete und am Himmel schwere Gewitter aufstiegen, sah ich in goldenen Wolken den Saum ihres Kleides. Und wo durch die Lücke des Gewölkes noch schräg das ätherische Band eines Sonnenstrahls niederging, da war es für mich nichts anderes, als der Gnadenstrahl unserer lieben Frau: Fürchte dich nicht, Kind, ich beschütze dich! — Wenn ich die Schafe durch den finsteren Wald trieb und aus der Ferne das Heulen der Wölfe zu hören glaubte, da gaukelten die Fünklein der Johanniswürmchen neben mir her, die Nachtlichter unserer lieben Frau und ich hörte sie: Kind, ich geh' gleim neben deiner, es geschieht dir nichts. — Wenn ich am späten Abende in den Vollmond schaute, da saß sie drinnen und lächelte mir zu: Kind, geh in Gottesnamen schlafen! — Als ich anhub in die Schule zu gehen und in großer Angst war darüber, ob die schwere Aufgabe wohl würde zu überwinden sein, denn mein Wesen war noch gar zu kläglich, da rieten mir die Leute ein Gebet zum heiligen Geist. Meine Mutter sagte, auch unsere liebe Frau sollt ich recht anrufen; das that ich, und mit ihrem Beistand sind die feindlichen Legionen der vierundzwanzig Buchstaben und zehn Ziffern glücklich überwunden worden. Als ich einst an einer Lungenentzündung krank darniederlag, ging meine Mutter zu unserer lieben Frau,

Digitized by Google

der Maria am Gölkkreuz, und zündete ihr zwei Kerzen an. Als ich das hörte, war meine Todesangst dahin und ich hub an gesund zu werden. — Als eines Tages beim Ackern die Ochsen scheu wurden und ich unter die Egge kam, verlobte mein Vater sich geschwind zu unserer lieben Frau in Mariazell, und ich kam unversehrt davon.

Als unser alter Knecht Markus im Sterben lag, kam eine Nachbarin und hub an, ihm Sterbegebete vorzuschreien. Eine rote Kerze steckte sie ihm in die Hand. Draußen wütete ein Sturm, daß die Fichten krachten. Die Nachbarin schrie dem Sterbenden aus einem Buch ins Ohr so laut, daß es im ganzen Hause gellte: „O böser Feind, weiche von ihm! O Jesus, laß ihn nicht in das hölliſche Feuer fahren! In das ewig hölliſche Feuer nicht, wo die verdammten Sünder sind! O Herr, sei ihm Sünder gnädig und verjage den hölliſchen Erbfeind, der seine arme Seele schon in der Gewalt hat. Aus dieser schreckbaren Gefahr errette ihn, gerechter Gott, thu ihn nicht verdammen!“

Als mein Vater sah, wie es dem alten Markus die Augen heraustrieb vor lauter Angst, jagte er das Weib fort, setzte sich selber hin, nahm dem Kranken das Licht aus der Hand, trocknete ihm die feuchte Stirn und sagte ganz leise: „Unsere liebe Frau!“ Ein süßer Friede kam ins Angesicht des Sterbenden und vielleicht hat er gesehen, was ich sah zur selben Stunde: Unsere liebe Frau nahm ihn an der Hand und führte ihn freundlich hinüber. An finsteren Abgründen ging der enge Steig, durch Nacht und Grausen, vorbei an der hölliſchen Mächte schreckliches Wüten, sie hielt ihn fest an der Hand und führte ihn hinüber ins Himmelreich.

Digitized by Google

Als in einer Spätherbstnacht das Dorf Krieglach im Feuer stand, rief alles zum heiligen Florian, aber der Wind jagte die Flammen auf die Bretterdächer hin von einem Hause zum anderen. In dieser Not machte die Gemeinde ein Gelübde zu unserer lieben Frau, da kam frischer Mut und neue Kraft in die das Element abwehrenden Leute und das Feuer wurde überwältigt.

Der einzelne wie das Volk, in Not und Gefahr rufen sie zu unserer lieben Frau, und die Zuversicht auf ihren Beistand stärkt die Herzen.

Es giebt wohl kein Haus in den Alpen, in welchem nicht ein oder mehrere Marienbilder wären. Und jeder, der in dem Hause wohnt, spricht täglich ein oder mehrere Gebete zu unserer lieben Frau. Die Erhebung des Herzens unmittelbar zu Gott wird recht oft vergessen, schon mehr Aufmerksamkeit wird gewissen Heiligen erwiesen, die innig Verehrte und Umworbene ist unsere liebe Frau. Die üblichsten Gebete sind der Rosenkranz und die Frauen- (lauretanische) Litanei. Ersterer hat das apostolische Glaubensbekenntnis, sechs Vaterunser und sechzig Ave Maria mit dem Ausrufen der fünfzehn „Geheimnisse" aus dem Leben Jesu. Die Frauenlitanei feiert Maria unter anderem als die weiseste, als die mächtigste Jungfrau, als Spiegel der Gerechtigkeit, als Ursache unserer Freude, als die geheimnisvolle Rose, den Turm Davids das goldene Haus, die Arche des Bundes, als die Pforte des Himmels und den Morgenstern, und ruft schließlich solche Symbole des alten Bundes um ihre Fürbitte an.

Im Landvolke der Alpen wird es wenige geben, besonders unter den Weibern, die an ihrem Leibe nicht ein

Digitized by Google

Amulet tragen, mit einem Zeichen von unserer lieben Frau, sei es ihr Bildnis, sei es ein geschriebenes Gebet an sie, sei es ein Sinnbild ihres rosenbekränzten Herzens, seien es die verschlungenen Buchstaben ihres „süßen Namens Maria“. Keine Magd giebt es, die nicht an der Thüre ihres Kleiderschrankes ein Muttergottesbildchen kleben oder hängen hätte. Und sie küssen diese Bildchen oft ohne allen äußeren Anlaß, blos aus Liebe zur Mutter Gottes. Manche tragen mit sich unserer lieben Frau ihre „heilige Läng“, das ist ein Papier- oder Leinwandstreifen, der genau die Länge des natürlichen Körpers der Mutter Gottes haben soll. Auch besitzen manche Leute ein genaues Maß ihrer Hand. Die Natur selber ist voll von Anspielungen auf unsere liebe Frau. Es giebt Marienblümchen, Liebfrauenrosen, Muttergottesschühlein, Liebfrauenhaar, Marienkäferchen, Marienglas u. s. w. Der Wachholderstrauch ist heilig, weil im Schatten desselben Maria mit dem Kinde geruht hat. Die Nachtigall ist heilig, weil sie zu Bethlehem das Jesukind in den Schlaf gesungen hat. Die Spinnen sind heilig, weil sie mit Spinnengeweben den Eingang verdeckten in jene Höhle, in welcher Maria auf der Flucht nach Ägypten Schutz gesucht vor ihren Verfolgern. Das Edelweiß ist heilig, weil es aus der Wolle entstand, welche vom Spinnrocken der Muttergottes abgefallen ist. Hundert Bücher wären zu schreiben über die Mariensagen und Legenden, die im Volke leben. Und was die Dichtung, was die bildende Kunst gethan hat zur Verherrlichung Mariens, das ist unermeßlich.

Die alten Marienlieder des Volkes sind stets voller Einfalt, Innigkeit und — Anachronismen. Als fromme

Digitized by Google

Beterin wird sie gedacht mit dem Rosenkranz oder einem Meßbuche in der Hand. Als Mutter mit dem Christkind am Arm wird sie gedacht unter dem Kreuze Jesu. Als Braut Gottes wird sie gedacht mit goldenen Schuhen und dem Vermählungsring am Finger. Als Schäferin wird sie gedacht, wie sie mit zottigem Fanghund die Wölfe verjagt. Als Himmelskönigin wird sie gedacht mit seidenem Purpurmantel und auf dem Haupt — die österreichische Kaiserkrone. Die meisten der Lieder preisen ihre Schönheit, um bald zu einer Bitte überzugehen; viele besingen ihre Himmelsglorie, aber auch ihr Erdenleid.

Ein solches ist das Folgende:

Dort unt auf grüner Auen
Geht der Morgenstern auf,
Sitzt unsre liebe Frauen
Mit dem Christkindlein drauf.

Geht wohl ein wenig ausser
Und umer ums Haus,
Schaut der heilige Johannes
Beim Fenster heraus.

„O heiliger Johannes,
Mein liebester Freund,
Hast du's nit gesehen,
Mein lieb's Jesulein?"

„Ich hab es wohl gesehen,
Aber nacht abends spatt,
Wax Kron hab'n 's ihm aufdruckt,
Schwar Kreuz hat er trag'n.

Drei Nägel hab'n 's ihm geschlagen
Durch seine Händ und seine Füß,
O Jesus, mein Jesus
Die Martern sein nit süß!"

Digitized by Google

Wer dies Liedlein kann singen,
Sing's 's Tags nur einmal,
Der wird wohl eingehen
In den himmlischen Saal.

Und noch sonderbarer ein anderes Lied, in welchem der heilige Petrus der ihren Sohn suchenden Maria von ihm berichtet:

Das Kreuz, das mußt' er tragen
Bis an dieselbige Statt,
Wo er gemartert ward.

Maria, die stund auch dabei
Und weint ganz bitterlich
Um ihren Jesu Christ.

„O Mutter, laß das Weinen!
Die Martern, die sind klein,
Das Himmelreich ist mein."

Der größten Maler Meisterstücke, der größten Baumeister Dome sind unserer lieben Frau geweiht. Königinnen sind von ihren Thronen gestiegen, um in einem Kloster unserer lieben Frau zu dienen. Große Schlachten sind geschlagen, herrliche Siege errungen worden unter der Fahne Mariens.

Kein Irdischer und kein Himmlischer hat in der Menschheit je so viel Bewunderung und Liebe erfahren, als dieses arme Zimmermannsweib aus Galiläa.

Die katholische Kirche feiert im Jahre fünf große „Frauentage": Mariä Empfängnis, Mariä Geburt, Mariä Verkündigung, Mariä Lichtmeß, Mariä Himmelfahrt. Da ist allemal Feiertag im ganzen Lande. Außerdem kommen noch zahlreiche andere Marienfeste vor: Mariä Heimsuchung,

Digitized by Google

Mariä Opferung, Maria Reinigung, dann die Feste der Schmerzen, des Mitleidens, der Ohnmacht, der sieben Freuden Mariens u. s. w. Ferner sind der Muttergottes alle Samstage geweiht, und gar mancher Fasttag, der von den echten Marienverehrern stets strenge und mit wahrer Andacht eingehalten wird.

Der Monat Mai ist unserer lieben Frau geweiht und die im Lande üblichen Maiandachten entfalten oft eine gar liebliche Pracht.

An manchen Frauenfesten werden bei Prozessionen reich mit Rosen geschmückte Muttergottesstatuen von Jungfrauen herumgetragen, und es giebt gewisse Sträucher, die ihre Zweige verneigen, wenn das Bild vorbeischwankt. In früheren Zeiten sollen Marienprozessionen auch nächtlicherweile abgehalten worden sein im Freien, bei zahllosen Kerzenlichtern und Fackeln. Und da wären die Vöglein wach geworden in ihren Nestern und hätten miteingestimmt in den Gesang der hinwallenden Schar. Und einmal in einer Maiennacht war's, da sind die Vöglein niedergeflogen von ihren Baumwipfeln und haben das Bildnis unserer lieben Frau unter hellem Sange umkreist. Also haben sie es begleitet zurück bis zur Kirche und sind dann fröhlich wieder in ihre Nester geflogen.

Diese Poesie ist längst vergangen. Vielleicht auch ist sie aus dem Heiligtum verscheucht worden. Ängstlich wacht die Kirche darüber, daß ihre Gestalten den orthodoxen Charakter nicht verlieren. Das dichtende Volk könnte sie allmählich verwandeln zu Göttern der Schönheit und Freude!

Daß die Kirche in neuerer Zeit so viel Gewicht legt auf die Bezeichnung „Herz Mariä" und gerade diesem aus-

Digitized by Google

drücklich besondere Verehrung weiht, verstehe ich nicht. Dieser anatomische Begriff kann nicht volkstümlich werden, so zahlreiche „Herzbilder" auch in unseren Alpen zu finden sind. Die ganze herrliche Gestalt, deren Mittelpunkt freilich das Herz sein wird, ist es, die eine so beispiellose Herrschaft gewonnen hat über die Seelen. Die Schönheit hat mitgesprochen in dieser Sache, die ideale Frauenschönheit, und eine Raphael'sche Madonna wird mehr Anhänger haben, als die Darstellung eines Herzknotens, aus welchem zwar die Flamme steigt. Ein solch vom Schwerte durchbohrtes und mit Rosen bekränztes brennendes Herz kann recht wohl ein mystisches Sinnbild sein, doch unsere liebe Frau, wie sie im Gemüte des Volkes lebt, ist es nicht.

Die Marienbildnisse, wie sie in unseren Alpen aufgerichtet sind an Gassen und Straßen, wären nicht zu zählen; und nicht zu zählen auch die Kapellen und Kirchen, die der Himmelskönigin geweiht sind. In der Liebe zu Marien kann das Bauernvolk sich gar nicht genug thun, es wallfahrtet von Kapelle zu Kapelle, von Kirche zu Kirche, in großen Scharen und mit fliegenden Fahnen. Manchem Belasteten sind tagelange Wege nicht zu weit, zu beschwerlich, oft als Siecher und Krüppel bettelt er sich hin zur fernen Gnadenstätte, wo er Hilfe sucht und Trost findet.

Wer einmal an einem Frauenfeste, z. B. in Mariazell oder gar in Lourdes, dem heutigen Mittelpunkte des Liebfrauen-Kultus, gewesen, der bekommt einen Begriff von dem Verhältnisse des Volkes zu unserer lieben Frau. Das ist ganz unbeschreiblich. Oft habe ich versucht, den Marienkultus an berühmten Wallfahrtsorten zu schildern, allein wer's nicht aus Erfahrung weiß, dem Worte kann er nicht

Digitized by Google

glauben. Manche geben sich für den Wallfahrtsweg Sand in die Schuhe, um zu Ehren unserer lieben Frau Buße zu wirken. An die Gnadenkirche gekommen, schleifen sie kniend die Freitreppe hinauf, zum Thore hinein, um den Altar herum. Die einen werfen sich auf den Bauch zu Boden und küssen das Pflaster, die anderen legen sich auf den Rücken hin, strecken ihre Arme aus ins Kreuz und bleiben in dieser Stellung eine zeitlang liegen. Abends pflegen manche Prozessionen in den Kreuzgängen oder um die Kirche einen „Lichtelumgang" zu halten, wobei jeder eine, auch zwei brennende Kerzen in der Hand trägt. Dazu der schreiende Gesang, der oft von mehreren Prozessionen zugleich in unterschiedlichen Sprachen und Weisen durch die Kirche hallt. Naturmenschen begeistern sich nicht so schnell, wenn aber, dann artet die Begeisterung für etwas leicht in Fanatismus und sogar in Verzückung aus. Oft habe ich mir gedacht, nicht aus Erkenntlichkeit für die ihr dargebrachten Huldigungen, wohl aber aus Mitleid zu den wahnwitzigen, schreienden Seelen müßte unsere liebe Frau die Menschen erhören. Dieser Teil des Volkes ist es auch, der ein altes, häßliches, halb mystisch gehaltenes Frauenbild einer von Meisterhand geschaffenen kunstreichen Madonna vorzuziehen pflegt. Und wahrlich, das hohe Alter eines Gnadenbildes hat immer etwas Bestrickendes; mich rührt der Gedanke, wie viele Geschlechter und Völker schon ihr Anliegen zusammengetragen haben an solcher Stätte. Kaum ein großes Unglück ist seit siebenhundert Jahren geschehen im Lande Steier, das nicht ausgeweint worden wäre in der Kirche zu Zell.

Die Gedenk- und Opfertafeln, wie sie in Wallfahrts-

Digitized by Google

kirchen an den Wänden prangen, erzählen Wunder über Wunder. Besonders Feuerbrünste, Wassergefahren, schlagende Wetter in Bergwerken, Todeskrankheiten, schwere körperliche Beschädigungen und andere Körperschäden sind es, deretwegen man die Hilfe unserer lieben Frau angerufen hat und die durch ihre Fürbitte zum Guten sich gewendet haben. Blinde wurden sehend, Lahme gehend, Tobsüchtige zahm, wilde Tiere gebändigt, Räuber und Mörder besiegt. Der eine hatte eine Gabel verschluckt und wurde gerettet; der andere fiel von einem Turme herab und fiel sich nicht zu Tode; der dritte wurde von Wilderern durch die Brust geschossen und genas; der vierte kam in das riesige Schwungrad einer Fabrik und wurde nicht getötet; der fünfte lag zwei Tage lang im Starrkrampf, und in dem Augenblicke als man seinen Sarg in das Grab senken wollte, gewann er die Kraft, ein Zeichen des Lebens von sich zu geben; der sechste war unversehens in einen unterirdischen Kanal eingemauert worden und wurde noch zu rechter Zeit gerettet u. s. w. Und alles durch die Fürbitte unserer lieben Frau. Aber noch größere Wunder sind aufgeschrieben. Ein Branntweintrinker opferte einen silbernen Becher auf die Meinung, daß er von seinem Laster befreit werde. Ein Ehepaar ließ aus seinen zwei Eheringen ein goldenes Herzlein schmieden, hing dasselbe dem Bilde unserer lieben Frau um den Hals auf die Meinung, daß der eingerissene eheliche Zwist aufhören möge. War der Glaube groß und der gute Wille stark genug, so wird die Erhörung wohl bewirkt worden sein. Vergessenen Jungfrauen sagt man nach, daß sie zu unserer lieben Frau wallfahren, um sich einen Mann zu erbitten. Ein solches Sagen ist ein be-

Digitized by Google

liebter Spaß; manchmal aber dürfte es wohl schon auch im Ernste vorgekommen sein, daß eine einsame Maid um ihren zweiten Teil die Muttergottes gebeten hat. Maria hört allen zu mit der gleichen Geduld; kein böses Verlangen straft sie und kein kindisches Bitten belächelt sie. Und jeder geht von ihr mit dem Bewußtsein: Mein Anliegen hat sie gehört, ihre Macht ist groß und meiner wird sie gedenken.

Nach der Vorstellung unseres Volkes lebt Maria mit Gott in größter Vertraulichkeit. Als einst bei einer Christenlehre jener Hirte aus den Bergen gefragt wurde, wer denn unsere liebe Frau eigentlich sei, gab er zur Antwort: „Unsere liebe Frau? Na, das ist halt dem Gott sein Weib.“ Darob ist der Mann von den Leuten ausgelacht worden und der Katechet hat ihm einen Verweis gegeben wegen seiner großen Unwissenheit. — Ob der Hirte nicht aber ein wenig Recht gehabt hat? Gerade im katholischen Geiste liegt die Vorstellung von einer Art Ehe zwischen dem himmlischen Vater und der Maria von Nazareth. „Unser Herrgott“ und „Unsere liebe Frau,“ das höchste Paar im Himmel. Er ist ein strenger Mann sie ein gutes Weib. — So steckts im katholischen Volke

An Gott selber getrauen sich die Leute nicht so heran, er ist oft der Beleidigte, er ist strenge und er ist der Richter. Maria jedoch ist die Liebreiche und Hilfreiche. Mancher mag ihr in seiner Einfalt wohl auch weibliche Schwächen zudenken, durch die ihr beizukommen ist, Frauen haben es gerne, wenn man ihnen Artigkeiten sagt, kleine Geschenke verehrt, oder sich recht ungestüm bewirbt um ihre Gunst. Darum geht's in Marienkirchen anders, ich möchte

Digitized by Google

sagen, ungezwungener und leidenschaftlicher zu, als in anderen Gotteshäusern. Und sie läßt sich's gefallen.

Bei manchen Leuten hat das Wallfahrten zu unserer lieben Frau sich sogar zu einem Gewerbe ausgebildet. Besonders arme ältere Weiber betreiben es. Sie gehen zuerst in der Gegend umher, um Aufträge zu sammeln bei solchen, die selbst nicht Gelegenheit haben, Wallfahrten zu bestimmten Gnadenorten zu machen. Sie verpflichten sich, bei unserer lieben Frau zu Zell, oder zu Luschari, oder zu Heiligen Brunn, oder zu Einsiedeln für die gute Meinung anderer so und so viel Vaterunser oder Rosenkränze oder Litaneien zu beten, und bekommen natürlich für diese Dienstleistung vom Anfrümer (Besteller) milde Gaben. Im Pusterthal weiß ich eine kleine alte Frau, die sich im Sommer nur mit solchen Wallfahrten den Lebensunterhalt erwirbt. Sie hat aber — wie es bei jeder soliden Handelsfirma üblich ist — ihre festen Preise. Ein Vaterunser mit Ave Maria kostet drei Kreuzer, ein Rosenkranz zwanzig Kreuzer, eine lauretanische Litanei mit den dazu gehörigen Gebeten zehn Kreuzer, ein Gelobt sei Jesus Christus wird als Draufgabe dazu gethan. Höher im Preise steht ein Rutschen auf den Knien um den Altar, oder gar ein ausgestrecktes Liegen in Kreuzesform auf dem kalten Steinpflaster. — Warum Christus einst gerade nur jüdische Schacherer aus dem Tempel getrieben hat? Weil damals noch keine anderen drin waren.

Von einer solchen Professionswallfahrerin wird erzählt, daß ein Jungdirndl bei ihr fünf Vaterunser zu der „schmerzhaften Mutter" bestellt habe auf die gute Meinung, daß sie den Hausssohn zum Mann kriegen sollte. Und zu

Digitized by Google

gleicher Zeit hat bei derselbigen Wallfahrerin und der nämlichen „schmerzhaften Mutter“ auch der Haussohn fünf Vaterunser bestellt auf die gute Meinung, daß eine Heirat zwischen ihm und der schönen Adlerwirtin zustande käme. Jetzt wußte sich die Wallfahrerin nicht zu helfen. Betete sie für die Jungmagd, so arbeitete sie dem Haussohn entgegen; und betete sie für diesen, so war das Jungdirndl betrogen. Ei was, dachte sie, unsere liebe Frau wird's schon recht machen und betete rasch hintereinander, das Jungdirndl möchte den Haussohn kriegen und den Haussohn solle die Adlerwirtin heiraten. Was geschah? Der Haussohn wurde Soldat, brachte es bis zum Feldwebel und heiratete später eine dicke Höckerin vom Naschmarkt zu Wien.

Mit dem Beispiele sei angedeutet, daß der herrliche Liebfrauen-Kultus manchmal auch ins arg Zweifelhafte verläuft. Und eigentlich sogar ziemlich oft. Es giebt ja so viele niedrige Seelen und solche zerren alles, was sie anfassen, ins Niedrige herab. Verschwiegen aber darf's nicht werden, doch scharf getrennt muß es gehalten sein, damit man nicht etwa meint, Mariendienst und Aberglaube seien eins und dasselbe.

In alter Zeit hat der Liebfrauen-Kultus sich hie und da wunderlich ausgewachsen zu einer Art von sinnlicher Minne, zu einer ausschweifenden Verzückung, die nicht mehr Frömmigkeit war, sondern etwas anderes. Wer einmal die Geschichte dieses merkwürdigen Kultus zu schreiben hat, der wird manch unerhörtem Wunder begegnen, das wohl oft ein Knab angedeutet hat in brünstigem Liebeslied. Die Erscheinungen der heiligen Jungfrau waren an der Tages-

Digitized by Google

ordnung, der Glaube mit glühender Phantasie vereint, verdichtete das himmlische Frauenideal zu einem körperlichen Wesen. Die Kunst hat alles gethan, um diese hehre Schönheit zu versinnlichen, und vielleicht ist es gerade deshalb, daß man nun die schöne Frauengestalt in den Hintergrund rücken und das von Schwertern durchbohrte Herz in den Vordergrund stellen will. Und auch dem „Herzen" sind Tempel gebaut.

An die Gründung eines jeden Marien-Gnadenortes knüpft sich Mythe und Sage. Nach Loretto haben aus Nazareth in Galiläa Engel das Häuschen übertragen, wo Maria einst gewohnt. Zu Luschari auf dem Berge haben Hirten das Bildnis gefunden, vor welchem Schafe auf ihren Knieen lagen. Desgleichen hat zu Maria-Rehkogel in Steiermark ein von Jägern verfolgtes Reh sich in der Wildnis zu einem bisher unbekannten Marienbilde geflüchtet und ist vor demselben auf die Knie gefallen. Anderswo ist das Bildnis auf Bäumen gewachsen, oder von Bergknappen tief im Gestein gefunden worden; anderswo hat das Bildnis ein Blinder geschnitzt. Anderswo ist es ganz allein auf einem Schifflein über den See gefahren. Es giebt Marienbildnisse, welche nach dem Volksglauben von den Engeln gemalt wurden. Das Gnadenbild in dem berühmten polnischen Wallfahrtsorte Czenstochau stammt vom Pinsel des Evangelisten Lukas, der Maler war, und der die Mutter Jesu etwa noch persönlich gekannt hat?

Manches gefundene Bildnis, das man in schon bestehenden Kirchen geborgen, wollte dort nicht bleiben, sondern kam wunderbarer Weise immer wieder zurück an den meist unwirtlichen Ort, wo es zuerst erschienen, und dieses

Digitized by Google

so oft, bis man ihm dort eine Kirche erbaute. So stehen Wallfahrtskirchen auf sturmumbrausten Bergeshöhen, an senkrecht abstürzenden Felswänden geklebt, in kaum zugänglichen Höhlen, auf Inseln von Seen, auf öden Steinhalden und in anderen Wildnissen. Der Sinn des Menschen sollte abgelenkt werden von der lockenden Welt und von wilder Natur geängstigt zu unserer lieben Frau gewiesen sein. Freilich giebt es auch Marientempel, die in blühenden Gärten und fruchtbaren Paradiesen stehen, hier ist Maria gleichsam als die von der Natur geschmückte Spenderin der Früchte. Viele Wallfahrtsorte gehören Klöstern, die oft großenteils von deren Ertrag an Opfergaben leben und wohl besonders Ursache haben, Maria als Gnadenmutter zu verehren.

Die letzte von der Kirche beglaubigte Erscheinung der heiligen Jungfrau hat im Jahre 1858 stattgefunden zu Lourdes im südlichen Frankreich. In der Grotte erschien sie einer armen Magd. An jener Stelle wurde eine herrliche Kirche erbaut, an welcher der Liebfrauendienst in seinem mittelalterlichen Glanze noch einmal auflodert.

Der Kultus ist im Sinken. Unsere Zeit schnitzt sich andere Götter. Das katholische Herz jedoch, es hängt an keinem kirchlichen Anbilde mit so tiefer Liebe, als an dem unserer lieben Frau. Das zeigt sich besonders wieder in der gegenwärtigen religiösen Bewegung. Alles andere der Kirche giebt mancher gerne hin, nur die Mutter Jesu, der die Protestanten so kühl gegenüberstehen, mag er nicht verlassen. Aber ich kenne auch evangelische Kirchen, in denen ein Bild Mariens aufgestellt ist. Das leuchtet wie Sonnenschein durch den dämmernden Raum. Die Verehrung der

Digitized by Google

Mutter des Heilandes steht mit dem Evangelium keinesfalls in Widerspruch. Der Protestantismus ist wohl nur deshalb gegen sie aufgetreten, weil sie — wie oben gezeigt — eine Frazze geworden war, und ist in der Ablehnung zu weit gegangen. An ihm wäre es, diesem dem deutschen Gemüte so sehr entsprechenden Liebfrauen-Kultus ins evangelische Licht zu stellen.

Fast leid thut es mir, meine Betrachtung über diesen unerschöpflichen Gegenstand schließen zu müssen. Denn ich verweilte noch gern bei dem trostreichen Anbilde, zu dessen Füßen viele Völker des Erdkreises weinend beten — bei unserer lieben Frau.

Digitized by Google

Die heilige Weihnachtszeit.

I.

Wenn der Städter über Feiertage etwas Sicheres wissen will, so muß er sich bei den Bauern anfragen. Der städtische Arbeiter genießt den Feiertag, ohne viel darüber nachzugrübeln; der Bauer, der sonst nicht gerade gewohnt ist, den Grund und Zweck der Dinge zu erfassen, will jedoch wissen, warum er rastet, in die Kirche geht oder sich einen Rausch antrinkt. Er hat seine Feiertagswissenschaft und seine Feiertagsstimmung.

Ich will von mir nicht reden, sagt man, wenn man von sich selbst zu reden beginnt. Allein um das zu sagen: Ich war, so lange mich die Bauernfeiertage noch etwas angingen, ein gar radikaler Patron. Mir waren der Kirchenkalender und darin die einzelnen Feste chronologisch zu sehr verschoben. Ich wollte, daß das kirchliche Jahr und das Sonnenjahr gleichen Schritt halten sollten, wie sich's auch gehört, wenn Himmel und Heiland mit einander harmonieren wollen. Da die Sonne nun aber einmal nicht nachgiebt, so sollte die Kirche nachgeben. Sie hätte, wie ich einmal gelesen, ihre größten Feste ohnehin auf willkürliche Tage gesetzt. Und wenn am 22. Dezember, als

Digitized by Google

an dem Tage, da die so tief gesunkene Sonne ihre Umkehr hält, schon der Advent nicht beginnen will, so hätte ich es mindestens gern gesehen, daß am selben Datum der Christtag gewesen wäre. Daran hätten sich ohne Einschub schicksam gereiht alle Feste, die sich auf die Kindheit Jesu beziehen, als das Fest der Beschneidung, der Opferung, der Heiligen drei Könige, der Unschuldigen Kinder u. s. w., so daß wir mit den Weihnachtsfeiertagen bequem vor dem Fasching fertig geworden wären. Nach demselben Fortsetzung aller weiteren Feste, mit denen man bis Ende Juni zu Rande gekommen sein würde. Die zweite Hälfte des Jahres könnte den Heiligenfesten gewidmet werden, und das Durcheinander wäre einmal nicht not! — Und die Richtigschiebung der Zeit könnte auf die einfachste Weise bewerkstelligt werden, wenn man vierzig Jahr lang den Schalttag aus dem Spiele ließe. Durch das zehnmalige Wegfallen des Schalttages wäre das bürgerliche Jahr um zehn Tage verrückt und fiele mit dem Sonnenjahr zusammen. — Ich habe diese Reformpläne auch richtig einmal meinem Beichtvater, dem guten alten Pfarrer Johann Plesch in Kathrein am Hauenstein, vorgelegt; dieser meinte, wie er die Gelehrten und auch die katholische Kirche kenne, würden sie auf eine solche Änderung nicht eingehen wollen. Es hätten die Franzosen einmal bei einer großen Revolution mit Feuer und Schwert die Sonn- und Feiertage verlegt, wäre aber doch schließlich die heilige Kirche mit ihrem alten Brauch Herr geblieben. So sollte ich als einfältiger Bauernbub von solchen Sachen hübsch still sein.

Sonach beschäftige ich mich heute mit dem, wie es ist, und nicht mit dem, wie es sein sollte.

Digitized by Google

Die Weihnachtszeit hebt — wie die Weltgeschichte überhaupt — mit Adam und Eva an. Diese unsere lieben Eltern haben dem Kalender nach am 24. Dezember ihren Namenstag. Daher könnten schlechte Christen die Weihnachtsgeschenke auch so auslegen, als ob am Tage ihrer ersten Eltern, als am Erinnerungstage ihres eigenen Entstehens, die Menschheit mit Liebesgaben sich selber gratulierte. Weil ihr in der That zu gratulieren wäre, wenn sie sich täglich so benähme, wie am Weihnachtsabende.

Die eigentliche Weihnachtsvorahnung beginnt mit dem „Nikolo" und vollends mit der Thomasnacht. Die Thomasnacht, die Christnacht und die Sylvesternacht sind die Nächte der fragenden Jungfrauen. In der Thomasnacht werfen sie ihre Schuhe nach der Kammerthür; bleiben die Schuhe so liegen, daß die Spitzen in die Kammer weisen, so kommt im nächsten Jahr ein Bräutigam; stehen die Schuhspitzen gegen die Thür, so kann auch einer kommen, geht aber wieder fort. In der Christnacht tragen die Jungfrauen vom Holzgelaß einen Arm voll Scheiter ins Haus; sind die Scheiter paarweise, heißt das: in gerader Zahl, so wird im nächsten Jahr geheiratet. In der Neujahrsnacht endlich soll beim Bleigießen ein Figürlein die Hoffnung bestätigen. Das liebe Dirndl im Hochreithhofe! Die Schuhe versprachen ihn, die Scheiter versprachen ihn und das Blei ließ die günstigste Auslegung zu. Er kam, sie saß ihm auf und — blieb sitzen. Jetzt weiß man nicht, sind die Männer nichts nutz, oder die Gebräuche!

Das heilige Schauern, das am Christabend durch die Welt geht, empfindet auch der Bauer. Auch ihm wird warm. Ist's doch, als ob an diesem Tage die Natur-

Digitized by Google

gesetze andere geworden wären. Fast bangt man um das Gleichgewicht der Welt, da so plötzlich alles Freude ist und überall die Charitas herrscht.

Zum Glück ist der Tag bald vorüber, dem großen Feste ducken sich St. Stefan und Johannes an; der erstere will als Erzmärtyrer an der Weihnachtsfeier Anteil haben, der letztere beruft sich auf seine besondere Freundschaft mit dem Heiland; der erstere macht sich bei den Bauern durch sein Stefaniewasser wichtig, der letztere weiß sich mit dem Johanneswein einzuschmeicheln — aber zu dem eigentlichen Weihnachtsgefolge gehört keiner von beiden. Erst der Unschuldigen-Kindertag ist wieder echt; er bringt in den süßen Weihnachtsfrieden die schreckbare Kunde von dem Kindermassenmord des Herodes. Das Volk feiert dieses Gedächtnis durch Rutenstreiche, mit denen eins das Andere am Morgen des achtundzwanzigsten Tages im Dezember unter den Worten: „Frisch und gesund!“ aus dem Bette peitscht.

Nach den unschuldigen Kindern kommt ein heiliger Thomas, geborner Londoner, ein Bischof zu Kandelberg, der sich so wacker und unbiegsam den Staatsgesetzen seines Vaterlandes widersetzt hatte, daß ihn die Kirche heilig gesprochen. Unsere Bauern nennen den Mann „Thoma Windfeier“ und sagen, wenn sie an diesem Tage nicht arbeiten, so werden sie im kommenden Jahre von kalten Winden und Stürmen verschont bleiben. Sie machen daraus den fünften Weihnachtsfeiertag.

Als sechster folgt einer aus dem alten Testament — ein berühmter Poet und Saitenspieler — der liebenswürdige König David. Der alte Herr hat in der That auch ein Recht, Weihnachtsbesuch zu machen bei dem Kinde,

Digitized by Google

das ja seinem — dem Geschlechte Davids entstammt. Heiligen-Legenden und antisemitische Kalender ignorieren den Alten und protegieren an diesem Tage die heilige Witwe Melania. Von dieser Witwe steht's in der Hauspostille des Bauers gar schön zu lesen: sie war eine reiche Römerin, aus Liebe zu Gott etwas störrisch gegen ihren Mann, bis sie dann beide ins Kloster gingen, wo der Gatte bald starb, Melania sich jedoch den göttlichen Wissenschaften hingab und mit großer Beredsamkeit der Frauen gegen die Irrlehren kämpfte. Vor so einer muß der jüdische Harfenist freilich zurückstehen.

Endlich ist Sylvester da. Dieser Mann war bekanntlich römischer Papst; er hatte stark mit den Juden zu kämpfen. Ich erinnere mich an ein Geschichtlein. Eines Tages brachten die Juden einen wilden Ochsen zu ihm und sagten: Der Name ihres Gottes sei so groß und schrecklich, daß, wenn sie selben dem Ochsen ins Ohr sagten das Tier auf der Stelle tot zusammenstürzen müsse. Der Papst ließ es auf eine Probe ankommen, und in der That, der Ochse fiel bei der Nennung des Judengottes um und war tot. Nun sagte der Papst Sylvester: „Wenn der Name *eueres* Gottes so schrecklich ist, ein Tier zu töten, so ist der Name des *meinen* so mächtig, es wieder zum Leben zu erwecken." Er rief das Wort aus — und das Tier wurde wieder lebendig.

Indes hat Sylvester seine große Berühmtheit weniger dieser Auferweckung zu danken, als dem Umstand, daß er der Schlußwart des Jahres geworden ist. Das ist er aber beziehungsweise seit kurzer Zeit; erst im Jahre 1583, also vor dreihundert Jahren, hat der gregorianische Kalender im

Digitized by Google

katholischen Deutschland Eingang gefunden, wonach Sylvester als Thorschließer angestellt wurde und als solcher mancherlei Gratifikationen bezieht.

Das Neujahrsfest ist der achte in der Reihe der Weihnachtsfeiertage. An diesem Tage schiebt der Bauer seinem Vaterunser folgenden Satz an: „Wölln Gott bittn um a glückseligs neugs Johr; und daß er's verflossni Johr glückseli g'schenkt hot, donksogn!" Der Kracher Martin auf der Niederlenthen ist so gottergeben zufrieden, daß er als ihm an einem Jahr ein reicher Oheim, zwei Weiber und eine Schwiegermutter starben, in dem Satz des darauffolgenden Neujahrsgebetes: „'s verflossni Johr glückseli g'schenkt hot, donksogn" nicht eine Silbe änderte.

Nun kommen vier Werktage, die aber, weil sie noch in der Weihnachtszeit liegen, eine gewisse Ausnahmsstellung genießen; es soll in denselben weder gedroschen noch gesponnen werden. Der Abend des 5. Jänner geberdet sich als ob mit ihm das hohe Fest von neuem beginnen wollte Wie am Christ- und am Sylvesterabend, so geht der Bauer mit dem Weihrauchgefäß und dem Sprengwedel durch Haus und Hof; nur der Unterschied, daß er diesmal mit der Kreide an jede Thür und jedes Thor drei Kreuze zeichnet, und auf die Thürstirne seiner Stube oder den Trambaum folgende Zeichen malt: C + M + B +. Mancher, der's selber nicht kann, entlehnt sich irgendwo einen Schriftgelehrten, der ihm die „heiligen drei Könige" aufschreibt.

Mich ließ einst für dieses Geschäft unsere Nachbarin, die alte Riegelbergerin, holen; nun war im Hause ein Stück Kreide von der Größe einer Erbse, so daß ich es kaum zwischen den Fingern zu halten vermochte. Das C

Digitized by Google

und das M gelang mit Mühe, dann sprang das weiße Körnchen plötzlich ab, verkollerte sich auf dem Fletz und war nicht mehr zu finden. Was jetzt? Ich zeichnete das B mit einem Stück Holzkohle. Die Riegelbergerin erschrak, denn gerade als Schutz gegen den „Schwarzen" hatte sie sich die heiligen Zeichen machen lassen. Fragte ich denn, ob sie diese Sache je mit besserem Schick und Sinn ausgeführt gesehen? Ob sie nie etwas davon gehört, daß von den heiligen drei Königen der eine, der Balthasar, ein Mohr gewesen?

Der Ausspruch hat mir ein Stück Kletzenbrot eingetragen; was weiter war, weiß ich nicht mehr.

Wenn ihr brave Kinder wäret, meine lieben Leser, ich würde euch viel anmutiges erzählen von den heiligen drei Königen. Es sollen, sagt eine Auslegung, nicht sowohl Könige als Weise gewesen sein, aber man hat erwogen, daß man vor dem Volke mit goldschimmernden Königen mehr Ehre einlegt, als mit Weisen. Der Prophet Balaam hatte einst gesagt: Es wird aus dem Reiche Jakobs ein Stern aufgehen, und der wird einen mächtigen König bedeuten über Juden und Heiden. Hierauf stellten die Heiden Wächter auf einen Berg, den Stern zu erspähen, und diese wachten anderthalbtausend Jahre. Aber in einer Nacht, da von der Wüste der warme Hauch heranwehte und aus der Ferne das Meer rauschte, schliefen sie ein. Da ging der Stern auf. Das kündeten sie den Ländern. Und hierauf machten sich drei Könige auf den Weg, den Stern zu suchen. Es war nächtig und der Stern zuckte vor ihnen über den Erdboden dahin, und weil sie Weise waren, so gingen sie dem neuen, unbekannten Lichte nach, Tage

Digitized by Google

und Tage lang; es gesellten sich ihnen auch andere Könige und Herren bei mit großem Gefolge, bis sie in die Stadt Jerusalem kamen. In dieser Stadt sprachen sie beim Herodes vor, fragend, wo der große König sei, auf den der Stern deute? Der Judenkönig beehrte die Gäste mit Pomp und antwortete: Der große König sei er selber und einen andern kenne er nicht in diesem Lande. Sie möchten aber suchen, fänden sie einen, der größer wäre als er, so sollten sie es ihm wissen lassen, dann sei er der erste, der sich neige. — Sie wanderten weiter. Der Stern glühte über die Auen dahin und stand still über einem Dache, das eine reisende Handwerkerfamilie barg. Und ein Kindlein war da in der größten Armut und Bedürfnislosigkeit, und hatte helle, freundliche Augen. Die Könige, da sie müde waren und nicht mehr hoffen konnten, den Gesuchten zu finden, legten ihre besten Gaben dem Kinde hin. Aber die armen Leute sagten: „Wozu brauchen wir Euer Gold, Eueren Weihrauch, Euere Myrrhen? Die Erde ist unser Bett, der Himmel ist unser Hut. Dieses Kind, welches so hablos ist, daß wir es auf das Heu des Rindes legen mußten, ist nicht gekommen zu empfangen, es ist gekommen zu geben."

Da flüsterten die Könige zu einander: „Wir haben ihn gefunden. Laßt es uns eilig dem Herrn Bruder melden!" Einer von ihnen, der schwarz an Farbe war gab die Meinung ab, Herodes scheine nicht dazu angethan, sich in seinem Lande vor einem andern zu beugen. Es würde klug sein, ihm das Kind nicht zu verraten. Sie kehrten auf anderem Wege in ihre Länder zurück. — Herodes hatte trotzdem erfahren, daß sich unter den kleinen

Digitized by Google

Kindern zu Bethlehem eines befinde, das nach der Weissagung der Juden größter König werden würde, und da es ihm nicht gelang, dasselbe herauszufinden, so ließ er in und um Bethlehem alle Knaben ermorden. —

Schlaft ihr? Oder weint ihr? Oder belächelt ihr den Erzähler? Ach, ihr habt die Botschaft schon allzu oft und in allzu absichtlicher Weise gehört, um die göttliche Lieblichkeit und wilde Größe, die darinnen liegt, noch zu empfinden! Von den drei wirklichen Weihnachtsfesten — der Geburt, der Beschneidung und der Erscheinung der Könige — birgt das letztere den grandiosesten Inhalt, die unbegreiflichsten Wunder. Warum kamen die mächtigen Herren und knieten vor dem armen Kinde? Weil sie Weise waren. — Und warum gingen sie wieder davon und ließen das hilflose Wesen, von dem sie so große Dinge hielten, zurück? Warum nahmen sie es nicht mit sich in ihre Paläste? Weil sie Weise waren. Als ob sie wußten, daß sich im Wohlleben und Prunk kein Gottmensch entwickeln kann, daß die Armut und die Einsamkeit und die Verlassenheit, und alle Liebe und alles Leid des Volkes, dazu gehört einen großangelegten Menschen zu einem Heros und Erlöser zu machen.

Wenn ich wieder einmal auf der Tenne stehen sollte und den Korngarben predigen, wie einst als zehn- bis vierzehnjähriger Junge, da ich den Strohköpfen die Weihnachtspredigten hielt, bis mir unser Knecht Markus einmal im Vertrauen mitteilte, ich sei der schönste Pfaff für die Hauskapelle in einem Narrenturm — wenn ich wieder einmal so vor Strohköpfen predigen sollte (kein Mensch kann's wissen, was ihm bevorsteht), ich wollte die Geschichte von

Digitized by Google

den heiligen drei Königen und ihrem Stern so verwegen ausspinnen, wie ich es an dieser Stelle natürlich nicht thun darf.

Am zweiten Tage nach Heiligen-Drei-König ist das Gedächtnis des heiligen Erhard, der im steierischen „Mannelkalender" mit einem Bischofsstabe und einer Holzaxt angedeutet steht. Die Legende erzählt, daß die Holzaxt das Marterwerkzeug wäre, mit welchem der heilige Bischof getötet worden sei; aber der Bauer weiß es, daß Sankt Erhard die Axt hat, um damit endlich die Weihnachtsfeiertage abzuhacken, nachdem solche mit leichten Unterbrechungen zwei volle Wochen gedauert haben. Andere Auslegungen sind, daß Erhard mit der Axt die eingeeisten Mühlräder enteisen und dann in den Wald Brennholz hacken gehen will.

Und so ist Werktagszeit geworden. In der Kirche klingt die Weihnachtsstimmung noch bis Maria Lichtmeß fort. Hier außen tobt der Karneval; wer nicht arbeitet und nicht betet, der mag tanzen, der Erdboden ist eingeölt, der Himmel drückt ein Auge zu.

Und mich wollen jetzt, da ich diese Betrachtung beschließe, die Profanen haben und die Frommen. Beide, um mich zu verbrennen. Ich entschlüpfe den gierigen Krallen wie ein Schmetterling. Ich liebe die Blumen. Und die holde, die selige Weihnachtszeit mit ihren heiligen Mythen ist eine Blume mitten im Winter des Jahres und des Lebens — eine Blume, die an meinem Busen blühen möge, wenn ich freie und wenn ich sterbe. Oder weiß einer von Euch Frommen und Profanen im Himmel und auf Erden schöneres zu denken, als eine junge keusche Mutter mit dem Kinde? Als ein Kind, das mit dem

Digitized by Google

Fleisch gewordenen Worte: „Thue Gutes denen, die dich hassen; liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ die Welt erlösen will?

II.

Über der Waldlandschaft liegt eine starre, blasse Winternacht. Am Himmel steht der Mond, aber der Schnee auf den Fichtenbäumen flimmert nicht, denn der Mond und die Sterne sind durch eine matte Wolkenschicht verdeckt. In solcher Dämmerung sind die Höhenrücken und die Thäler und Schluchten nur unbestimmt zu sehen, hier ragen die schwarzen Zacken der Bäume schärfer auf, weiterhin verschwimmen die Umrisse der Berge und Bäume teils in Frostluft, teils im Schleier eines sachte beginnenden Schneiens.

Durch diese Nacht zittert ein Klingen. Es kommt von allen Seiten her, es ist, als ob die Schneeflocken in der Luft klängen. Es steigt von den Thälern herauf, wo Dörfer und Kirchen stehen, es sind die Glocken der heiligen Weihnacht.

Welch eine wunderbare Erscheinung an diesem Tage! Wenn eines Tages am Himmel zwei Sonnen stehen, so ist das Wunder nicht größer, als jenes, das sich am Weihnachtsfeste vollzieht. Das ist ein Tag, an welchem von all den eigennützigen Menschen keiner an sich, jeder an andere denkt. Einer den anderen mit Freuden zu überraschen, mit Gaben zu überhäufen, das ist das Ziel dieses Tages. Es ist kalter Winter, aber keinen friert, denn die Herzen sind warm. Es giebt heimliche Arbeit Tag und Nacht,

Digitized by Google

keiner ermüdet, keinen hungert, die Liebe zum Mitmenschen stärkt und sättigt alle. Es ist, als ob die Naturgesetze andere wären, und fast bangt man um das Gleichgewicht der Welt, da so plötzlich alles in Freude ist, da so plötzlich die Allgewalt der Charitas herrscht. Wenn ich am Morgen des Weihnachtsabends erwache und mein Auge auf den Christbaum fällt, der in Erwartung der nahen Jubelstunde still auf dem weißgedeckten Tische steht, da werden mir die Augen feucht. O Weihnachtsfest, das du die Herzen der Menschen erweckest und mit himmlischem Maienhauch die Erde zum Heiligtum wandelst, sei gegrüßt! Sei gegrüßt, du göttliches, du unbegreifliches Weihnachtsfest!

Der heilige Abend und der Christtag! Zwei Tage haben wir im Jahre, an welchen die Liebe herrscht, die vor nahezu zweitausend Jahren der Heiland geoffenbaret hat. Wenn jedes neue Jahrtausend auch nur einen Tag der selbstlosen Liebe in das Jahr dazu legte, so brauchten wir nur mehr dreihundertdreiundsechzigtausend Jahre, bis die Erde — vorausgesetzt, daß sie so lange das Leben hat — ein Himmelreich ist.

Übrigens, wenn manche Leute das, was sie für den „Himmel" thun, ohne daß die Mitmenschen davon einen Vorteil haben, für diese Welt und ihre Bewohner üben wollten, wir kämen noch um ein Bedeutendes früher zum heißersehnten Reiche Gottes auf Erden. —

Ihr kennt die Geschichte, wie der arme Gregor hinausging in den Wald, um für seine lieben Kinder ein Christbäumchen zu holen. Dabei ergriff ihn der Förster und ließ ihn als einen Dieb und Waldfrevler sofort in den Arrest stecken.

Digitized by Google

Das bürgerliche Gesetzbuch sagt, der Förster hätte recht gethan. Das ist mir schon ein Verdächtiger, der immer nur aufs bürgerliche Gesetzbuch schaut und auf nichts anderes. Wir tragen ein anderes Gesetzbuch in unserem Herzen. Als ich einst in jungen Jahren aus dem Waldhause in die Fremde ging, unwissend und unerfahren, nahm mich meine Mutter an der Hand und sagte: „Peter, wenn du einmal einem anderen etwas thun willst und weißt nicht, ob's recht oder unrecht ist, so mache auf ein Vaterunser lang die Augen zu und denk', du wärest der andere." — Da habt ihr das Evangelium, den Katechismus und das bürgerliche Gesetzbuch in wenigen Worten beisammen.

Finden denn die Weihnachtsglocken nimmer Harmonie in unserer Seele? Heute ausgelassene Schenkfreude, morgen wieder Liebloſigkeit. Wäre denn die Treue, das herzliche Anschließen des Menschen an den Menschen nicht selbstverständlich auf dieser Welt, wo die Elemente jede Stunde tausend Waffen gegen uns bereithalten? Wahrlich, es ist nicht klug, sich Feinde zu schaffen unter den Brüdern und hohlen Phantomen nachzujagen und Herzen zu verwunden die kurze Zeit, da wir das Sonnenlicht schauen über den Gräbern. Die Lichter am Weihnachtsbaum, sie brennen genau so feierlich ernst und still, wie jene dereinst an der Totenbahre! —

Das Weihnachtslied.

Seit Gott erschuf das Reich der Klänge,
Erschallen tausendfach Gesänge
Dem Herzen traut und angenehm.

Digitized by Google

Doch niemals haben Menſchenzungen
So hehr und ſüß ein Lied geſungen
Als jenes war zu Bethlehem.

Das Lob dem Herrn, ſo hört' ich's ſchallen,
Und Friede ſei den Menſchen allen,
Die eines guten Willens ſind.
Wohl um den Erdkreis klingt die Kunde
Von jener einzig großen Stunde,
Da uns erſchien das Jeſukind.

O tönt, ihr Harfen, klingt, Metalle,
O ſingt, ihr Pfeifen, Kehlen alle:
Dem Herrn die Ehr', dem Menſchen Fried!
Fanfarenſtoß, Kanonenbrummen,
Sie werden gänzlich einſt verſtummen
Vor dieſem ſanften Gotteslied.

Und wenn des Weihnachtsliedes Mahnen
Wir ſind gedenk im heiligen Ahnen,
So wird im neuen Gottesreich
Das Oſterlied, Poſaunenrufen
Uns grüßen an des Thrones Stufen:
Der Friede, Kinder, ſei mit euch!

Digitized by Google

Ostern.

Die Bauern von Brockendorf hatten einen Gutsherrn, dem sie — wie es in alter Zeit eingerichtet gewesen — vielfach tributpflichtig waren. Der Gutsherr lebte aber die längste Zeit in einer großen Stadt, zerstreute sich mit allen denkbaren Vergnügungen und erinnerte sich seiner Unterthanen nur, wenn er Geld brauchte. Und Geld brauchte Seine Gnaden die schwere Menge. Der Verwalter daheim preßte und zwickte und schund, so viel das Zeug hielt, aber endlich wollte nichts mehr herfür, da fand es der Gutsherr an der Zeit, einmal persönlich Nachschau zu halten in Brockendorf und dem Verwalter strengere Pflichterfüllung einzuschärfen. Dessen Pflicht aber bestand in nichts anderem, als in Bauernschröpfen. — Also kam der Herr im Frühjahre eines Abends spät mit flinken Rappen durch das Thal gefahren. Und nun merkte er zum angenehmen Erstaunen, daß seine Ankunft, trotzdem er sie gar nicht gemeldet hatte, schon bekannt war. Denn auf allen Höhen loderten Freudenfeuer und knallten Böller, das Volk war noch wach überall und befand sich in einer frohen Erregung. Das ganze Thal war in festlicher Stimmung. Solches rührte den Gutsherrn bis ins Herz, denn er hatte immerhin noch ein bischen davon.

Digitized by Google

Und als er einfuhr in den Schloßhof und seines Verwalters ansichtig wurde, sprang er rasch aus dem Wagen, drückte dem Mann die Hand und sagte: „Mich freut es sehr! Mich freut es sehr! Sagen Sie den Leuten meinen Dank! Soll ihnen nicht vergessen sein. Hübsch Nachsicht haben, wenn die braven Bauern ihren Pflichten nicht immer sollten nachkommen können." — Als der Verwalter merkte, daß es die Festlichkeit war, die den Herrn so entzückte, wollte er schon den Mund aufmachen, that es aber nicht, sondern ließ den Patron bei dem Glauben, daß die Freudenfeuer und die Böllerschüsse ihm vermeint gewesen. Es war aber der heilige Osterabend, und die Freudenfeuer galten nach Brauch und Sitte der Auferstehung des Herrn. Der Gutsherr hielt Wort. Die Abgaben des Jahres blieben den Bauern im Sack und schadeten ihnen nicht, der Gutsherr hatte kein Geld für die große Stadt, mußte auf seinem Landsitze bleiben, und das schadete ihm auch nicht.

An diesen Gutsherrn erinnern mich jene Leute, die in Zeitungsartikeln, in Ostergedichten und Festreden nicht müde werden zu behaupten, Ostern sei das Fest des einziehenden Frühlings, das Fest der auferstehenden Natur. Nach dieser Art wäre Ostern ein gemeinsames Fest für alle Kreatur; wie kämen das Lamm und das Kalb und das Huhn dazu, als Osterbraten geschlachtet zu werden, anstatt daß es nach seinem besten Rechte die neu aufblühende Natur genösse!

Ich wäre dafür, daß man das Stoffliche und Natürliche an den Ostern mehr den Tieren überlasse, die auch ihr Leben und ihren Himmel haben sollen nach ihrer Weise Der Mensch jedoch, der will schon einmal etwas ganz Besonderes haben, er hegt Vorstellungen, Wünsche und Sehn-

Digitized by Google

suchten, die dem Tiere wahrscheinlich fremd sind und fremd waren zu allen Zeiten. Unsere Kultur ist eine christliche, heißt es, und an Sonntagen kommt es mir manchmal fast so vor. Sollte mancher in der Volkszählungsliste nicht als Christ eingetragen sein — auch gut, darum keine Feindschaft nicht. Die Woche über sind Christ, Jude, Heide, Atheist ohnehin kaum mehr von einander zu unterscheiden. Wer aber nicht bloß im Taufscheine Christ ist, der hat seine besonderen Weihnachten und Ostern, der denkt beim Osterfeste weniger an die grünenden Wiesen, an den Osterhasen, als an das Erlösungswerk des Heilandes, an seine und an unsere Auferstehung, darum zündet er Freudenfeuer an, darum knallt er sein Pulver los, und wenn sich darob, ähnlich wie jener Gutsherr, der einziehende Frühling geschmeichelt fühlt und reiche Gaben in Aussicht stellt, so kann's uns auch recht sein.

Ich meine aber fast, daß die Gemeinde eines christlichen Osterdeuters nicht ganz so groß ist, als die eines christlichen Weihnachtsschwärmers. Warum steht das Weihnachtsfest unserem Herzen näher? Wer sich an dem armen, verlassenen Christkind freuen kann, der sollte sich über den siegreichen Heiland wohl um so heißer freuen können. Nicht als er kam, hat uns der Herr erlöst, sondern als er ging. Nicht als er von den Hirten und Weisen die Gaben annahm, hat er uns befreit, sondern als er sein Leben hingab. Das Christfest lehrt uns Liebesgaben zu spenden in milder, heiterer Weise, die dem Geber wohlthut und dem Nehmer. Das Osterfest hingegen mahnt uns zur göttlichen Heldenhaftigkeit, sich für die Mitmenschen zu opfern, wenn's darauf ankommt, für Andere das Leben hinzugeben. Das ist freilich etwas herber, als die gemütvolle Weihnacht

Digitized by Google

in der Wärme des Familienglückes. Aber es ist herrlicher! In dem Sterben für das Große und Gemeinsame liegt nicht der Tod, sondern die Auferstehung und ein ewiges Leben. Ich bin überzeugt, daß der Held, welcher einen Opfertod stirbt, mit dem Gefühle der Seligkeit fortlebt in der großen Menschenseele, die trotz aller Hemmnisse und Rückfälle doch sachte himmelwärts steigt im Laufe der Jahrtausende.

Es giebt Helden der Menschheit, von denen niemand was weiß. In den dunklen Gründen des Volkes ist kein Chronist und kein Dichter und kein Bildner, um zu verherrlichen die Tapferkeit, die Güte, die Treue, die Entsagung und christliche Duldung, die dort in schlichten armen Menschen Tag für Tag walten! — Nichts kann göttlich werden auf der Welt, als allein ein liebestarkes opferfrohes Menschenherz; von diesem kommt alles, was Ostern zum Feste der Auferstehung macht, und der einziehende Lenz ist gerade gut genug, mit seinen jungen Zweigen ein solches Ostern zu schmücken.

Und nun will ich zum Ostergruße eine Mär erzählen von einem Auferstandenen, der fortlebt in Lied und Wort und im Herzen des Volkes.

Schon zweihundert Jahre ist es her, seit jener Mann aus dem Waldbachthale gestorben ist. Sein Haus, das er gebaut, ist längst vermodert, sein Feld, das er gerodet, längst wieder zur Wildnis geworden, und sein Leib? der ist nicht auf der Erde und nicht unter der Erde, der ist nirgends mehr. Aber das Gedächtnis lebt. — Und was ist selbiger Mann gewesen, vor zweihundert Jahren, was hat er gethan?

Digitized by Google

Gewesen ist er wenig, gethan hat er viel.

Um die Zeit der letzten Türkeneinfälle war das Waldbachthal bevölkert von Holzern, Hirten und Kleinbauern. Der Absonderlichste unter ihnen war Antonius Hirthauser, genannt der Waldbachbauer. In seiner Jugend war er Fuhrmann gewesen und weit in der Welt herumgekommen. Er war der einzige in der Gegend, der seinen Namen schreiben konnte. Mit vierzig Jahren hatte er am Bache ein Haus, ein Weib und ein Kind. Im Laufe des Jahres nahm er etlichemal seinen Korb auf den Rücken und ging hinaus nach Breitenwang, wo er beim Kaufmann und beiden Gewerbsleuten Bänder, Leder, Nägel, Salz und andere Dinge einkaufte, mit denen er daheim im Waldbachthal einen kleinen und redlichen Handel trieb. Ein Rößlein konnte der Fuhrmann hier nicht mehr brauchen, denn durch die Schluchten hinaus ging keine Fahrstraße, bloß ein holperiger Fußsteig über Gestein und Baumgewurzel.

So war Antonius Hirthauser auch an jenem Charfreitage nach Breitenwang gegangen. Sein Weib hatte ihn nicht wollen fortlassen, denn es war eine unfriedliche Zeit. Vom Ungarlande her war der Türke, auch der feindselige Magyar wieder im Anzug und allerhand Gesindel streifte in der Gegend umher. Hirthauser aber beruhigte sein Weib, indem er sagte, ihm geschehe nichts. Sollten ihm aber Fremde begegnen, so wisse er mit ihnen umzugehen, und für alle Fälle habe er sein Beil bei sich. Sie möchten daheim nur stets die Thüre verschlossen halten, morgen werde er bei Zeiten wieder da sein mit seinen Waren, die er für Ostern brauche. Er müsse ja auch dabei sein, wenn am Charsamstag oben in der großen Hoch-

Digitized by Google

schlag-Knechthütte die Männer zusammenkommen, um Rat zu halten, was zu Schutz und Wehr gegen den wieder drohenden Feind zu geschehen habe. — So war er fortgegangen, gegen Abend nach Breitenwang gekommen, hatte dort seine Einkäufe gemacht und dann im großen Wirtshause des Ortes um Nachtherberge zugesprochen. Nachdem er als Charfreitagsmahl nur ein Stück Brot und einen Krug Wasser zu sich genommen hatte, ging er in die ihm angewiesene kleine Kammer, wo er sich bald zur Ruhe legte.

Da war es um Mitternacht, daß zu Breitenwang Lärm und Aufruhr entstand. Am unteren Ende des Ortes lohte ein Feuerbrand auf, durch die Gassen fluteten fremde Gestalten zu Fuß, zu Roß, zu Wagen; bis an die Zähne bewaffnete braune Männer drangen in die Häuser, um von denselben Besitz zu nehmen. Der Feind war da. Unser Waldbauer faßte sein Beil und wollte hinaus zum Straßenkampf. Das war zu spät. Es wirbelt schon zum Thore herein. Hirthauser hatte kaum noch Zeit, sich in seine Kammer zurückzuflüchten. Von derselben aus aber konnte er heimlich durch eine Thürfuge in die anstoßende große Stube lugen, wo so etwas, wie der Generalstab der feindlichen Truppe, sein Quartier aufschlug. Es waren ihrer acht oder zehn Mann mit knochigen Gesichtern, krummen Säbeln, halb in orientalischer Gewandung, auf rotem Turban lange Federn, im Gürtel schwere Pistolen. Sie saßen auf Tischen und auf dem Fußboden mit unterschlagenen Beinen, sie aßen rohes Fleisch, welches sie mit den Zähnen zerrissen, sie machten grellen Lärm und wieherndes Gelächter. Von qualmenden Spänen wurden sie rot beleuchtet. Allmählich ging es gedämpfter her. Kriegsrat schienen sie zu halten

Digitized by Google

und mancherlei Sprachen zischelten durcheinander, darunter auch ein gerädertes Deutsch. Und da hat es der Mann aus dem Waldbachthale belauscht, wie sie verabredeten, am nächsten Frühmorgen tiefer ins Gebirge zu dringen und eine große Waldhütte zu überfallen, wo die Streitkraft der Gegend versammelt sein würde. Durch einen Verrat schienen sie von allem zu wissen. Von dem Hinterhalte einer Schlucht her wollten sie in großer Übermacht die Hütte umringen, anzünden und die Männer niedermachen. Nur thaten sie, als wäre ihnen ihr Angeber abhanden gekommen, der sie hätte führen sollen.

Hirthauser hatte genug gehört. Eilig davon, noch in der Nacht dem Waldbachthale, der Hochschlag-Knechthütte zu, um die Männer von der Gefahr zu benachrichtigen! Doch als er im Wirtshause durch das Thor hinaus wollte, wurde er von der Wache mit Kolben zurückgestoßen. Zwei Rothosen nahmen ihn fest und schleppten ihn in die große Stube vor den Stab. Für den ersten Augenblick wollten ihn die johlenden Gesellen am Ofengeländer aufknüpfen, das verhinderte ein Mann mit martialisch aufgespießtem Magyarenbarte, der türkische, ungarische und deutsche Wörter durcheinander sprach. Nach dem Alpen-Spitzhute des Bauers hatte dieser Magyarenbart geschlossen, daß der Gefangene aus dem Gebirge her sein müsse. So fragte er Hirthauser in notigem Deutsch, ob er die große Hütte wisse, die in der Wildnis stehe und Hochschlag-Knechthütte genannt werde? Ja, die wisse er, gestand Hirthauser. Dann könne er seinen Kopf retten und sich einen Beutel Kupfer verdienen.

Er sollte mit ihnen gehen und zu jener Hütte den

Digitized by Google

Weg weisen. „Das will ich gern thun!“ antwortete Hirthauser. Dabei soll ein mächtiges Aufleuchten gewesen sein in seinem Auge.

Und am Morgen nach dem ersten Hahnenschrei, da ging es gen das Waldbachthal. Nicht mit gefülltem Warenkorb den stillen Pfad, wie der Waldbachbauer gedacht hatte, sondern an der Spitze eines großen Trupps seltsamer Wesen. Ungarische und slavische Söldner, türkische Janitscharen, Zigeuner und anderes Gesindel in Fetzen und abenteuerlicher Gewandung, mit allem denkbaren Zeug bewaffnet. Einige waren zu Pferde gewesen, die hatten freilich zurückbleiben müssen; der große Haufen flutete an den Bachufern, an den Hängen und auf schlechten Steigen vorwärts, zumeist leise huschend, denn aller Lärm war verpönt. Der Hirthauser mußte als Wegweiser vorausgehen, zwei knochige Janitscharen führten ihn an Stricken, damit er nicht entfliehen konnte.

Nach etwa zwei Stunden kamen sie zu jener Felswand, die aus dem Walde scharf hervorsteht und hinter welcher zwei Wässer sich einen. Das eine rechts kommt aus dem Waldbachthale, das andere links aus den Engschluchten der Schattwände. — Hirthauser bog links ab. Einen flüchtigen Blick hatte er noch geworfen zwischen die dunklen Fichtenwipfel hinein in das morgentliche Waldbachthal. Einen wehevollen Blick. Er wußte wohl, daß es der Abschied war.

Das Wasser aus den Schattenwänden kam wild und lehmgrau dahergeschossen und wütete schäumend zwischen Felsblöcken dahin. Am Ufer grünte schon der Rasen, am Berghange standen Primeln. Frühling! — Über den

Digitized by Google

finsteren Baumkronen leuchteten die Felswände. Die goldene Morgensonne lag auf ihnen. In den Karen lagen Schneewuchten. Zu solcher Jahreszeit fahren sie gerne nieder .... Charsamstag! Hirthauser dachte in seinem Gemüte an die Grabesruh des Herrn.

Immer schlechter wurden die Pfade, immer wüster die Schlucht, immer ungeduldiger und schnaubender die Rotte. Die krummen Säbel, die Beile und Morgensterne, die kurzen Schwerter und langen Flinten, sie klirrten aneinander, und grelle Flüche häuften sich von Schritt zu Schritt. Trat der magyarische Spießbart zum Hirthauser heran, riß ihn an der Achsel zurück und fragte: „Wohin, du Hund?!"

„Zu den Oberschlag-Knechthütten, Herr General."

„Wenn du solltest den Weg falschen!" sprach der andere mit fletschenden Zähnen und machte dabei einen zuckenden Griff an sein Gürtelmesser.

„Ich weiß es," antwortete der Mann aus dem Waldbachthale. Und sie stolperten weiter, den Wildgraben hinauf. Hirthauser rechnete nach, wie viele Stunden lang er den Feind irreführen mußte, bis die Männer in der großen Hütte sich zerstreut haben oder wehrhaft geworden sein konnten.

„Leicht ist sie nicht zu haben, die Oberschlag-Knechthütte," sagte er zum Spießbart. „Seht Ihr's, dort zwischen den Wänden? Zwei Gemssteige führen hinauf. Hinterwärts auf den Almen mag sie wohl stehen, die Knechthütte. In drei Stunden können wir dort sein."

„Also voran, Schwab!"

„Ihr führt mich an Stricken," setzte Hirthauser bei. „Traut Ihr mir nicht, warum folgt Ihr mir?"

Digitized by Google

Der andere taſtete wieder an ſein Meſſer, gleichſam als wollte er ſagen: Das iſt unſere Sicherheit, daß du uns nicht verraten wirſt! —

Der wunderliche Zug bewegte ſich immer bergan, in den Runſen zwiſchen Felsblöcken und durch ineinandergeklemmtes Holzgefälle von Windbrüchen ſtammend. Keiner dieſer Fremdlinge hatte ſeinen Fuß wohl je in ſolches Alpengebiet geſetzt, man merkte es an ihrem unbehilflichen Vorwärtsklettern. Nur ein paar bartloſe Gelbgeſichter, Söhne des Kaukaſus, liefen mit katzenartiger Behendigkeit bergan. — Bei einer Quelle, die zwiſchen mooſigem Geſtein hervorbrach, ließ Hirthauſer ſich nieder, um zu trinken. Der Gaumen war ihm trocken, in ſeinem Herzen war eine unendliche Traurigkeit. Im vorigen Sommer war's geweſen, als er ſein ſechsjähriges Söhnlein mit heraufgeführt hatte in die Ödnis, damit es Gemſen ſehe. An dieſem Brunnen hatten ſie geraſtet. — Aus Schluchten herüber rollte ein Donnern, daß der Boden bebte, und der Staub einer Lawine ſtieg in die Lüfte. Der Führer wurde an Stricken emporgeriſſen, damit er den Zug weiterleite aus dieſem Orte des Verderbens. Und ſteil anwärts ging's in die Hänge und Lehnen, über deren fahlen Raſen das Waſſer niederſickerte von den Schneewuchten, die hoch in den Mulden lagen. Die Sonne ſchien warm, von mittägigen Bergen her zog ein weiches Lüftchen. Von den braunen Schattwänden nieder, die ihr zackiges Getürm in den Himmel hineinreckten, kamen große graue Vögel geflogen und umkreiſten mit ſtarr ausgeſpannten Flügeln gierig nach Fraß, die ſchnaufenden Geſtalten. Der kriegeriſche Haufen war ſchier aus Rand und Band. Die einen ſtrauchelten und

Digitized by Google

rollten niederwärts, die anderen brachen tief in den Schnee, wieder andere blieben erschöpft liegen auf dem Gerölle. Da flog oben in den hohen Karen eine finstere Wolke auf, ein Pfeifen, ein Brausen, ein erschütterndes Donnern, ein grauser Sturm fegte alles nieder, was da stand, und die Riesenlawine glitt darüber hinweg dem Abgrunde zu. — Etliche des feindlichen Zuges waren begraben. Die anderen, die bloß zu Boden geworfen worden, ermannten sich wieder. Viele stürzten nun auf Hirthauser los: Er habe sie ins Verderben geführt! — Der Waldbachbauer soll darauf nur mit den Achseln gezuckt und kein Wort mehr gesagt haben. Da erhob sich ein wüster Aufruhr, und in vielen Sprachen, dumpf grollend, schrill schreiend, wimmernd und fluchend verlangten sie den Tod des Verräters. Kein Verhör, kein Urteilsspruch. Ohne weiteres haben sie den Mann hinausgeschleppt auf einen Felsenkamm und ihn über die Wand gestürzt in die Tiefe. Im Fallen — so wird erzählt — soll Hirthauser in der Richtung gegen das Waldbachthal die Arme gebreitet und einen hellen Juchschrei ausgestoßen haben. Später kam auch der im Schnee zurückgebliebene Spießbart, dem war das Geschehene nicht nach Sinn. Er umging den Felsen, kletterte hinab zur Stelle, wo der Mann auf einer Steinplatte zerschmettert lag. „Magyar hält Wort!“ knirschte er und stieß dem Leichnam das Messer in die Brust.

Mit schweren Mühen und manchem Verlust an Mannschaft sollen die fremden Rotten aus den Steinwüsten herabgekommen sein und ihren Ausweg gefunden haben. Weder um die toten Genossen haben sie sich gekümmert, noch ferner ein Verlangen gehabt, die Hochschlag-Knecht-

Digitized by Google

hütte zu suchen. Verloren haben sie sich aus der Gegend, und die Männer des Waldbachthales sind vor dem Überfall verschont geblieben.

Im Waldbachthale wird heute noch ein Lied gesungen mit der Schlußstrophe:

Der Retter ist gelegen
Auf einem kalten Stein,
Die Engel thäten ihn tragen
Ins Himmelreich hinein.

So lebt der Held fort im Herzen des Volkes, wo sein Andenken manche Opferfreudigkeit schon entzündet hat und noch entzünden wird. — Kann man denn nicht auch von diesem Märtyrer sagen: Er ist auferstanden und wandelt unter Palmen?

Digitized by Google

Pfingsten.

Ich bin ein Weltkind. Aber keines von solchen, die die Welt im Sack haben, sondern eines von solchen, die die Welt im Sack hat. Wenn jedoch einmal ein Festtag kommt, da hole ich meine Seele aus dem Sack hervor, blase ihr den Staub vom Gefieder, setze sie auf die ausgestreckte Hand und versuche, ob sie fliegen kann. Manchmal erhebt sie sich baumhoch, umkreist ein paarmal die Wipfel, lugt, wie hoch es von dort aus noch bis in den Himmel ist und flattert dann wieder niederwärts, der Erde zu. Hohe Flüge kann sie halt nicht machen, sie ist wie ein Vogel, der zu lange — im Bauer gesessen.

Zum Glück giebt es einen anderen Vogel, der unendlich höher fliegen kann, oder vielmehr unendlich tiefer — vom hohen Himmel herab auf die niedrige Erde. Käme der nicht zu mir, ich könnte nicht zu ihm. Ein rechtes Kreuz, wie unser irdisches Gefieder vom Lehm umkrustet ist und wir immer Heimweh haben nach unten, anstatt nach oben. Schwerkraft nennen's die Physiker, aber eigentlich heißts Niedertracht. Und auf einmal sehen wir in sonniger Himmelsbläue einen weißen Vogel schimmern, wie ein Blütenblättchen so weiß — eine Taube.

Digitized by Google

In zweifacher Gestalt ist der heilige Geist den Menschen erschienen, als Taube und als Flamme. Als Symbol der Sanftmut und als Symbol der glühenden Begeisterung. Eines Abends war die Jungfrau in ihrem Kämmerlein. Da kam ein Engel zu ihr und eine Taube. Eines Tages kniete der Menschensohn am Fluß und der Rufer in der Wüste goß Wasser auf sein Haupt, und darüber in strahlendem Himmelslicht kreiste eine Taube. Eines Tages, da der Meister verschwunden war und die verwaisten Jünger zagten, fielen von der Höhe flammende Tropfen nieder auf ihre Häupter. — Da die armen Sinnlichen nur mit den Sinnen denken und leben, so muß etwas Sichtbares vermitteln. Gott Vater ist ein ehrwürdiger Greis mit weißem Barte, Gott Sohn ist ein schöner Jüngling mit dem Kreuze; diese Bilder dürfen stehen bleiben in einer Gestalt, die uns am nächsten ist, in der menschlichen. Der heilige Geist jedoch soll die Unsichtbarkeit Gottes vorstellen, und das ist eine schwere Aufgabe. In die flüchtigsten Gestalten hat er sich gehüllt, in den raschen Vogel, in die zuckende Flamme. Und doch haben die meisten Menschen nur die Gestalt aufgenommen und nicht den Geist. Übrigens ist der heilige Geist nie ganz so volkstümlich geworden, als Vater und Sohn. Man findet im Lande wohl Heiligengeist-Kirchen, Heiligengeist-Kapellen. Man hebt am Pfingstsonntage wohl den Kopf gegen das Emporium der Kirche, wenn durch das runde Loch an einem Stricklein die hölzerne Taube mit ihren ausgebreiteten Flügel herabgelassen wird. Diese Taube bildet in einem Kranz von künstlichen Rosen gleichsam ein Kreuz, und das Ganze hängt in Scheibenform von Pfingsten an bis zum Spätherbst im Kirchenschiff. In

Digitized by Google

einigen Gegenden, so höre ich, ist es Brauch, daß man am Pfingstsonntage während des Gottesdienstes im Kirchengewölbe eine lebendige Taube herumfliegen läßt. Auch in ihren Wohnungen haben die Leute über dem Tisch oft so ein aus Papier geschnitztes und gefaltetes Ding hängen, welches aber, wenn es schon etwas Zoologisches sein soll, eher einem Riesenschmetterling als einem Vogel ähnlich sieht. Man weiß sich also nicht recht zu helfen mit dem Unsichtbaren, das man doch sehen will, oder mit einem Wegweiser, dem man folgen soll, ohne ihn sehen zu können. Gemeiner Leute Glaube ist oft gar materialistischer oder skeptischer Art, sie glauben nur, was sie sehen. Im Geiste und in der Wahrheit glauben, das können sie nicht, und darum muß ihnen die Kirche entgegenkommen mit dem sichtbaren Zeichen.

Noch viel weniger populär als die Taube ist die Flammenzunge. Es läge doch nicht allzufern, etwa an der Flamme einer Pfingstkerze das Sinnbild des heiligen Geistes zu sehen. Aber das kommt nicht vor. Eher gemahnt im Volke die Flamme an die armen Seelen im Fegefeuer, und wenn sich jemand in die Finger brennt, so pflegt er zu sagen: „Auweh, das Feuer ist heiß! Wie heiß wird's erst in der Höll' sein!" Also leichter an die Hölle, denn an den Himmel erinnert sie die Flamme.

Angerufen pflegt im Landvolke der heilige Geist zu werden zur Stärkung des Glaubens, zur Stärkung der Fassungsgabe und des Gedächtnisses, weshalb besonders Schulkinder zu ihm beten. „Der heilige Geist macht g'scheit," sagen sie, denken aber dabei weniger an die sittigende Weisheit, als an die eigennützige Klugheit. Man-

Digitized by Google

cher betet, bevor er ein Werk unternimmt oder ein Geschäft abschließt, zum heiligen Geist, und daß sich einer vorgenommen, mit Hilfe des heiligen Geistes den andern zu übervorteilen ist auch schon geschehen.

Daß der heilige Geist den Menschen zeitweilig sichtbar werden kann, darf ich nicht bestreiten, da er sogar mir selbst einmal erschienen ist, aber damals nicht als Taube und nicht als Flamme, sondern als alter, schwarzer Kohlenbrenner. Es war zu jener Zeit, als gewisse Leute anhuben, mich meiner Weltanschauung wegen zu beschimpfen, zu verhöhnen und endlich geradeaus zu verleumden. Ich bedachte nicht, daß es also Weltbrauch ist, und war sterbensunglücklich. Fast irre und verloren strich ich in der Gegend umher und litt unbeschreiblich. Alles, so kam es mir vor, habe mich verlassen. Da erinnerte ich mich an einen Ausspruch meiner Mutter: Wenn der Mensch ein recht schweres Anliegen hat und er findet auf der Welt keinen Trost, so soll er zum heiligen Geist beten. Ich that's, aber es half nichts, das mir angethane Unrecht brannte wie hölliſches Feuer in meinem Herzen. Da begegnete ich eines Tages im Walde dem alten Kohlenbrenner Hiesel, den ich von Jugend her kannte und wohl leiden mochte, weil er so einfältig und doch so klug war.

„Nau, Herr Peter," so redete er mich an, „was haben wir denn, daß wir so sper ausschauen? Ist ja eh alles nit wahr, glaubt's ja eh kein Mensch, was sie schwatzen!"

Da merkte ich schon, er wußte von allem.

„Lieber Matthias," antwortete ich, „wenn sie einen so schlecht machen . . ." Weiter zu sprechen vermochte ich nicht.

Da trat er näher zu mir. „Wenn ich nit eine so

Digitized by Google

kohlschwarze Hand hätt'!" sagte er und hielt mir sie hin. „Waschen thu ich mich allemal erst Samstags, nachher bin ich wieder weiß. Dich haben sie auch schwarz gemacht, aber du brauchst dich deswegen gar nit zu waschen, du bist so auch weiß. Schau, mußt nit so betrübt sein. Mit Reden machen sie keinen gut und keinen schlecht, sonst müßt ich auch schon wer anderer sein. Den Leuten recht sein wollen, das mußt du dir ganz aus dem Kopf schlagen, dir selber mußt recht sein, nachher hast Fried und sonst dein Lebtag nimmer. Sei froh, daß du unschuldig leidest und nit schuldig. Und mußt schön demütig sein, schau, unser Herrgott hat auch viel durchmachen müssen. Und hassen sollst sie nit so grob, deine Feinde, heut sind sie und morgen sind sie nimmer. Geh friedsam deine Straßen, und begegnet dir ein Feind und willst ihm was anthun, so thu ihm was Gutes an; da schämt er sich, und du kannst lachen. Geh lache, lache gleich jetzt schon! So wohl, so wohl! Und nichts für ungut, Herr Peter!"

Dann eilte er durch den schattenfinstern Waldsteig hinauf. Mir war zum Jauchzen, so leicht und froh schlug auf einmal mein Herz, und nun fiel es mir ein: das ist eine Sendung des heiligen Geistes gewesen.

Als ich am Abende nach Hause ging, spielten am Dorfbache Kinder und ein etwa vierjähriges Knäblein saß mitten auf dem schwanken Stege und schaukelte sich. Ich erkannte das Kind, es gehörte einem meiner Feinde. Sofort war mein innigster Wunsch: Wenn es nur ins Wasser fiele! Gott, wenn es nur ins Wasser fiele, damit ich es retten und seinem Vater bringen könnte zum Zeichen meiner christlichen Liebe. Aber das Kind ist nicht hineingefallen.

Digitized by Google

Der heilige Geist aus der Kohlenbrennerhütte würde gesagt haben: „Schau, Herr Peter! Deine christliche Mühl muß nit viel nutz sein, weil sie gar so viel Wasser braucht!“ So geht's halt oft, daß Eitelkeit oder Hoffart die schönsten Regungen verdirbt; der heilige Geist darf den Menschen nur auf einen Moment aus dem Auge lassen — patsch, liegt der Thor wieder in der Pfütze.

Wirklich und innig suchen wird den heiligen Geist nur einer, der ihn schon hat. Der alte Weber Sebastl! Mein Gott, wer in der Gegend erinnert sich heute noch des emsigen Männleins mit dem großen Buckel! Der Alte war so sehr gebogen, daß er den Oberkörper fast wagerecht vor sich hertrug; dabei — wenn er nicht am Webstuhle saß — lief er immer mit aller Hast und war atemlos und wischte sich immer mit dem blauen Sacktuch den Schweiß vom Gesicht. Er war sehr fleißig, hatte stets Arbeit und brachte doch allemal gar wenig Geld heim, so daß seine Familie darben mußte. Er selbst gönnte sich auch nichts, hatte sich sogar das Schnupfen abgewöhnt und am Sonntage das Glas Wein. Vor dem Orte draußen stand die Heiligengeist-Kapelle, und da war es oft, daß der Sebastl vor dem vergitterten Eingang auf der steinernen Stufe kniete und inbrünstig betete. Sprach ihn einmal der vorübergehende Postwirt an: „Na, Weber, willst denn noch gescheiter werden, als du schon bist, weil du gar so viel zum heiligen Geist betest!“

Der Sebastl war mit seiner Andacht gerade fertig, daher stand er auf, wischte sich mit der flachen Hand den Staub vom Knie, setzte seine Mütze auf den Nacken (denn auf dem Scheitel saß sie nicht) und antwortete dem Post-

Digitized by Google

wirt: „Herr Vater! Freilich wohl muß ich beten ums Gescheitwerden, und daß ich mir mit der Hilf Gottes mein Laster möcht abgewöhnen.“

„Was hast denn du für ein Laster außer deinem Buckel?“ fragte der lustige Wirt.

„O mein Herr Vater! Laster genug. Derweil Weib und Kind daheim am Hungertuche nagen, geh ich her und verleppere meine mühsam verdiente Sach'.“

„Verleppern thust? Wie denn das? Mir hast schon seit Jahr und Tag kein einziges Seidel Wein mehr abgekauft.“

„Ah na, für mich nit, für mich selber nit,“ antwortete der Weber.. „Das ginge noch ab, für mich selber! Aber halt so viel schwach bin ich, frei so viel schwach. Wenn mir arme Leut begegnen, mein Gott, giebt ihrer ja genug, kranke Einleger, halbnackte Kinder, und das Elend schaut ihnen bei den Augen heraus. Herr Vater, da packt's mich und da muß ich meinen Säckel umkehren. Mir thun's halt so viel derbarmen. Und derweil haben meine eigenen Leute daheim selber nichts zu essen. Was hab ich schon zum heiligen Geist gebetet um Stärke des Herzens, aber schau, Herr Vater, ich kann halt nit, und vom erstbesten blinden Bettelmann auf der Straßen laß ich mir den Säckel plündern.“

Das hat sich der Postwirt gemerkt und mir nachher oft erzählt. Um Hartherzigkeit hat er gebetet zum heiligen Geist, der gute arme Weber, in dessen Natur es lag, die Nächstenliebe so wörtlich zu üben. Der heilige Geist hatte längst in seiner Seele Wohnung aufgeschlagen und ließ sich nicht so leicht hinausbeten. Man kann nicht den Teufel

Digitized by Google

durch den Belzebub austreiben, und noch weniger kann man die göttliche Gnade durch die Anrufung des heiligen Geistes verjagen. Ich weiß nicht, wie es der armen Weberfamilie weiter ergangen ist, glaube aber kaum, daß sie zugrunde ging. Hätte der Sebastl das Geld, welches er an die Armen verschenkte, verspielt oder vertrunken, dann wäre die Familie wahrscheinlich zugrunde gegangen. Der Himmel läßt die Seinen manchmal ein bischen darben, aber nicht verkommen. Fin de siècle, du lächelst überlegen. Kannst du es besser, so schaffe!

Einstweilen ist der heilige Geist davongeflogen in ein wärmeres Klima. Der moderne Mensch kann nicht mehr sanftmütig sein und auch nicht begeisterungsfähig. Er ist immer aufgeregt und nie erglüht. Er hat immer Ideen und nie ein Ideal. Die Taube ist fortgeflogen, die Flamme ist gedämpft. Das, was man jetzt Ideal nennt, ist nichts als Interessiertheit für irgend ein weltliches Gut, für irgend einen tüchtigen Vorteil. Das wäre ja nicht so schlimm, wenn dabei nur auch was Rechtes herauskäme. Es giebt viel Mißverständnis auf der Welt, aber so arg wie der göttliche Geist ist nicht bald etwas mißverstanden worden. Von der Taube haben sie nur das Schnäbeln, und mit der Flamme zünden sie die Kanonen los. Doch, wenn der Pfingstsonntag kommt, da erinnern wir uns an ein Höheres und feiern den heiligen Geist mit dem Genusse eines Festbratens. Und damit die Sünden noch besser schmecken, hört man zur Pfingstzeit mir, dem Bußprediger zu. Das ist der Aschermittwochshäring nach dem Faschingschmause. Und damit der Bußprediger nicht allzu lächerlich wird, soll er auch etwas zum Lachen vorbringen.

Digitized by Google

In Obersteiermark heißt es, daß zu Pfingsten auf den Viehweiden Hexen umstreichen und den Kühen die Euter ausmelken. Da ging einmal der Scheiker Franz mit dem Stutzen hinaus und sah richtig, wie unter der Kuh eine schwarze Gestalt kauerte. Der Franz senkte sein Rohr und pfiff hinüber. Die Kuh stürzte zusammen, die schwarze Gestalt blieb kauern, wie sie kauerte, und war ein kleiner Wachholderbusch. Den Franz heißen sie seither den Hexenjäger. Er ließe sich noch den Spott gefallen, aber um seine Kuh thut's ihm alleweil noch höllisch leid; das arme Tier, sagen die Spottvögel, wäre an „Hexenschuß" gestorben.

Ein ganz anderer Hexenjäger war der Forstjung Kilian zu Gossenbach. Von diesem Forstjungen war das Weibervolk im Gau der einigen Meinung, daß er seit Adam das schönste Gewächs auf Erden sei. Den Adam können sie nur im Bilde gesehen haben, und wie das paradiesische Nationalkostüm sich mit der steirischen Jägertracht vergleichen läßt, darüber müßt ihr schon die Schönen von Gossenbach befragen.

Nun aber war unter diesen Schönen eine, die sehr wenig auf den Kilian hielt. Sie redete nicht von ihm, sie blickte ihn nicht an, wenn ihre Wege sich kreuzten, ja sie gestand ganz offen, daß solche Kreuzungen ihr zuwider waren. Wie nun der Forstjunge erfuhr, die Magerl sei ihm spinnefeind, hub natürlich auch er an, sie zu hassen. Und der Haß wurde von Tag zu Tag größer. Der Bursche konnte nicht mehr essen, nicht mehr schlafen vor lauter Haß gegen die Magerl, und wenn er auf einen Geier schoß, so traf er einen Haushahn. Jetzt wußte er, was er war: er

Digitized by Google

war verhext. Die Magerl hatte ihm's angethan, die junge Hexe. Er wartete nur eine Gelegenheit ab, sich an ihr zu rächen. Diese Gelegenheit kam zu Pfingsten. In jener Gegend ist's nämlich Sitte, daß Burschen, welchen ein Dirndel mißliebig geworden ist, oder die eins verspotten wollen, am Pfingstmorgen demselbigen Dirndel vor ihrem Kammerfenster einen „Pfingstlotter" aufhängen, einen aus Stroh und Lumpen zusammengemachten Popanz. Als nun die Magerl ihre schönen Augen aufschlug und dachte: Heut ist der heilige Pfingstsonntag, und nach dem Wetter ausschaute, sah sie just vor ihrem Fenster am Kirschbaum einen schauderhaft häßlichen Kerl hängen. Anfangs meinte sie, es wäre einer von denen, die sie gefoppt hatte. Als sie aber sah, daß es ihr zum ewigen Schimpf angethan war, stieß sie einen so wilden Schrei aus, als hätte ihr jemand ein Messer an die Brust geworfen. Dann hub sie an, herzbrecherisch zu weinen. Solches Weinen hörte der Forstjung, der sich unter dem Fenster versteckt gehalten hatte und da war es um ihn aus und geschehen. Dieser Forstjung, das war auch einer von solchen, die kein Weib können weinen sehen, und am wenigsten noch ein Dirndel, das man so gründlich haßt. Er hatte sie mit dem alten Spaß ja nur ein wenig necken wollen, und nun hatte das Mitleid ihn gelehrt, daß dieser gegenseitige schreckliche Haß — die schreckliche Liebe war! Noch in derselben Pfingstmorgenstunde sind sie miteinander einig geworden — ganz ordentlich und haltbar.

Ich habe ja immer gesagt, das Hauptmerkmal echter Liebe ist das Mitleid. — Die Sinnlichkeit fügt das Rad zusammen, das Mitleid legt den Reifen darüber.

Digitized by Google

Siehe, unsere pfingstfrohe Seele wollte hoch gegen Himmel fliegen, um die Liebe zu suchen. Aber erdluft-trunken ist sie frühe zurückgetaumelt in den Staub. Und im Staube hat sie das Mitleid gefunden — für uns Kinder des Leides das passendste Geschenk des heiligen Geistes.

Digitized by Google

Sonntag.

Von jetzt an sollen die Leute wieder mehr Sonntagsruhe haben, sagt das Gesetz, und es ist den Herrschaften nicht mehr erlaubt, ihre Arbeiter auch an Sonntagen so unbedingt auszunutzen.

Das ist wacker. Diese ununterbrochene Hetze nach Geld und um Geld und für Geld und auf Geld ist mir schon lange ein Gräuel gewesen. Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, und das um so weniger, als er oft nicht einmal Zeit hat, dasselbe zu essen. Also Gott Lob, wir haben wieder Sonntage.

Nun kommt mir aber eine andere Sorge. Wir haben den Sonntag, aber wir haben keine Seele dazu. Während wir wöchentlich sechs Tage nur für unser tierisches Leben besorgt waren, ist uns das religiöse Gemüt verkümmert. Anderes hat auch mitgewirkt, Weltliches und Geistliches, daß unsere Liebe und Empfänglichkeit für den Kultus schwach geworden ist, und jetzt — was fangen wir mit dem Sonntag an, wenn wir keine Seele haben?

Früher hat man verlangt: Gebt der Seele einen Sonntag! Heute rufen wir: Gebt dem Sonntag eine Seele!

Der Sonntag muß Sonnengeist haben, sonst ist mir

Digitized by Google

der Werktag lieber. Der Werktag hat eine Seele, wenn auch eine sehr weltliche, aber eine weltliche ist besser wie gar keine. Der Ruhetag! das ist zu wenig. Essen, trinken, daliegen und alle Viere von sich strecken, das ist mir kein Sonntag. Das in der Woche Erworbene am Sonntag durch die Gurgel jagen, johlen, prahlen, spielen, raufen, aus der Sinnlichkeit alle Laster springen lassen, das ist mir kein Sonntag. Ich habe schon einmal laut gesagt, daß mir der arbeitende Mensch zehnmal lieber ist als der faulenzende.

Und doch grüße ich dich, du Gesetz der Sonntagsruhe, und sage dir nur das: Viel zu viel Ausnahmen machest du. Das eine große Thor sperrst du zu, aber viele Hinterthüren machest du auf oder läßt sie offen, damit die Leute in die Werkstatt oder auf den Markt und auf die Straße schlüpfen können. Es ist schon recht, nur keinen Zwang; zum Gernhaben und zum Himmelkommen kann man die Leut nicht zwingen, hat meine Mutter oft gesagt. Ich weiß wohl, daß der Teufel schon in Bereitschaft steht mit dem Gensdarm, der uns unter aufgepflanztem Gewehr am Sonntag in die Kirche treiben soll, aber unsere brave Geistlichkeit müßte die Religion vor einer solchen Schändung zu schützen wissen. Nun daß ich klar werde: ich will einen Sonntag haben, an welchem jeder Mensch frei der Berufsarbeit sich entschlagen und sich der Erholung und edlerem geistigen Leben zuwenden kann.

Also Zeitgeist! Weil du dem Arbeiter einen Sonntag gegeben hast, so mußt du ihm auch einen Glauben geben. Eine sittliche Weltanschauung mußt du ihm wieder vermitteln helfen, den Glauben an das Gute, Schöne und

Digitized by Google

Ewige mußt ihm aufrichten helfen, dann kann er den Sonntag brauchen. Lasse ihn wissen so viel du willst, nur bilde dir nicht ein, daß dem Menschen das Wissen für den Glauben ein Ersatz sein kann.

Den Glauben kann man übrigens wohl schwer jemandem geben, der kommt jedem aus Erziehung der Kindheit, aus seinem eigenen Wesen, er überzeugt und lebt sich in der Erfahrung ein und ob man will oder nicht will, er ist da oder er ist nicht da. Der Glauben ist das Wissen des Herzens. Der Glauben ist für seinen Träger ein praktischer Wert, so gut wie Jugend oder Gesundheit oder irgend eine Geistesgabe; denn er macht ihn moralisch stark und verschönert ihm die Welt. Wer das nicht bestreiten kann, der muß auch zugeben, daß jemandem den Glauben nehmen so viel heißt, als ihn an seiner Gesundheit schädigen, als ihm Stütze und Werkzeug nehmen, womit er sich behaupten und zum Nutzen der Mitmenschen hätte wirken sollen. Nimm einem Halblahmen die Krücke weg, weil „das Gehen ohne Krücke menschenwürdiger sei", du nützest ihm nicht, er fällt ohne Krücke hin.

Mancher Religionskultus hat empörende Auswüchse und Parasiten und es ist für den sie Erkennenden schwer, so viele Selbstverleugnung zu haben, um sie nicht mit einer Keule vom Gottesbaum der Religion schlagen zu wollen. Das ist aber gefährlich. Der Glauben will kein Baum im Kunstgarten sein, sondern ein Baum in der Wildnis. Der Glauben ist ein Baum, der bei der rohen Volksmenge nicht schlank himmelwärts wächst, sondern oft lieber an der Erde hinkriecht. Je mehr er von dem Sinnlichen losgelöst und vergeistigt wird, desto mehr verliert er im Volke an fröh-

Digitized by Google

licher Kraft. In der menschlichen Natur ist weit mehr Bedürfnis nach einem religiösen Glauben, als etwa nach einem geordneten Staate, nach einem Begreifen der Welt, nach Fortschritten auf technischem Gebiete. Das Verlangen nach Schönheit noch mehr, als das Verlangen nach dem Guten wird vielfach Ursache des religiösen Bedürfnisses sein.

Man will ja im Glauben nicht zur Erkenntnis kommen, sondern durch ein inneres Sehen genießen. Und der Religionskultus wendet sich nicht an den Geist, sondern an die Sinne und bringt Genuß. Der Glaube ist kein Geistes-, sondern ein Herzensleben und hat die Kraft, selig zu machen, schon auf Erden.

Ich meine hier den Glauben an den persönlichen Gott, an die Unsterblichkeit; aber ich meine auch den Glauben an die Natur, an die Menschen, an den Sieg des menschlich Guten auf Erden, den Glauben an den Fortschritt, an die Kunst, ich meine jeden Glauben, der so stark ist, leitend, läuternd, ermutigend und beglückend auf die Thaten und das Leben der Menschen zu wirken. Kein Glaube als solcher ist unsittlich und keine Sittlichkeit glaubenslos.

In diesem Sinne sage ich: den Glauben, den müßt ihr ihnen lassen stehn. Denen jedoch, die ihn nicht mehr haben, denen müßt ihr trachten einen Ersatz zu geben. Der Seelentote, der Cyniker, der Gleichgiltige kann den Sonntag nicht brauchen, oder er macht ein Unding daraus.

Nicht an die Priester wende ich mich, wenn ich sage: die Arbeiter haben den Sonntag bekommen, nun gebt ihnen auch Glauben und Seele in den Sonntag. Nicht an die Priester wende ich mich, weil das, was der Priester bieten kann, nur Wert hat für den, der den Kultusglauben —

Digitized by Google

wenn's erlaubt ist, so zu sagen — noch besitzt. Den, in dessen Herzen dieser nicht mehr lebendig ist, muß Messe und Dogmenlehre nur noch tiefer sinken machen, er wird Hohn und Abscheu davor empfinden. Es ist so und kein Mensch kann dafür. Man kann sich zur Not wohl hineinsinnen, hineinschwärmen in ein kirchliches Glauben, aber das innere, kindliche Glauben, das die Wahrheit ist, kommt nimmer. Es wird beim besten Wollen ein Flickwerk, ein armseliger Notbehelf, der nach innen nicht selig und nach außen nicht stark macht.

Wenn ich am Sonntag Nachmittag eine Bauerndirne im Ablaßgebetbuch lesen sehe, so werde ich an ihr vorüberschleichen und sie ja nicht stören. Mich würden ihre Gebete wahrscheinlich nicht erbauen, aber sie hat dieselben ja nicht für mich, sondern für sich, und die Thatsache, daß durch das Ablaßgebet ihr Hoffen gestärkt wird, ist für sie doch etwas wert. — Und wenn ein altes Weiblein auf dem Kirchhof Weihwasser auf den Grabhügel ihrer Verstorbenen gießt, im guten Glauben, damit die Qualen des Fegefeuers zu lindern, so muß ich selbst in diesem Aberglauben eine Kraft erkennen, die imstande ist, ein Herzweh zu stillen. Das Weiblein kann ihren lieben Dahingeschiedenen, und damit sich selbst, noch Gutes thun. Kann ich es?

Doch, ist der eine Glauben verloren, so ist's darum noch nicht der Mensch. Es kann ein anderes Ideal an die Stelle des alten getreten sein. Mancher ist religiös und weiß es nicht, mancher schwört so zu sagen bei Gott, daß er Atheist sei.

An wen wende ich mich aber mit meiner Forderung, daß man dem Arbeiter einen Glauben, seinem Sonntag

Digitized by Google

eine Seele gebe? Ich wende mich an die Arbeitgeber, an die Schullehrer, an die Volksvereine, an die Litteraten, an die Künstler: Ihr alle und noch andere, die Macht und Gelegenheit und guten Willen haben, gebt dem Arbeiter Inhalt in den Sonntag, macht ihm die Sonntagsruhe zu einem Genuß in edlerem Sinne, kräftigt sein Geistes- und Herzensleben, erweckt ihm Interesse und Liebe für die menschlichen Ideale und ihr gebt ihm einen Glauben.

Das anzustreben giebt es viele Wege. Ich zeige nur einen, der schon hier und da betreten ist. Ein reicher Fabrikant erbaut für seine Arbeiter ein Sonntagshaus — er kann es auch Kasino heißen, wenn sie dann lieber hineingehen — sie können es auch in den freien Stunden der Werktage benützen. In diesem Hause giebt es eine Lesestube, einen größeren Saal für Spiele, Musikübungen und Vorträge. In diesem Saale kommen sie an Sonntagsnachmittagen zusammen, populäre Redner sind gewonnen, die es verstehen, in unterhaltender Weise dem Arbeiter wichtige, interessante und anregende Gegenstände zu behandeln. Der Arbeiter interessiert sich für mehr, versteht mehr, als man annimmt, es muß ihm nur richtig, klar und einfach vorgebracht werden. Um mit schulmeisterlicher Schwerfälligkeit und professorlicher Langweiligkeit belehrt zu werden, dazu ist er freilich nicht aufgelegt. Er muß auch selber mitreden und seine Meinung und Erfahrung vorbringen können.

Hier wären die katholischen Gesellenvereine ein nicht zu verachtendes Vorbild. Nur ein bißchen mehr Raum für freie Gesinnung. In Niederösterreich draußen soll es Bauernvereine geben, die sich zum Zwecke stellen, daß die

Digitized by Google

Dorfleute am Sonntag nach der Vesper in einem Hause zusammenkommen, kleine praktische Vorträge halten oder hören, über Weltereignisse und politische Zustände sprechen, sich dann kleine Geschichten, Gedichte vorlesen, sich muntere Schwänke erzählen, auch eins musizieren und singen und dabei — wer's schon im Brauch hat — ihr Sonntagsschöpplein trinken. Manchmal kommt von der Nachbarschaft ein unterhaltlicher Gast, manchmal ein Wanderlehrer; der Pfarrer und der Schulmeister sind ja auch dabei und so vergeht die Zeit auf die angenehmste Weise. — Und man kann höher hinauf.

Wem's draußen in der freien Natur lieber ist — um so besser, die freie Natur ist eine große Lehrmeisterin und Erzieherin des menschlichen Herzens. Lange kann es ja nicht mehr dauern, so muß auch den in finsteren Werkstätten verstaubenden Fabriksarbeiter der Natursinn, die Touristenlust erfassen, wie sie gebildetere Klassen erfaßt haben — und das wäre ein gutes Zeichen. Nicht so sehr die bewußte Freude an Berg, Wald und Wiese, als vielmehr der Instinkt müßte ihn anfangs hinaustreiben in die frische lichte Luft, und ist er erst einmal draußen, dann geht er wieder und immer wieder, befreundet sich mit den Naturgegenständen, und kommt immer mehr zur Erkenntnis ihrer Erhabenheit und ihres wohlthätigen Einflusses auf den Menschen und somit ist der Arbeiter auf dem Wege zu einem edleren Geistesleben.

Die Arbeitsleute sollen eine berufs- und zeitgemäße Aufklärung erhalten — sie haben ja mitzuarbeiten an dem großen Werke der Kultur und Gesittung, und die da mitthaten, sollen auch mitraten können — aber eins muß ich

Digitized by Google

immer wieder betonen: die ursprüngliche ideale Kraft des Glaubens, wo sie noch vorhanden, soll auch bei diesen Leuten nicht der „Aufklärung“ geopfert werden. Ein guter mit sich und anderen im Frieden lebender Mensch, ein treuer Familienvater, ein geachteter Bürger zu sein, mit Liebe und Geschick arbeiten und so in seiner Weise zum Nutzen des Ganzen beizutragen — mehr darf man vom Menschen eigentlich nicht verlangen.

Ihn noch zu einem ruhelosen, grübelnden Vielwisser machen wollen — wozu?

Für die Wintersonntage in den Städten wüßte ich etwas besonders Schönes. In den Theatern sehr billige Nachmittagsvorstellungen für das Volk. Da höre ich freilich auch schon das Geschrei: Aha, ins Theater, statt in die Kirche, das ist die neue Religion. — Wohl, das ist die neue und das ist auch die alte Religion. Hohe Vorbilder im Guten und Schönen! Habt ihr je etwas Besseres gehabt? Daß nur edle Dichterwerke aufgeführt werden müßten, ist selbstverständlich; wir haben deren ja auch, wie sie das Volk versteht und vielleicht andächtiger genießt und tiefer in sich aufnimmt, als der blasierte Kavalier. Was für diesen manchmal zu gut ist, das ist für das Volk vielleicht gut genug. Einer unserer geachtetsten Schauspieler ging einst mit dem Gedanken um, im Rittersaale zu Graz an Sonntagen Gratisvorlesungen für das ärmere Volk zu halten, Ernstes und Humoristisches edlerer Art durcheinander. Ich dachte einmal daran, in den Grazer Wärmstuben derlei Vorträge zu veranstalten. Man lachte uns ins Gesicht, die Herren Fabrikarbeiter säßen mit ihren Dirnen lieber in den Wirtsschenken, als im Vorlesesaal, sie brauchten sich

Digitized by Google

nicht von den gestudierten Herren unterhalten zu lassen, sie könnten sich schon selber unterhalten. — Das Wirtshaus ist ja übrigens der verfluchte Krebsschaden, der es in der That zweifelhaft macht, ob die Sonntagsruhe nicht vielmehr zum Verderben, denn zum Segen wird. — Staat! Warum duldest **du** dieses abscheuliche Wirtshausleben in solchem Umfange? Warum verbietest du den Apothekern, jedem Beliebigen Gifte zu verabfolgen, wenn du die Gifthütten der Wirtshäuser offen lässest? Du forderst die Sonntagsruhe und ihr heiliger Geist soll der Alkohol sein? —

Digitized by Google

Die Ohrenbeichte.

Von norddeutschen Lesern, die dem evangelischen Bekenntnisse ergeben sind, werde ich manchmal befragt, was es denn mit der katholischen Ohrenbeichte eigentlich für eine Bewandtnis habe? Ob sie wirklich bestehe, und wie sie vor sich gehe? Man kann sich dort die Sache nicht recht vorstellen. Alle seine Sünden einem andern, ist Stockfremden, ins Ohr zu sagen, das kommt manchem so unerhört und unglaublich vor.

Mit einem katholischen Priester kann man über diesen Gegenstand nicht unbefangen sprechen, der wird nur die Äußerlichkeiten angeben und das Dogmatische darlegen können, im übrigen muß er das Beichtgeheimnis wahren um jeden Preis, selbst, wenn es sein Leben kosten sollte. Das ist ja die Geschichte des heiligen Johannes von Nepomuk. Der Böhmenkönig Wenzel war auf seine schöne Gemahlin eifersüchtig und verlangte von ihrem Beichtvater zu wissen, ob sie etwa einen andern liebe? Der Beichtvater Johannes verweigerte die Preisgebung des Beichtgeheimnisses, weshalb ihn der König auf der Pragerbrücke in den Moldaufluß stürzen ließ.

Der Laie aber, der gebeichtet hat, ist zur Wahrung

Digitized by Google

des Beichtgeheimnisses nicht verpflichtet, und so bin ich in der Lage, die katholische Ohrenbeichte, mit Umgehung des Dogmatischen, äußerlich und innerlich ziemlich genau beschreiben zu können. Ich hoffe, man wird keine Profanierung des katholischen Sakramentes darin finden — eine solche liegt mir ferne. Aber eine kleine Selbstpreisgebung wird nicht ausbleiben, liegt es doch schon im Tenor der Beichte: Ich bin ein armer, sündiger Mensch!

Der gute Katholik geht jährlich drei- bis viermal, „zu allen heiligen Zeiten," wie er sagt, zum Beichtstuhle, besonders aber vor einer Gefahr, in die er sich zu begeben hat, oder vor einer wichtigen Unternehmung überhaupt. Die Kirche schreibt vor, jährlich wenigstens einmal zu beichten, und zwar zu Ostern. Um die Osterzeit verabreicht der Beichtvater jedem Beichtkinde nach vollzogener Handlung den Beichtzettel, einen Schein, welcher nachher im Pfarramte vorzuweisen ist, der Kontrolle wegen. Der Beichtzettel enthält gewöhnlich das Bild des betreffenden Pfarrkirchenpatrons, irgend einen biblischen Spruch, die Worte: Zeugnis der abgelegten Osterbeichte (und die Jahreszahl). — Unmittelbar nach der Beichte, das Sakrament der Buße genannt, empfängt man das Sakrament des Altares. Vor dem Altare, am „Speisegitter" wird von Priesters Hand dem Gläubigen die Hostie in den Mund gereicht — das ist die Kommunion.

Hier haben wir's nur mit dem Beichtstuhle zu thun.

Dem Fremden werden in den katholischen Kirchen die zumeist braun angestrichenen Holzkästen auffallen, die in Seitenschiffen oder anderen Winkeln an der Wand stehen. Jede Kirche hat deren einen bis drei; Wallfahrtskirchen oft

Digitized by Google

ein ganzes Dutzend. Diese Kästen sind an der Vorderseite mit einem niedrigen Thürchen, oben mit einem dunklen Vorhange versehen. An beiden Seiten sind Fensterchen angebracht, die ein aus Spänen geflochtenes Gitter und von innen einen Schuber haben. Von außen gibt es vor jedem dieser Fensterchen eine Kniebank, auf die der Beichtbeflissene hinkniet. Der Beichtende ist vor den Augen der Menge nur zum Teile in einer Art Nische gedeckt, während der Priester, der im Beichtstuhle hinter dem Vorhange sitzt, durch das Fensterchen nur vom „Beichtkinde" allein gesehen werden kann. Der Beichtvater hat über seinen Talar die Stola um, zum Zeichen, daß er „anstatt Gottes" da ist. — Die Sünden, die er absolviert, sind dem Beichtenden abgenommen, als hätte er sie nie begangen. Aber nicht jeder wird losgesprochen. Der Dieb wird nicht losgesprochen, bevor er das unrechte Gut erstattet hat. Der Rachgierige wird nicht losgesprochen, bevor er dem Feinde verziehen hat. Der Ehrabschneider wird nicht losgesprochen, bevor er widerrufen hat. Es geht am Beichtstuhle aber unauffällig vor sich, der Priester sagt bloß leise: „Ich kann dich nicht lossprechen, du darfst nicht zum Tische des Herrn gehen. Bessere dich. Und wenn du den Schaden gut gemacht hast, dann komme wieder." Damit hat der arme Sünder abzutreten. Er weiß, daß, wenn er in diesem Zustand sterben würde, die ewige Verdammnis sein Teil wäre. Er versucht es vielleicht bei anderen Beichtvätern und es kommt vor, daß der eine absolviert, wo der andere die Lossprechung verweigert hat. Bleibt die Verweigerung aufrecht, dann bekehrt sich der arme Sünder, oder er — gewöhnt sich den Beichtstuhl ab. Manchmal ist es, daß

Digitized by Google

der Beichtvater selbst die Zurückgabe des unrechten Gutes vermittelt. So hat der Pfarrer von St. Kathrein am Hauenstein einst meinem Vater fünf Gulden übergeben mit der Weisung, weiter nicht nachzuforschen, woher das Geld komme. Es habe ihn, meinen Vater, jemand übervorteilt und derselbe wolle es wieder gutmachen.

Die Beichte kann zu jeder Zeit, auch an jedem Orte, an Krankenbetten, im Freien bei Unglücksfällen u. s. w. stattfinden, in der Regel wird sie nur in diesem Kasten, dem Beichtstuhle, an Sonn- und Festtagen während des Gottesdienstes abgehört. Schallt auf dem Chore Gesang oder Instrumentalmusik, so können Beichtkind und Beichtvater ziemlich laut miteinander sprechen; tritt in der Kirche Stille ein, so dämpft sich alsbald auch die Stimme im Beichtstuhl zu leisem Flüstern, damit die Umstehenden nichts vernehmen können. Denn es befinden sich in allernächster Nähe Leute, die entweder ihren Kirchenplatz dort haben oder sich der Reihe nach anstellen zu beiden Seiten des Beichtstuhles, bis sie drankommen. An der einen Seite die Männer, an der andern die Weiber, die der Priester abwechslungsweise anhört und abfertigt. Die gewöhnliche Beichte einer Person dauert höchstens fünf Minuten, so daß in der Stunde mehr als ein Dutzend drankommen können. In heiklen Fällen geht's freilich länger her, und da ist es nicht zu leugnen, daß die Umstehenden aufmerksam werden und ihre Ohren spitzen, begierig, worüber denn da drin so lange verhandelt wird.

Und das will ich nun verraten.

Ich nehme eine meiner eigenen Beichten her, und zwar die Adventbeichte in meinem achtzehnten Lebensjahre. Das

Digitized by Google

ist zur Zeit, wo man schon Mensch wird, dem Himmlischen aber noch treuherzig gegenübersteht.

Es war ein kalter Dezembermorgen. Während in unserer Pfarrkirche der Kaplan unter schallender Musikbegleitung der Kirchenkapelle die Rorate hielt, saß der alte Pfarrer in seinem Beichtstuhle nächst dem mit Kerzen beleuchteten Seitenaltar, zwischen zwei langen Reihen Beichtbeflissener. Als ich noch weit hinten in der Reihe stand, ging es mir zu langsam, wie einer um den andern fertig war und wir andern nachrückten. Als nur mehr wenige Personen vor mir waren, ging es mir zu schnell. Mir wurde warm bis in die Zehenspitzen hinab, die doch auf dem nächtlichen Wege vom Gebirge her fast empfindungslos geworden waren vor Frost. Ich hielt Gewissenserforschung. Die Gebote der Kirche konnte ich ziemlich aus dem Spiele lassen, denn hierin war der Pfarrer nicht strenge; hingegen war er in den zehn Geboten Gottes sehr genau, und so legte ich diesen schrecklichen Maßstab an mein sündiges Herz. Ich nahm mir vor, alles zu sagen, was ich Böses gethan hatte seit der letzten Beichte, wenn es auch etwa so zu machen wäre, daß die bedenklicheren Sünden recht rasch und verschliffen hineingesprochen würden, in der Voraussetzung, alte Leute thäten gemeiniglich nicht mehr gut hören.

Endlich war der letzte vor mir weggetorkelt und ich kniete hin ans vergitterte Fensterlein in der Nische. In diesem Augenblick, während der Pfarrer auf der anderen Seite war, fühlte ich mich wie betäubt, nicht fähig, das vorher im Kopf Geordnete nochmals zu überdenken. Es war ja der Augenblick des Antichambrierens bei dem Herrn Himmels und der Erde. Plötzlich klappte der Schuber

Digitized by Google

auf, und im Halbdunkel sah ich das weiße Haupt des Priesters. In einen dicken Pelze war er eingemummt. In der einen Hand hielt er ein blaues Sacktuch, mit der andern machte er gegen mich das Kreuzzeichen und lehnte sich dann mit dem Ohr ans Fenster. Ich machte ebenfalls das Kreuzzeichen über Stirn, Mund und Brust, legte das Gesicht ans Gitter, schützte es nach der Seite hin, wo die Leute standen, mit dem Hute und begann den vorgeschriebenen Text zu sagen: „Ich bitte Euer Hochwürden um den heiligen Segen, damit ich meine Sünden recht und vollständig beichten möge."

Der Priester machte einen leichten Wink mit der Hand, der Segen war ja schon ertheilt. So fuhr ich fort: „Ich armer sündhafter Mensch beichte und bekenne Gott dem Allmächtigen, Maria seiner hochwürdigen Mutter, allen lieben Heiligen und Euch Priester anstatt Gottes, daß ich seit meiner letzten Beichte, welche zu Ostern geschehen ist, oft und viel mit Gedanken, Worten und Werken gesündigt habe, insonderheit aber gebe ich mich schuldig, daß ich an heiligen Sachen gezweifelt habe, daß ich oft geflucht und Leute geschimpft habe, daß ich an Sonntagen mehreremal Karten gespielt habe und dabei einmal sogar gefälschelt, daß ich Vater und Mutter nicht immer gehorsam gewesen bin; daß ich das Vieh geschlagen habe, daß ich auch einmal gelogen habe, unkeusch gewesen bin und fremdes Eigentum genommen habe. Ungeduldig und zornig bin ich auch gewesen und habe oft das Abendgebet versäumt und bin oft unfleißig in der Arbeit gewesen und habe den alten Einleger Anderl ausgelacht und ihm sogar einmal einen Stein nachgeworfen, einen großmächtigen . . . ." Hierauf beschloß

Digitized by Google

ich das Bekenntnis mit dem vorgeschriebenen Gebete: „Diese und alle meine anderen wissentlichen und unwissentlichen Sünden, welche ich entweder selbst begangen oder wovon ich Ursache war, sind mir herzlich leid, weil ich Gott das allerhöchste und liebenswürdigste Gut dadurch beleidigt habe. Ich nehme mir ernstlich vor, nicht mehr zu sündigen und alle Gelegenheit zur Sünde zu meiden. Ich bitte Euer Hochwürden um die priesterliche Lossprechung und eine heilsame Buße."

Damit war mein Bekenntnis beschlossen. Es waren während desselben die Trompeten recht laut gewesen und ich habe mich stellenweise nicht besonders angestrengt, deutlich zu sprechen. Auch hatte ich während dieses Sündenbekenntnisses ein paar neue begangen. Das mit dem Steinnachwerfen war gar nicht wahr, ich hatte damit nur anderes in den Schatten stellen wollen.

Nun schwieg ich.

Der Pfarrer ließ seine Hand mit dem Sacktuch sinken, das er an den Mund gelegt gehabt hatte, wendete mir das rundliche, gutmütige Gesicht zu und fragte leise:

„Du hast manchmal an heiligen Sachen gezweifelt. Wie war denn das?"

Ich antwortete: „Der heilige Johannes auf der Brücke, ob er bei einer Überschwemmung wohl wird helfen können, habe ich gezweifelt, weil ich's gesehen hab', wie ihn der Schnitzler-Michel aus Holz gemacht hat."

„Aber Kind!" sagte der Priester, „die Bildsäulen werden freilich aus Holz gemacht, sie sind auch nur eine Erinnerung an die lieben Heiligen Gottes, die im Himmel unsere Fürbitter sind. Deswegen sollst du doch das Johannes-

Digitized by Google

bild schön verehren und vor ihm beten, wenn Wassernot ist."

„Aber das ist vom letzten Hochwasser fortgeschwemmt worden", konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen.

Da hob er den Atem und sprach: „Du mußt jeden Tag fleißig beten, mein Sohn, um die Gnade des heiligen Glaubens. Wer ein hochmütiges Herz hat und mit der Weltweisheit auszukommen glaubt, der kann sehr unglücklich werden auf der Welt; Gott verläßt ihn in der Not. Nur der Demütige erträgt das Elend und findet den Weg zur ewigen Seligkeit. Wenn dir der böse Feind einmal einen Zweifel einflüstert, so komm mir nur gleich zum Beichtstuhl, damit das Unkraut sich nicht einnistet. Und höre allsonntäglich die Predigt und die heilige Messe, das wird dir ein Licht und eine Kraft sein. — Nun muß ich dich," fuhr der alte Pfarrer fort, „auch noch fragen des fremden Eigentums wegen, das du genommen hast!"

Die fünf Minuten mußten längst vorüber sein. Was die Umstehenden denken werden! Jetzt, wenn auch noch der Diebstahl zur Verhandlung kommt!

„Bitt' Euer Hochwürdigen um eine heilsame Lossprechung," flüsterte ich. „Im vorigen Herbst habe ich halt etlichemal Rüben ausgenommen auf des Nachbars Acker und hab' sie gegessen, weil der Durst so ist gewesen."

Er nickte ein wenig. „Rüben hast du genommen von des Nachbars Acker und gegessen. Es ist das, mein Sohn, just kein sehr schwerer Diebstahl aber gieb acht! Wer oftmals, wenn auch nur im kleinen, fremdes Gut angreift, der wird es bald auch im Großen thun. Mit Mein und Dein kann man nicht strenge genug sein, und wenn du ein andersmal die

Digitized by Google

Rüben stehen lassest und den Durst Gott zulieb geduldig erträgst, so stärkest du deinen Charakter und erwirbst dir ein Verdienst, das der liebe Gott reichlich belohnen wird. Ich bitte dich um deiner unsterblichen Seele willen, sei in solchen Sachen strenge mit dir!"

Ich werde wohl lebhaft mit dem Kopf genickt haben, denn seine gütigen Worte gingen mir tief.

Nun aber wendete der Priester sein Gesicht mir noch unmittelbarer zu und hielt sein Sacktuch an die Wange. Leise und eindringlich fragte er: „Wie bist du unkeusch gewesen?"

— Also doch! — die Schamhaftigkeit stand mit ihrer ganzen Gewalt wider mich, und auf die wiederholte Frage hauchte ich: „In Gedanken und Werken."

„Der Kranke muß den Arzt in seine Wunden blicken lassen," flüsterte der alte Pfarrer, „was hast du gedacht?"

Ich preßte mein Gesicht an das Spangitter und lispelte: „Daß — daß ich beim Dirndl schlafen möcht . . ."

„Und in Werken?"

Meine Wangen waren glühheiß, in den Ohren war ein Sausen, meine ganze Natur begann sich zu krampfen. Und da er nicht nachließ, so sagte ich: „So viel gebusselt hab' ich einmal beim Tanz."

„So, so," sprach der Pfarrer, „und — hast du sonst noch etwas zu sagen?"

„Nein," nickte ich.

Er wurde gleichmäßiger und sprach: „Siehst du, mein armer junger Mensch, in welchen Gefahren du schon geschwebt bist! Du bist auf dem Punkt gewesen, deine

Digitized by Google

Unschuld zu verlieren und anderen die Unschuld zu rauben. Damit wärest du tief in eine Todsünde gesunken, die in diesem Leben oft mit dem größten Elende, in jenem aber gar leicht mit der ewigen Verdammnis gebüßt werden muß. Bete nur recht fleißig zum heiligen Aloisius, daß er durch seine Fürbitte bei Gott dich vor dieser abscheulichen Sünde bewahrt. Denke, wenn die Versuchung kommt, an die unaussprechliche Ekelhaftigkeit dieses Lasters, denke an die Fäulnis des Leibes und der Seele, denke an den bitteren Tod, gehe, wenn die Versuchung anklopft, sofort an eine harte Arbeit, bete und arbeite ohne Unterlaß, wache, daß du dereinst mit reinem Herzen in den heiligen Ehestand treten kannst. Versprich mir's, Kind! Versprich mir's, daß du demnächst keine größeren Sünden zum Beichtstuhl zu tragen hast, als heute, und trachte, auch die leichteren Fehler allmählich abzulegen, damit dieses kurze Erdenleben auch für dich zu einer Leiter in den Himmel wird, auf der deine Voreltern emporgestiegen sind . . . ."

Die runzeligen Hände hatte er über das zusammengeknollte Sacktuch geschlungen, so warm und gütig hatte er's gesagt, daß ich meines unredlichen Vorhabens vergaß. Meine letzte Antwort war nämlich nicht ganz der Wahrheit gemäß gewesen, so wollte ich den Schaden kurz auch noch bei dieser Beichte decken und mein Bekenntnis: Ich habe gezweifelt, ich habe geflucht, ich habe gelogen, rasch wiederholen. Ich that es nicht. In Zerknirschung darüber, daß ich viel verderbter war, als der gute Priester dachte, bin ich dagekniet und habe gewartet, wie er jetzt, die flachen Hände vor dem Mund gefaltet, das lateinische Sühngebet sprach. Sieben andächtige Vaterunser und Avemaria zu

Digitized by Google

beten gab er mir als Buße auf, dann machte er über mich das Kreuzzeichen und ich war — absolviert.

Als ich nachher vom Beichtstuhle hinwegtrat, um dem sicherlich schon ungeduldig gewordenen Hintermanne platzzumachen, soll mein rotes Gesicht in Quadrateln eingeteilt gewesen sein, so fest hatte sich das Beichtstuhlgitter in die Haut gedrückt. Aber auch der Eindruck, den meine arme Seele von dieser Beichte mit sich getragen, war ein wesentlicher. Drei Wochen lang habe ich mich sehr bemüht, den guten Lehren des Beichtvaters nachzuleben — später ist aber die Geschichte wieder in Vergessenheit geraten.

Nun, das wäre ein Bild, wie die Ohrenbeichte in unserem Alpenvolk gepflogen wird. Sie dürfte auch in anderen Ländern wenig abweichen. Vorschrift ist wohl dieselbe, Sünder sind sich überall ähnlich, aber — Beichtväter sind verschieden.

In der vornehmen Welt hat übrigens die Ohrenbeichte andere Formen. Da giebt es kaum den Beichtstuhl; der Beichtvater und das Beichtkind, vielleicht gar ein Fürst oder eine Königin, setzen sich gemütlich zusammen und beraten über den Seelenzustand, dehnen ihre Beratungen bisweilen wohl auch auf andere Gebiete aus, auf andere Seelen, und die auferlegte Buße trägt schließlich nicht immer der Sünder selbst.

Da kehre ich doch lieber zurück zur Beichte des Volkes, die — denn Menschen und Verhältnisse sind zu verschieden — wohl auch ihre grauenhaften Schattenseiten haben mag, in den meisten Fällen aber von wohlthätiger Wirkung ist. Es giebt arme, verlassene Menschen, die niemanden haben in der weiten Welt. dem sie ihr Herzensanliegen, ihr Seelen-

Digitized by Google

elend mitteilen könnten. Der Beichtstuhl steht ihnen offen, und oft sitzt nebst Gott doch auch ein Mensch drinnen, ein mitleidiger Mensch, der das bekümmerte Wesen teilnehmend anhört und mit liebreichem Troste aufzurichten sucht.

Die Beichte der Schwerkranken und Sterbenden ist wieder viel anders, sie hat's auch nicht mehr auf Besserung abgesehen, nur auf Trost allein. Von einem gewöhnlichen Sündenbekenntnis kann da zumeist keine Rede mehr sein. Der Priester frägt den Kranken einfach ob er seine Sünden bereue. Der Kranke giebt ein bejahendes Zeichen und erhält die Absolution.

Endlich noch ein Blick auf die Generalbeichte. Diese erstreckt sich auf die Sünden des ganzen Lebens und giebt einen einheitlichen Blick auf die Grundfehler und Laster einer Person. Sie wird zumeist nur im beschaulichen Alter, im Pfarrhofe oder auf dem Siechenbette abgelegt, oder doch auch sonst, wenn einmal einer mit Ernst seinen Lebenswandel ändern will. Ist der Beichtvater ein guter Pädagog, so kann eine solche Generalbeichte sehr heilsam werden. In der Waldheimat lebte ein Bauersmann, den die Leute überaus gern hatten. Er stand jedem zu Diensten, war unermüdlich wohlthätig, ließ keinen Bittenden unerhört von seiner Thüre gehen. Als auf solche Art sein Gut aufgezehrt war, wendete sich das Blatt. Die Leute, die ihn sonst aufgesucht, wichen ihm aus, weil sie fürchteten, er könnte ihre Hilfe beanspruchen wollen. Er war ganz verarmt und verzagt und dachte ans Sterben. Nun legte er eine Generalbeichte ab und forschte mit seinem Beichtvater darüber nach, wo denn die Ursache seines Unglückes stecke, da er doch so christlich gegen die Mitmenschen gewesen

Digitized by Google

war und Anspruch auf Segen, anstatt auf Armut zu haben glaubte. Und bei dieser gründlichen Lebensdurchsicht stellte es sich heraus, daß es nicht Güte und Barmherzigkeit war, was ihn einst so wohlthätig handeln ließ, daß er vielmehr nur aus Bequemlichkeit und Schwäche niemandem was abschlagen konnte. „Mensch", soll der Beichtvater zu ihm gesagt haben! „wisse, was dich zu Grunde gerichtet hat! Deine thörichte Lässigkeit. Jetzt bist du vierzig Jahre alt und stehen dir zwei Wege offen. Entweder als armer, verachteter Knecht und Einleger abzuleben, oder stark zu werden, fleißig für dich und die Deinigen zu arbeiten und das also Erwirtschaftete nicht zu verthun. Den leichtfertigen Bettlern mußt du versagen können, um nicht selbst ein solcher zu werden. Den Nächsten mehr zu geben als dir selbst, das verlangt der Heiland nicht. Und ein Schwächling zu sein, der alles an die Faulenzer vertrödelt, das mag er nicht. Niemandem was versagen können, das hat nur ein Taugenichts, mein Lieber, er kann sicher auch sonst nichts. Wie du einer bist, du thust für die Allgemeinheit das Beste, wenn du mit deiner Familie nicht betteln mußt, sondern allein stehst. Willst du das? Willst du es in allem Ernste, dann kannst du es. Wenn du also bereuest, bisher so weich und dumm gewesen zu sein, wenn du den ernstlichen Vorsatz fassest, deine Sach' nicht mehr dem Erstbesten hinzuwerfen, sondern wohlthätig zu sein für dich, dein Weib und Kind, so erteile ich dir hiermit die Absolution."

So zu sprechen wird ein Beichtvater selten in die Lage kommen, aber es war das Richtige. Der Mann hat's eingesehen, hat sich geändert, und wenn er in seinem sechzigsten Jahre wieder wohlthätig sein konnte, so geschah es nicht

Digitized by Google

aus Läſſigkeit und Schwäche, ſondern aus Barmherzigkeit. Und von dieſer Eigenſchaft hat ihn der Beichtvater nicht wieder zu heilen geſucht. — Und da haben die Leute geſagt: Den hat er zurecht gebracht, unſer Pfarrer.

Aus vorſtehenden Darſtellungen wird auch der Nichtkatholik erſehen, daß die Grundabſicht der Ohrenbeichte eine gute iſt. Soll ſie aber ſtets heilſam wirken, ſo gehören zwei Hauptbedingungen dazu: der richtige Beichtvater und das richtige Beichtkind.

Digitized by Google

Kirchenmusik auf dem Dorfe.

Vor einiger Zeit habe ich auf einem Sommerausflug durch die westliche Steiermark in einer Dorfkirche dem Sonntagsgottesdienste beigewohnt. In großen geräuschvollen Stadtkirchen ist der liebe Gott für mich lange nicht allemal zu sprechen, wenn ich mich anmelde. Aber in den friedlichen Dorfkirchen, inmitten gläubiger Beter und bei herzberückenden Gesängen steigt der Herr bisweilen auch zu mir herab. Diesmal war es anders. Es mag ja sein, daß auch meine Seele nicht vorbereitet gewesen. Die Kirche war es entschieden nicht. In den Winkeln des modernden Holzbodens lag Kehricht. Die Altäre und Bilder waren belegt von dem grauen Reife des Staubes, der in die Nase stieg anstatt des Weihrauchs. An den Kerzenleuchtern waren verblaßte und verknitterte Papierblumen nachlässig gebunden, die Kerzen standen schief. Das unordentlich hingebreitete Altartuch hatte Wachsflecken und Krusten. Die Vorhänge der schönen gothischen Fenster waren teils durchlöchert und ganz schief gerollt, so daß sie seitlings die Mauer bedeckten und durchs Fenster die grelle Sonne hereinließen, welche die stimmungsvolle Dämmerung fast brutal unterbrach.

Der Traghimmel stand schiefeckig so vor dem Altare,

Digitized by Google

daß einem großen Teil der Leute in den Bänken die Aussicht auf den Tabernakel gänzlich verdeckt war. Von einer der zahlreichen aber schlecht gestellten Fahnen hing ein abgerissener Fetzen in das Taufbecken hinein, daß er naß war. Kurz, es war eine schlampige Wirtschaft. Ob dafür der Pfarrer oder der Meßner verantwortlich sein will? Die Gemeinde ist arm, keine Ausrede. So sollte man wenigstens den Schmuck der Armut anbringen: Reinlichkeit und Ordnung. — Bei der Predigt hatte der Pfarrer sogar gegesprochen von dem Segen der Reinlichkeit und Ordnung, aber in so allgemeiner Weise, daß der Meßner, welcher während der Predigt mit dem rostigen Weihrauchfaß umthat, gewiß der letzte war, der sich getroffen fand. Deutlicher mag der Pfarrer vielleicht nicht gerne werden, denn der Meßner ist ein protziger Patron und wäre imstande, sein wenig erträgliches Amt dem Pfarrer an den Kopf zu werfen.

Was der Meßner schlecht macht, das trachtet der Regenschori wieder gut zu machen. Das ist der Schullehrer mit musikalischer Belastung. Denn der auf Ausübung lauernde musikalische Sinn ist eine Belastung, gemeingefährlich, wenn die Mittel fehlen. Er vergreift sich zu den unerhörtesten Medien, um seinem Bedürfnisse Genüge zu thun.

Es war ja rührend, wie gut es in jener Dorfkirche der Regenschori meinte mit einer Messe von Haydn .Das ist klassische Musik, wie die Domkirchen keine bessere haben am Ostersonntag. Aber du mein Gott, wie kam diese Messe auf dem Dorfchor zum Ausdruck! Die Kapelle bestand aus der Orgel, zwei schrillen Blechinstrumenten, einer

Digitized by Google

winselnden Klarinette, einer polternden Pauke und einer Geige, die mir Höllenpein in die Nerven quixte. Ein dickhalsiger Bauernbub und eine ältliche Primadonna aus dem Kuhstall sangen den lateinischen Text. — Es war schrecklich. Der liebe Gott wird ihnen ja allen mit einander verziehen haben, er muß sie ja schon gewohnt sein, diese guten Menschen und schlechten Musikanten. Aber ich Armer mit meinen irdischen Ohren! — Dennoch habe ich tapfer ausgehalten bis zum Schlusse, bestrebt, durch milde Einsprache die Heiligen dahin aufzuklären, daß diese Katzenmusik eigentlich als das schönste, erhabenste Kunstwerk gemeint ist. Es waren ja wahrscheinlich auch die Andächtigen davon erbaut, denn keiner der Kirchenbesucher gab ein Schmerzgefühl zu erkennen, nur ein altes Männlein in seiner Bank verzog bei den schrillsten Stößen der Trompete und bei dem grellsten Aufkreischen der Geige ein wenig sein runzeliges Gesicht. — Als endlich die instrumentale Herrlichkeit der Festmesse aus war und nur die Orgel noch in weicheren Tönen klang, war mir das wie Öl auf die Wunden. Aber zum Schluß, als beim „Heilig, heilig, heilig" des letzten Segens niemand etwas Schlimmes mehr erwartet hätte, kam ein lateinisch-musikalisches Tantum ergo, das an grausamer Gewalt alles Frühere übertraf. Das waren reine Keulenschläge und Messerstiche auf das Trommelfell! Ich bin leider nicht musikalisch genug, um durch technische Ausdrücke das Unmusikalische dieses Tantum ergo's recht zu bezeichnen, aber ungeheuerlich war das Ding, darauf kann ich ruhig schwören. Wäre es nicht in der Kirche gewesen, bei dem feierlichen Anlasse, ich würde kaum auf die Idee gekommen sein, daß es Musik überhaupt hätte sein sollen.

Digitized by Google

Ein Schwalbenpaar, das in einem Seitenschiffe, also ziemlich weit von der Katastrophe sein Nest bewohnt hatte, flatterte jetzt plötzlich auf und schoß in Angst und Verwirrung an den Wänden hin und her, bis die eine durch eine zerbrochene Fensterscheibe sich ins Freie rettete, während die andere aus Verzweiflung sich hinter ein Bild in die Spinnenweben stürzte. Und diese unschuldigen Tierlein haben noch nicht einmal alles aufgefaßt. Wie von den Naturkindern der lateinische Text gebracht und ausgesprochen wurde, davon will ich gar nicht reden. Es war barbarisch. — Nach dem Gottesdienste trat auf dem Kirchplatz der Regenschori zu mir und seine ziemlich selbstbewußte Haltung ließ vermuten, daß er auf ein Lob wartete. Ich mache meinen Mitmenschen gerne harmlose Freuden, aber diesmal hätte es sich rein um einen Hochverrat der an kirchlichen Kunst gehandelt. Da also nichts kam, so sagte er: „Was man halt so zusammenbringt auf dem Dorfe. Mühe und Arbeit kostet's genug, bis man's so weit bringt." — Mühe und Arbeit kostet's auch noch! — Und dieselbe Mühe und Arbeit nicht nur bei dieser einen Kirchenkapelle, dieselbe Mühe und Arbeit und ein Meer von gutem Willen in vielen anderen Dorfkirchen — mit dem gleichen Erfolg.

Aber man hört nichts. Niemand beklagt sich und es giebt doch gewiß genug musikalisch empfindende Menschen auch auf dem Lande. Sollte denn am Ende ich der einzige Unglückliche sein, dessen Geschmack so gottverlassen ist, daß er Schönheit als Häßlichkeit fühlt? Aber ich kann mir nicht helfen. Meine hausbackene Vernunft und meine nach mildem Wohlklang dürstenden Ohren werden zu oft gequält da draußen, als daß ich's noch länger bei mir behalten

Digitized by Google

könnte. Um es einfach zu sagen: Nach meiner Überzeugung und Empfindung sind große komplizierte Musikstücke und vollends lateinischer Musiktext in den Dorfkirchen ein Unding.

In früheren Zeiten hat man es so strenge nicht genommen, hat man in deutschen Dorfkirchen stets deutsch gesungen und Sachen gespielt, die den vorhandenen Leuten und Kräften angemessen waren. Auf einmal kam in unserem Land eine strenge Verordnung heraus, daß beim liturgischen Gottesdienste lateinisch gesungen werden müsse, auch bei den Bauern, Hirten und Holzknechten!! —

Für unsere Dorfkirchen ist Orgel und Volksgesang die richtige Musik, diese müßte ausgebildet werden, in dieser leistet das Dorf das Seine, und in keiner anderen! Das sangeslustige Volk, besonders im Gebirge, verfügt, wie man weiß, über gute Stimmen, aus denen sich etwas machen läßt. Und vor allem handelt es sich darum, in der Kirche das erbärmlich verlorene Feld für den deutschen Gesang beim Hochgottesdienst wieder zu erobern.

Unsere Kirchen gehören nicht dem katholischen Klerus allein, sie gehören auch dem Staate, der deutschen Gemeinde, dem Volke. Sie sind ein Erbstück unserer Vorfahren, sie dienten seit jeher nicht bloß dem Bekenntnisse, sie waren die geweihten Stätten der Gesittung, des Gemeinsinnes, der Pietät und der Kunst.

Digitized by Google

Das Gebet im Landvolke.

Die Macht des Gebetes! Eine Weltmacht, mit der man viel zu wenig rechnet. Und sie kann doch nicht geleugnet werden und wird auch nicht geleugnet, nicht einmal von den Freigeistern. Denn diese wissen von der Wirkung der Autosuggestion. Was sich ein Mensch beständig denkt, beständig vorsagt, sich beständig wünscht, dem strebt er zu, bis er es erreicht. Einer, der immer betet: Herrgott, gieb mir Reichtümer! wird stets nach Reichtümern trachten, und je inniger sein Gebet ist, umso energischer wird auch sein Streben nach Reichtum sein, bis er ihn thatsächlich erlangt. Das Gebet ist erfüllt, diesmal sogar ohne Gott. — Oder wenn einer inbrünstig bittet: Herrgott, ich bin ein armer Sünder! Lasse mich besser werden, mitleidiger mit den Armen, gerechter mit den Brüdern, verleihe mir die Gnade, daß ich vollkommener werde, hilf mir dazu, ich bitte dich, mein Gott! Wenn einer immer wieder so betet mit aller Andacht und Sehnsucht, so ist es ja gar nicht anders möglich, als daß er auch in Leben und That das treue Bemühen hat, sich zu veredeln. Das Gebet geht in Erfüllung. —

Soweit muß es selbst der Ungläubige zugeben. Aber

Digitized by Google

dann muß er auch zugeben, daß der Betende an den glaubt, zu dem er betet, und daß er an die Erfüllung dessen glaubt, was er wünscht. Je größer seine Andacht, umso stärker wird die Zuversicht, die Kraft, das zu Erbittende auch anzustreben. So wird das Gebet zu einer wirksamen Autosuggestion, die niemand gering achten soll. Und also kann das Gebet in regelmäßigen Übungen bei einzelnen wie in der Gemeinsamkeit auch ein sehr wesentliches Agitationsmittel werden, denn es konzentriert die Seelen nach einer bestimmten Richtung hin.

Bis hierher also mag selbst der Atheist die Kraft und den Einfluß des Gebetes bekennen.

Der Christ faßt diese Sache freilich in einem weit höheren Sinne auf. Das Gebet ist eine Erhebung des Geistes und Herzens zu Gott, eine vertrauende Hingabe an ihn, ein demütiges Ablasten des Anliegens in seine Hand. Der Ungläubige hat keine Ahnung von der Seligkeit eines frommen Beters, der sich einig hält mit seinem lieben Gott. Der christlich Betende verlangt gar nichts weiter in seinem Gebet, er giebt sich nur in den Willen Gottes und fühlt sich geborgen und gerettet. Und er ist wahrhaft erhört, geborgen und gerettet — in Gott!

In diesem Sinne der Vervollkommnung und der Ergebung hat Jesus das Gebet aufgefaßt. Darf ich es sagen, wie er uns riet, zu beten? Ihr wisset es wohl doch alle? Oder nicht? Nach Matthäus VI, 9—13, sprach er: Also sollet ihr beten: „Unser Vater in dem Himmel. Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Unser tägliches Brot gieb uns heute. Und vergieb uns unsere Sünden, wie wir

Digitized by Google

unseren Beleidigern vergeben. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen."

Das Vaterunser der katholischen Kirche weicht von diesem Wortlaute etwas ab, der Sinn jedoch ist derselbe. Diese kleine Wortlautänderung ist durchaus nicht etwa das, was in vielen katholischen Gegenden das Vaterunser entwertet. Entwertet aber wird es doch. Bevor ich den Vorwurf begründe, sei hingewiesen auf die göttliche Gewalt, die in diesem Gebete liegt, wenn es mit Andacht und Innigkeit gesprochen wird. Alle Last, alle Angst und Not des Menschen ist niedergelegt in den wenigen Worten, alle Hoffnung, alle Seligkeit durchglüht wie ein ewiges Himmelsfeuer die sieben Bitten. Alle Demut des Menschen, alle Güte und Macht Gottes ist in ihnen enthalten. Geheimnisvolle Weihe senkt sich aufs Herz, wenn es anhebt: Vater unser, der du bist in dem Himmel! — In schlichter Würde des Betenden tönen die Worte wie Musik. In Glück und Freude ein Dankopfer, in Not und Sterben ein überirdischer Trost. In den bedeutsamsten, heiligsten Augenblicken des Menschenlebens wird das Vaterunser gebetet. Es ist der Zauberspruch, dessen wir in den Stunden der Gefahr und des Schreckens uns erinnern, es ist der Jesusegen, den der Gerechte bangend und der Sünder hoffend spricht.

Wir hören das Gebet jeden Tag. Versuche man einmal, in seine Tiefen zu dringen, es zu erfassen, mit Entzücken wird man sein Menschentum, mit heiligem Schauer seine Göttlichkeit empfinden.

Digitized by Google

Was vernehme ich aber?

Zur Mahlzeitsstunde an einem älplerischen Bauernhause vorübergehend, stehen wir still und horchen. Ein Wespenschwarm? Was ist dieses gleichmäßige, einschläfernde Summen da drinnen? — Das Gesinde steht oder sitzt um den Tisch herum und in lallendem, verschliffenem Tone, mechanisch und träge bringt es in einem gewissen Takte gemeinsam die folgenden Laute hervor: „Va druns erd bis niml gal werd nam gums reich willn gschee niml als auf ern; gims heit ste brot gims um schul alsa mir vagem schul gern firs nit versu les uns al nibl am.“

Ist es das einemal herabgeratscht, macht man's das zweitemal, das drittemal — fünfmal, siebenmal oder öfter, bis plötzlich jedes der Leute mit dem Daumen ein Zickzack über das Gesicht macht: „Nomen gotts Voder und s Sun und s heilin Geist am.“

Der Fremde, der das sieht und hört, staunt über eine Sitte, von der er doch nie etwas gehört zu haben glaubt. Soll das ein Gesang sein? Oder ist es ein Spiel? Ein Scherz? — Mein Lieber, das ist kein Spiel, kein Scherz. Das ist das Vaterunser!

Unsere Bauern sollen zwar nach neuen Kirchenverordnungen auf dem Kirchenchor lateinisch singen, die hochdeutsche Sprache allerdings können sie nicht. Verlangt's auch niemand von ihnen, und mögen sie immerhin auch das Gebet des Herrn in steirischer, kärntnischer oder tirolischer Mundart sprechen.

Das aber, wie sie das Vaterunser beten, ist nicht ihre einfache, wohlverständliche Mundart, ist vielmehr ein durch unzählige gedankenlose Wiederholungen unsagbar verdorbener

Digitized by Google

Jargon, den keiner versteht, er mag mit der Volksmundart noch so vertraut sein. Mit großer Mühe muß man sich's zusammenreimen, wie diese Laute mit dem eigentlichen Texte noch in Verbindung stehen sollen.

Die katholische Kirche hat dem Vaterunser das Ave Maria beigesellt. Vielleicht ist man begierig, zu erfahren, wie das als Lippengebet zugerichtet worden ist. Man kann es ja täglich hören rings um uns, in den Häusern, in den Kapellen, auf den Straßen. Möge der Leser es einmal wahrnehmen, wie die Leute, besonders in Bauernhäusern gewisser Gegenden, das „Ave Maria" beten. Es ist noch schlimmer als das Vaterunser.

„Gegra seisti mari vul da gnodn der is mit dir bis gwendeit and den weir and gwendeit is die Frut deis leips essas. Heili mali muara Gotes bit Franz ameissinda itzt and intastand zas am stam z am."

Das ist das „Ave Maria". Ich zittere davor, wegen der einfachen Wiedergabe der Blasphemie geziehen zu werden. Und die da hinten treiben es täglich hundertmal und nennen es — beten!

Wir Einheimische wissen ja, wie es gemeint ist, sind es gewohnt, fällt uns gar nicht mehr auf. Aber bis in die Seele hinein habe ich mich oft geschämt, wenn Fremde derlei hörten, zuerst auf das tiefste frappiert waren und schließlich ihre Heiterkeit nicht mehr zu bezähmen wußten. Wieviel Gespötte ist schon getrieben worden über das „Beten"! Und es ist wahrlich schwer, sich zurückzuhalten, nur Zorn oder Trauer kann die Ironie unterdrücken.

Wenn einen solchen Betenden nur Gott verstände, so wäre das immerhin genug. Aber Gott versteht ihn auch

Digitized by Google

nicht, weil zumeist nicht ein Fünkchen Andacht in diesem Gesurre liegt. Nicht die mindeste Andacht, man sieht es den Leuten leicht an. Der eine starrt stupid vor sich hin, der andere schaut begehrend auf die volle, oder mißmutig auf die leere Schüssel, der dritte denkt an dies und das, der vierte napst schläfrig drein, andere necken einander, und so fort.

Nun höre ich einen Einwand. Ist es denn schöner, wenn die Leute ohne Kreuz und Gebet zur Schüssel gehen, wie die Sau zum Trog? — Nach meiner Meinung ist es beinahe schöner, als durch ein pietätloses Herunterschnurren das Vaterunser zu entweihen. Am schönsten wäre es freilich, wenn der Mensch vor und nach der Mahlzeit ohne viel äußere Zeichen sein Herz dankbar zum ewigen Nährvater erhöbe und dann auch derer gedächte, denen kein Tisch gedeckt ist.

Was da gerügt wird, ich weiß es auch an mir selber. Wohl viele tausendmal habe ich in meiner Jugend mit den Hausgenossen das Vaterunser ähnlich herabgeleiert, ohne auch nur einen Schatten von Andacht zu spüren. Aber es hieß „beten," „tischbeten," „rosenkranzbeten," „psalterbeten". An Sonn- und Feiertagen, an Feierabenden wird zu Hause wie in der Kirche, oder auf Wallfahrten, bei Prozessionen, Leichenbegängnissen das oben angedeutete Gesurre fünfzig-, hundert-, ja tausendmal wiederholt, ohne Bedarf, ohne Stimmung, ohne auch nur flüchtig einmal an den Sinn der Formel zu denken. — Und das nennen sie beten. Denn sie glauben, Hauptsache beim Gebet seien die Wörter, und etwa daß man dabei das Haupt entblößt und die Finger aneinanderklammert. — Und wie sie hier zu beten glauben

Digitized by Google

und doch nicht beten, so beten sie ein anderesmal, ohne es zu wissen.

Wenn der Bauer seine schwere Arbeit Gott zuliebe thut, der es einmal eingerichtet hat, daß der Mensch auf Erden in Mühsal sei — so ist das ein wirkliches Gebet — er weiß es nur nicht. Wenn das alte Mütterlein ihren Kummer in Demut dem lieben Gott aufopfert, wenn sie denkt, heute möchte sie einem Armen gerne einen Bissen Brot reichen, weil sie der Herr mit einem ganzen Laib gesegnet habe, so ist das ein heiliges Gebet — und sie weiß es selber nicht, daß sie betet. Ja, man kann sogar während dem Ableiern des „Psalters“ beten. Denn das kommt oft vor, daß man während des Hersagens der Formeln fromme Gedanken hat; nur sind diese Gedanken ganz andere, als die in der Formel enthaltenen. Die Zunge lallt, die Lippen plappern, und die Seele hat doch ihre besondere Weise, bei dem gewohnten Gesumme sich zu Gott zu erheben. Es kann also das Lippengebet wohl ein gewisser äußerer Anlaß sein zum Gebete, Gebet selbst aber ist es in den allerseltensten Fällen. Die Gedanken und die Wörter haben nichts miteinander zu thun. Das Vaterunser in seiner Verballhornung ist als solches unfruchtbar geworden, und in diesem Verderb kann neben ihm etwas wachsen, aus ihm wächst nichts.

So ist bei unserem Landvolke das beschaffen, was man „beten“ nennt. Jeder, der die Leute von innen heraus kennt, wird mir beistimmen, muß mir beistimmen, weil es nicht anders ist.

Unser gutes Land ist ja doch schon seit Jahrhunderten gesegnet mit Schule, mit Religionsunterricht. Und die

Digitized by Google

Leute können noch immer nicht beten. Selbst in der Kirche haben sie kein gutes Beispiel. Der Meßner ist durch die Art, wie er vorbetet, manchen Leuten zur komischen Person geworden. Bei den Geistlichen selbst findet man wohl zumeist eine deutliche Aussprache im Beten, aber leider auch jenes mechanische, seelenlose Herableiern, das zu dem würdigen Vaterunserbeten der Evangelischen in einem unangenehmen Gegensatze steht. Man könnte fast glauben, es sei eine prinzipielle Norm aufgestellt, bei kirchlichen Gebeten jeden warmen, innigen Ton zu vermeiden, vielleicht um den verschiedenartigsten Naturen nicht freien Spielraum zu lassen, um auch in dieser Sache die allgemeine Gleichheit zu wahren und etwa, um anzudeuten, daß das Verhältnis des Betenden zu Gott nicht so sehr sinnlich und leidenschaftlich, als vielmehr rein theoretisch sein solle. Anders weiß man sich's nicht zu erklären, daß auch unsere Priester die Gebete so mechanisch und kalt hinratschen.

Zu den üblichen Gebeten gehören auch die Litaneien von der Mutter Gottes (lauretanische Litanei), von den Heiligen und von dem Namen Jesu. Da kann man bemerken, daß besonders in den Kirchen die Jesu-Litanei weitaus seltener gebetet wird, als die Marien-Litanei und die Heiligenlitanei. Aber auch bei diesem Gebete tritt in der völlig mechanischen Aussprache die Gedanken- und Andachtslosigkeit zu Tage. So wird das „Erbarme dich unser!" durch das unzählige Aussprechen nicht etwa zum mundartlichen „daborm dih über uns!" sondern zum unverständlichen „Bama di ans!" Anstatt „Bitte für uns!" hört man „Bid Franz!" Und ähnlich geht's durch das Ganze.

Mit größerer Herzensandacht als den vorgeschriebenen

Digitized by Google

Gebeten obliegt das Volk oft noch den selbstgewählten Gebeten, als da sind: der „Tobiassegen", „der Wettersegen", „der Fiebersegen", „der Haus- und Viehsegen", die alten „Wundergebetter", Beschwörungssprüche u. s. w. Zu solchen Erzeugnissen, wie sie auf Jahrmärkten zu bekommen sind, ist vielfach ein größeres Vertrauen vorhanden, als etwa zum Gebete des Herrn, das viele, trotzdem sie es täglich mehrere Dutzendmale leiern, einfach nicht kennen. Einem alten, kranken Bauern hat jemand einmal das Vaterunser ganz langsam und feierlich mit aller Innigkeit vorgesprochen. Der alte Mann stutzte, wollte dann mitbeten, begann aber plötzlich zu weinen vor Rührung. Fast war's, als hätte er es das erstemal im Leben gehört, er hatte sein tägliches Lippengebet nicht wieder erkannt.

Ein altes, bescheiden beschenktes Weib versprach, sieben Vaterunser zu beten. Ich erklärte ihr, schon mit einem einzigen zufrieden zu sein, aber es müßte das echte sein, das bei Matthäus VI steht. Das soll sich die Alte nachher haben hervorsuchen lassen und sich gewundert haben darüber, wie schön es ist.

Wozu das Gebet sonst vielfach mißbraucht wird, es sollte lieber nicht daran erinnert sein. Nur als Kuriosum ein paar Beispiele. Eine alte Magd kannte ich, die abends im Bette für „die armen Seelen im Fegefeuer" betete, damit sie leichter einschlafen könne. Ein abergläubischer Holzknecht betete, um Gespenster zu beschwören, die er überall wahrzunehmen glaubte. Ein alter Hirte betete den Rindern die „angehexten" Krankheiten ab. Ein Schuster betete, daß sein Dorfkonkurrent des jähen Todes sterben möchte. Ein Pferdedieb gelobte drei Psalter zu beten und

Digitized by Google

der Mutter Gottes zu Marriazell eine große Kerze zu opfern, wenn der nächste Diebstahl gelinge. — Derlei ist freilich nicht Alltäglichkeit, geschieht aber doch und zwar aus dem Mißverstehen des christlichen Gebetes, aus einer schauerlich irregegangenen Religiosität.

Und so wäre wohl eine große, aber peinliche Studie zu schreiben über das Gebet im Volke. Man fragt sich verwundert, weshalb bei solchen Zuständen die Kirche auf das viele Beten und endlose Wiederholen der Gebete so großes Gewicht legt. Wenn die Gegner sagen, man wolle durch dieses Mittel die Leute in der Gedankenlosigkeit erhalten, so erinnere ich die Erfahrenen daran, wie erstaunlich viel und profan sich während solcher Lippengebete denken läßt. —

Daß aber selbst im unvollkommensten Gebete eine gewisse Herzensbefriedigung, also doch eine Art von Erfolg liegen kann, das will ich gar nicht leugnen. Ja, schließlich hat so ein Mensch nach stundenlangem Gebete, und wäre sein Herz dabei auch ganz und gar unbeteiligt geblieben, die angenehme Überzeugung, eine gottgefällige Handlung vollführt zu haben. Und wer kann wissen, ob nicht am Ende auch Gott „ja" dazu sagt? Den Erfolg eines unabläßigen Bittens hat er (bei Lukas XI, 5—8) selbst angedeutet und freilich gerade dort in einem Anflug von Humor beigesetzt: Erhöre man den beständig Bittenden schon nicht aus Neigung, so doch wenigstens, um seines lästigen Drängens los zu werden.

Wäre ich ein Landpfarrer geworden, da thäte ich mir die jungen Leute hernehmen. „Kinder," wollte ich sagen, „beten kann man auch im Gedanken. Jeder gute Gedanke

Digitized by Google

an den lieben Gott, an den hilfebedürftigen Nächsten, jedes Wünschen, besser zu werden, Gott und seinen Auserwählten näher zu kommen, ist ein Gebet. Wer aber auch laut beten will, mit Worten, für den hat der Heiland alles, was wir beten sollen, in wenigen Sätzen zusammengetragen. Aber dieses Gebet des Herrn ist viel zu gut dazu, als daß ihr es alleweil nur so gedankenlos herabratschet; das müsset ihr nur in besonders feierlichen Stunden, und wenn euch recht ums Herz ist, beten, mit derselben Andacht, als ob ihr vor dem Altare knien und den Leib des Herrn empfangen thätet. Denn so wie euch der Priester die heilige Hostie auf die Zunge legt, so hat der Heiland selbst euch sein Gebet auf die Zunge gelegt." — Und dann müßten sie mir einmal das Vaterunserbeten lernen . . . .

Übrigens wird das wohl nicht auf mich allein ankommen. Ich glaube, daß es sehr viele Priester in ihren Gemeinden mit ihrer Jugend so halten werden. In den meisten Leuten ist halt eine Bockbeinigkeit vorhanden, und eine Gleichgiltigkeit für religiöses Herzensleben, die aller Bemühung spottet. Es geht wohl nicht an, für solche Charaktereigenschaften die Geistlichkeit allein verantwortlich zu machen; aber wenn da jemand bessern kann, so ist es allerdings zuerst der Priester. Dann kommt die Schule. Je gebildeter ein Mensch ist, je feinfühliger wird er für geistige, sittliche und religiöse Dinge. Und endlich kommen wohl auch Volksschriftsteller daran mit der Aufgabe, die Schäden aufzuzeigen und Reformen anzuregen, wie ich es eben in guter Meinung hier gethan habe.

Digitized by Google

Religionsfrevel im Landvolke.

Man braucht wohl nicht erst daran zu erinnern, daß die Landbevölkerung unserer Alpen von großer und vielfach auch von echt christlicher Religiosität ist. Das müßte schon ein seltenes, von fremden Einflüssen mißleitetes Ungetüm sein, dem es einfiele, eine absichtliche Gotteslästerung zu vollführen. Es würde auch auf der Stelle gelyncht werden. Und doch giebt es, wie wir in den Gerichtssälen sehen können, jahraus jahrein zahlreiche Religionsfrevel, und solcher, die nicht in den Gerichtssaal kommen, sind unzählige.

Es wird hier nicht die Rede sein von jenen Freveln, die eine wirkliche Gotteslästerung bedeuten, weil sie an den Allgütigen und Allgerechten oft Zumutungen stellen, die nichts weniger als einen göttlichen Charakter an ihm voraussetzen. Das sind jene Arten von Aberglauben, durch welche man Gott zu eigennützigen Zwecken, zum Schaden anderer Personen, zu schlechten Handlungen mißbrauchen will. Jener Mann, der eine große Kerze nach Mariazell opferte, in der guten Meinung, beim nächsten Diebstahl nicht erwischt zu werden; jenes Weib, das den Arsenik in die Kirche trug, in der Absicht, das Gift weihen zu lassen, mit dem

Digitized by Google

es den Ehegatten töten wollte; jener Mann, der während seines falschen Eides eine Hostie an der linken Brustseite am Herzen trug, damit der Meineid nicht Sünde sein sollte: das sind die wahren Gotteslästerer. In geringerem, aber nie zu rechtfertigendem Grade sind es auch solche Personen, welche z. B. durch Lippengebete, Geldopfer, durch landesübliche Verehrung von Heiligtümern, durch äußere religiöse Übungen sich entsündigen wollen. Zum mindesten kommt ihr Thun manchmal Bestechungsversuchen gleich, durch welche unsere reine Vorstellung von Gott auf das empfindlichste beleidigt wird. Ich habe bei meinen Volksschilderungen mehrmals Anlaß genommen, solche unchristliche Sitten zu rügen, zu verspotten, was mir aber von gewissen Seiten selbst als — Religionsfrevel ausgelegt worden ist. Ein derber Jugendübermut, der solche Dinge manchmal vielleicht etwas unmittelbarer dargestellt hat, als es gerade nötig gewesen, mag hie und da bei befangenen Lesern wohl Ursache von Mißverständnissen geworden sein; eines Sacrilegiums bin ich mir nicht bewußt. Bei gewissenhafter Darstellung des Volkslebens lassen sich so bezeichnende Merkmale der Volksseele nicht umgehen.

Ich gedenke hier einige Beispiele volkstümlicher Religionsfrevel zu erzählen, die nach meiner Meinung gar keine Religionsfrevel sind, erstens, weil die Absicht zu freveln fehlt und zweitens, weil in den meisten Fällen das ebenso wenig beabsichtigte Ärgernis auch thatsächlich nicht gegeben wird.

Der Mensch besitzt, wie wir alle wissen, einen großen Nachahmungstrieb und man könnte sagen, je tiefer seine Kulturstufe, desto größer der Nachahmungstrieb. Dazu

Digitized by Google

kommt bei unseren Alplern noch der Hang nach dramatischen Schaustellungen. Welche Vorbilder aber haben sie hierin? Kein anderes, als die Kirche und ihren Kultus. Wenn sie nun bei irgend welchen festlichen Anlässen, guten Gelegenheiten und bummelwitzigen Stimmungen angeregt sind, etwas zu treiben, darzustellen, an was werden sie sich lehnen, als an kirchliche Ceremonien, was werden sie nachahmen, als das, was sie in ihrer Dorfkirche sehen?

Der Fremde wird betroffen, vielleicht empört sein, wenn er sieht, wie die sonst so religiösen und gut katholischen Bauern bei ihren weltlichen Lustbarkeiten, auf der Hirtenmatte oder im Wirtshause Dinge treiben, die einer krassen Verhöhnung der kirchlichen Gebräuche und Heiligtümer ähnlich sind wie ein Ei dem anderen! In meiner Jugend, lange vor Einführung der Neuschule, habe ich sogenannte Brechlerabende mitgemacht. Das sind Abendfeste, wie sie ein Bauer seiner Nachbarschaft giebt, die ihm den eingeheimsten Flachs brechen halfen. Heute sind solche Versammlungen, um zu essen und tolle Streiche zu vollführen, in der Bauernschaft fast abgekommen. In jenen Zeiten ging es hoch her! Da gab's eine große Mahlzeit, der allerhand Spiele und Schaustellungen folgten. Kam zum Beispiel ein Kapuziner, den irgend ein mit komischem Talente begabter Bauernknecht darstellte, dieser stieg in seiner braunen Kutte auf den Tisch, las das Evangelium „von den drei Jungfrauen, die durch den Wald spazieren gingen und drei Jägerburschen begegneten". Dann hielt er in dem bekannten Predigertone und mit den dazugehörigen Gesten eine Predigt, die an Drastik und Drolligkeit nichts zu wünschen übrig ließ, aber auch fortwährend Anklänge an die kirchlichen Worte und Anspielungen von manchmal

Digitized by Google

ziemlich bedenklicher Art enthielt. Dann verkündete er ein Ehepaar mit Bezugnahme auf Anwesende. Die Leute lachten und nichts weiter. Nach der Predigt folgte zumeist die Trauung, bei welcher der Kapuziner irgend ein Paar ganz nach kirchlicher Art copulierte. Zum „Segen" wurde dem arglosen Pärchen gewöhnlich ein Topf mit kaltem Wasser über die Köpfe gegossen.

Bei derlei Brechlerfesten hatte man auch gerne die „Allerheiligenlitanei" gebetet, in welcher bekannte Personen der Gemeinde angerufen und nach ihren komischen Eigenschaften oder körperlichen Gebrechen bezeichnet wurden. Einen solchen Brechlerabend habe ich in meinem „Volksleben in Steiermark" genauer zu beschreiben versucht.

Beliebte Volksspiele waren und sind in manchen Gegenden heute noch das „Bischofeinweihen" und das „Lazarusbegraben", wobei man immer wieder kirchliche Ceremonien nachahmt, die schließlich aber stets in einen Schabernack ausgehen. So werden beim Bischofeinweihen die weißen (Werg-)Haare des arglosen „Bischofs" mit einem Lichte angebrannt, was unter dem Scheine des Zufalls zu geschehen hat. Mit dem Werge läuft zumeist auch das natürliche Haar des „geweihten Bischofs" Gefahr, in Flammen aufzugehen. Beim „Lazarusbegraben" erhebt sich der Tote plötzlich, um dem nächsten ahnungslosen Leidtragenden in die Nase zu beißen. Manchmal kommt es vor, daß jemand sagt: „Aber Leut', thut's doch nit so Fravel treiben mit heiligen Sachen!" Darauf stellen sie entweder ihr Treiben ruhig ein, oder haben eine bauernwitzige Bemerkung gegen den Mahner und fahren fort oder überhören die Mahnung ganz. Wenn's nachher zum wirklichen

Digitized by Google

Gottesdienste in der Kirche kommt, ist alle Mummerei vergessen und sie geben sich wieder aller Gläubigkeit und Frömmigkeit hin, deren sie von Natur aus fähig sind.

Weitum bekannt ist das sogenannte „Faschingbegraben" am Aschermittwoch, wobei eine Puppe oder ein Faß in einem Trauerzuge gegen den Kirchhof getragen und in der Nähe desselben unter förmlichen Begräbnis-Ceremonien bestattet wird. Prozessionartige Aufzüge sind überhaupt Lieblingsbelustigungen ausgelassener Gesellschaften. Mit Trommeln und Fahnen ziehen sie singend umher, einer oder der andere ist priesterartig angezogen; vor Maibäumen oder Steinhaufen oder hübschen Weibsleuten, an denen sie vorbeikommen, machen sie ihre Kniebeugungen, klopfen auf die Brust und murmeln im Gebettone Worte, die freilich nichts weniger sind als christliche Gebete.

Vor etlichen Jahren am Faschingdienstage hat sich in einem steirischen Orte folgendes ereignet. Eine lustige Magd hatte zu viel getrunken und mußte sich ins Bett legen. Davon hörten die im Wirtshause versammelten Burschen und ein Spaßvogel machte den Vorschlag, die „schwerkranke Dirn zu versehen". Da waren alle gleich dabei. Einer zog über seinen Kleidern ein weißes Hemd an, hing eine rote Halsschleife als „Stola" um, flocht einen Krapfen in Stroh ein, den er wie das Sakrament vor sich an der Brust einher trug. Vor diesem „Pfarrer" ging ein Bursche mit der Laterne. So schritten sie am hellen Tage durch den Ort gegen das Haus, wo die Magd lag. Unter den Bewohnern entstand Ärgernis und hier war die Grenze, wo der Scherz zum Frevel wird. Als der falsche „Pfarrer" den Krapfen der „auf den Tod kranken Magd zur letzten

Digitized by Google

Wegzehrung" reichen wollte, erhob sich diese Magd und versetzte dem Burschen eine gellende Ohrfeige. Das war der richtige Abschluß einer solchen Feierlichkeit. Später hat sich auch das Gericht für den Fall interessiert. Dieses pflegt solche Delikte mehr in pädagogischem Sinne zu schlichten. Die Absicht zur Gotteslästerung war nicht vorhanden, also konnte es eine Gotteslästerung nicht sein; Gott in seiner unendlichen Überlegenheit ist auch nicht empfindlich. Aber ein Beispiel des Ungeziemenden war es und das religiöse Gefühl der Leute wurde verletzt, nicht sowohl Gott, als vielmehr die Menschen wurden beleidigt oder konnten verführt werden, an solchen Ungebührlichkeiten Gefallen zu finden. Darum die Strafe.

Aber auch jener Bauer wurde dem Gerichte eingeliefert, der mit seinem Nachbar Prozeß wegen eines Grenzbaumes führte. Nachdem alle Beteuerungen, daß der Baum ihm gehöre und schon seinem Vater und Großvater gehört habe, nichts geholfen, rief erregt aus: „Und wenn dieser Baum nicht mein ist, so soll unser Herrgott ein —." Also hat er das Sprichwort gesteigert, welches im Volke sehr oft gebraucht wird: Wenn dies oder das nicht ist, so will ich ein Spitzbub sein! — Diese Rede war hier wohl eher das Gegenteil einer Gotteslästerung, sie war eine eidartige Bekräftigung seiner Aussage, von der er überzeugt und durchdrungen war, sie hatte den Sinn des „so wahr Gott lebt!" Das Gericht hat deshalb den Mann ruhig nach Hause gehen lassen.

Reich an Gottesentwürdigung wären dem Unverständigen die alten Krippenlieder, in welchen Gott ein „alter Tatel", ein „armes Hascherl", ein „guter Lapp" und dergleichen

Digitized by Google

genannt wird. Nie ist es im Volke jemandem eingefallen, an solch einfältigen, herzwarmen Bezeichnungen einen Religionsfrevel zu finden. Hingegen ist jener Schriftsteller beanstandet worden, der in einer Volksscene das Sprichwort anwendete: „Iß den Sterz, er ist mit einem Gesegn'dir'sgott geschmalzen!" Der übermütige Bauernbursche ferner, der sein Mädchen mit den Worten grüßte: „Gegrüßet seist du, Maria, du bist voll der Gnaden!" benützte das kirchliche Gebet zu einem bequemen Ausdruck seiner Empfindung, ohne auch nur den Schein eines beabsichtigten Frevels auf sich geladen zu haben.

Unser Landvolk ist mit seiner ganzen Wesenheit so tief eingesponnen in religiöse Gegenstände und Sitten, daß manche Stube eher einer Kapelle ähnlich sieht, als einem Wohnraume. Kruzifixe, Heiligenbilder, Rosenkränze, Weihwasserkessel, geweihte Wachskerzen, Gebet- und Erbauungsbücher und dergleichen Dinge zieren Wand und Winkel. Wenn also die alte Grabenschusterin ihr Kaffeetöpflein mit dem aus Pappe verfertigten Bild der heiligen Elisabeth zuzudecken pflegt, damit es nicht zu schnell ausdampfe; wenn die „Grallen" einer unvollständig gewordenen und nicht mehr gebrauchten Betschnur als Spielmarken beim Kartenspiel benützt werden; wenn das Dirndl in verschwiegener Nacht den Liebesbrief schreibt bei dem Scheine einer geweihten Wachskerze — so sind das gewiß keine absichtlichen Frevel, es ist bloß ein gedankenloses Benützen des Nächstliegenden. Freilich muß gesagt werden, daß in solchen Fällen eine Verehrung für die religiösen Gegenstände nicht sehr groß sein kann, sonst müßte den Leuten der Herzenstakt in die Hand fallen mit der Mahnung: Das schickt sich nicht!

Digitized by Google

Nicht immer ist es Frömmigkeit, wenn der Bauer gegen den Himmel blickt. Dem Bauer ist, so hörte ich einmal jemanden sagen, der Himmel das, was dem Geschäftsmanne der Kurszettel ist. Dieser Ausspruch wäre gleich für sich ein Religionsdelikt, wenn er nicht seinen wahren weltlichen Sinn hätte. Wenn der Bauer gegen Himmel blickt, um zu sehen, wie es mit dem Wetter steht, so ist das thatsächlich ein Blick in seinen Kurszettel. Daß er über den Wolken und über den Sternen noch etwas anderes weiß und besitzt, dadurch unterscheidet sich der Bauer himmelhoch von jenen Leuten, die ihre Seligkeit und Verdammnis nur im Kurszettel finden.

Einem Religionsfrevel, wenigstens einer vollkommenen Pietätlosigkeit, kommt die Art des Betens gleich, die im vorigen Abschnitte geschildert worden ist.

Wer in meinen Volksbeschreibungen erfundene, absichtliche Religionsfrevel wittert, der möge nur einmal ein Jährchen als Bauer unter Bauern leben. Er wird seine Wunder sehen und hören. Doch selten oder nie wird es eine gewollte Gotteslästerung sein, was er da erfährt, als vielmehr Roheit, Sinnlosigkeit und Freude an ungewöhnlichen, packenden Scenen und Schaustellungen. In der einen Absicht, witzig zu sein, sündigen die Menschen überhaupt viel.

Ich war einmal in der Lage, einen Hauptspaß zu vereiteln. Dieser „Hauptspaß" sollte darin bestehen, daß etliche halbbesoffene Burschen dem Wirte ein eben geschlachtetes Schaf stahlen und dasselbe ans Missionskreuz nageln wollten. Weil ich mit meinen theoretischen Abmahnungen nicht durchzudringen vermochte, für Ausübung

Digitized by Google

des Zwangsrechtes aber zu schwach war, so griff ich zur List und schlug vor, den Hammel im Walde zu braten und zu verzehren. Das war zwar vorläufig ein bißchen Diebstahl, doch lieber wußte ich das Schaf in den unrechtmäßigen Mägen als auf dem Kreuze. Da der Braten im Walde ebenfalls ein „Hauptspaß" war, so gingen sie darauf ein und am nächsten Sonntage haben wir zusammengethan, um den Wirt zu entschädigen.

Bei den obligaten Schulbeichten kommt es vor, daß einer für den anderen Kollegen gegen kleines Entgelt zur Beichte geht. Ähnlich trieben es die Bauern Michel und Toni. Da der Michel ohnehin gerade zur Beichte ging, so ward er vom Toni ersucht, auch gleich seine Sünden mitzunehmen und in den Beichtstuhl hineinzusagen, er bedingte sich für diese Gefälligkeit eine Maß Bier. Die auferlegte Buße ist nachher aber so ausgefallen, daß der Michel den Handel gar gerne wieder rückgängig gemacht hätte.

Soviel ich von dieser Sorte noch zu erzählen wüßte, so wird es doch am besten sein, zu schließen. Wenn, wie gesagt, solchen Vorkommnissen auch nicht die Tragik bewußten Religionsfrevels beigemessen werden kann, so ist es immerhin unbehaglich, allzuviel davon zu hören. Diese Darstellungen möchten nur darauf hinweisen, daß die „Religionsfrevel" im Volke nicht in Glaubenslosigkeit oder bösartiger Spottsucht ihren Grund haben und daß, wenn die Gefahr des Ärgernisses ausgeschlossen wäre, sie lediglich in die Fälle von Roheit, Dummheit oder Bummelwitzigkeit eingereiht werden müßten.

Digitized by Google

Los von Rom?

Es war zur Zeit der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes, als Ludwig Anzengruber das Wort sagte: „Na, des Bissels wegen, da! Wenn man schon neunundneunzig Pfund glaubt, warum nicht gleich den ganzen Centner."

Das stimmt. Und stimmt doch nicht ganz, wenigstens bei mir nicht. Ich glaube der katholischen Kirche von ganzem Herzen alles, was sie mir aus dem Evangelium Christi zu glauben vorstellt. Ich ehre den katholischen Kultus, insofern er mich erbaut, erhebt, zu reinen Empfindungen adelt, ich ehre die Sakramente, weil ich es vermag, in ihnen die hehre Idee des Christentums versinnbildlicht zu sehen. Ich ehre die Kirchengebote, weil sie von der Welt ablenken und uns dem Göttlichen näher bringen sollen. Ich glaube die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Jungfräulichkeit der Messiasmutter, von den Wundern und der Auferstehung Christi, wenn es mir gestattet ist, sie so symbolisch zu nehmen, daß sie meiner Auffassung und meinem Herzen nahekommt. Und ich empfinde in diesem Glauben die Gnade einer großen Glückseligkeit.

Digitized by Google

Wenn ich aber glauben soll, daß der Papst in allen religiösen und kirchlichen Dingen so unfehlbar sei, wie Gott selbst, und daß der Papst auf Grund dieser Unfehlbarkeit sich zum unbedingten Herrn aller Fürsten und Völker der Erde in geistigen Dingen machen darf, und wenn ich glauben soll, daß der Mensch einzig nur in dieser römisch-katholischen Kirche selig werden kann und außerhalb derselben alle Menschen, und seien sie noch so edel und gut, verloren sein müssen — so ist dies das hundertste Pfund, das ich nicht mehr zu tragen vermag. Und indem man dieses aufgedrungene hundertste Pfund unwillig abwirft, kann es leicht vorkommen, daß auch etliche andere Pfunde mitpurzeln.

Die katholische Kirche, sagt man, strebe nach Weltherrschaft. Das thut sie. Nicht allein um die allgemeine Ausbreitung der römisch-katholischen Konfession ist's ihr zu thun (in diesem Sinne ist ja jede Konfession und jede Sekte bestrebt, so weit als möglich zu kommen), sondern thatsächlich um den Haupteinfluß auf Gesellschaft und Politik in allen Ländern. Dabei ist aber kein persönlich egoistisches Interesse im Spiele, wie etwa bei Dynastien, die sich weltlich befestigen. In der kirchlichen Priesterherrschaft hat — principiell genommen — kein einziger der Herrscher groben persönlichen Vorteil. Keiner kann über kirchliches Vermögen für sich selbst verfügen oder es seiner Familie übermachen; selbst der gewählte Papst ist nur Verwalter, und seine Reichtümer stehen nach seinem Tode wieder der Kirche zu. Der katholische Geistliche lebt weniger für sich, als für ein Gemeinsames, nämlich für die ganze Kirche. Und die meisten dieser Männer sind davon

Digitized by Google

überzeugt, daß die römisch-katholische Weltherrschaft für die ganze Menschheit ein Glück sein würde. — Diese Auffassung, daß die Kirche eigentlich in bester Absicht handelt, versöhnt uns einigermaßen mit ihren Herrschergelüsten, die aber nichtsdestoweniger im Sinne des Christentums ein ungeheurer Irrtum sind.

Es geschieht allerdings nicht gar zu häufig, daß jene Dogmen und Grundsätze, mit denen sich selbst mancher katholische Priester in seinem Innern nicht abzufinden weiß, sehr laut betont werden. Man hat doch ein bißchen Respekt vor dem gesunden Menschenverstand, der ja auch von Gott kommt. Manchmal werden sie aber doch ausgerufen und dann allemal zum Ärgernis vieler, die von Christus wissen, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist, daß sein heiliger Geist zu jedem kommt, der guten Willens ist, und daß alle Menschen Brüder unter sich und Kinder eines Vaters im Himmel sind.

Unter Umständen kann man ja zugeben, daß die katholische Kirche die alleinseligmachende ist. Nämlich gerade für solche Menschen, deren individueller Natur sie und ihre Einrichtung entspricht. Für andere mit anderer Eignung ist wieder ein anderes Bekenntnis, das sie ihrem Gott am nächsten bringt, das seligmachende.

Ich schweige schon, denn nach bekannten Grundsätzen wäre das die reine Häresie. Übrigens, dogmatisch wissenschaftlich betreibe ich die Religion nicht, und würde sie auch dann nicht wissenschaftlich betreiben, wenn mir alle theologische Schulung zu Gebote stünde. Die Religion ist unser persönliches, inniges Verhältnis zu Gott und hat mit irdischem Wissen und seinen Beweisen nichts zu thun. Ich glaube unerschütterlich an Jesus

Digitized by Google

Christus, unsern Erlöser; und auf welche Art ich ihm am nächsten komme, das ist meine Sache. Soweit die katholische Kirche, das Bekenntnis meiner Vorfahren, mich darin fördert, nutze ich dankbar ihre heiligen Mittel. Und sie hat mir, wie oft schon, reiches Seelenglück gewährt. Ein Seelenglück, das allerdings manchmal, zwar vielleicht nicht von ihr selbst, doch aber von manchem ihrer Vertreter wieder zerstört worden ist. Wenn eine ganz und gar weltliche Partei mitten in der Kirche sich breit macht, heuchlerisch alle aus Liebe retten zu wollen vorgiebt, um sie dann für ihr weltlichen Sonderzwecke auszunützen, und wenn sie alle leidenschaftlich verdammt, die nicht mit ihr sind und sein können; wenn diese Partei immer unter der Maske der Religion, mit niedrigstem Cynismus jeden befeindet, der bangend und hoffend Gott auf anderem Wege sucht: so sind wir bei solch täglichen Erfahrungen geneigt, die Sünden dieser verabscheuenswerten Partei der katholischen Kirche, die sie duldet und unterstützt, zur Last zu legen. Nichts kann mich mehr entrüsten, als dieses namenlos hoffärtige und scheelsüchtige Herabblicken auf Menschen anderer Bekenntnisse, wovon ihnen gerade die christlichen die verhaßtesten sind. Solche Gesinnung sieht gemeinem Geschäftsneide aufs Haar ähnlich. Sie kommt ja vor in jeder Konfession, die mit der Welt, ihrem Reichtum und ihrer Macht liebäugelt, und ich verachte sie auch in jeder Konfession auf das gründlichste Darum zittere ich vor allen Kirchen, die weltliche Gestalt annehmen, und mein Gebet ist nur immer, den Geist Gottes zu finden und zu erkennen.

Allein, das geht wieder nicht ohne Zwiespalt ab. Wir sind Menschen, sinnliche Wesen, und nur das heimt sich am

Digitized by Google

besten ins Herz, was durch unsere Sinne eingeht. Die Religion im Geiste allein wäre ja wohl das höchste, und sie ist immer wieder gepredigt worden. Aber sie ist den meisten unter uns zu unsichtbar, zu unhörbar, zu unfaßbar, wir dürsten nach Gestalt, nach Klang, nach Duft, die Gott annehmen soll, um sich uns zu zeigen, weil wir alle mehr oder weniger ungläubige Thomase sind, die das Mal sehen wollen, um zu glauben.

Rührend ist die Sehnsucht nach Religion und Kultus, die heute wieder aufwacht in den Menschen. In den modernen Menschen! Man hätte es kaum mehr für möglich gehalten. Die Kirchen rüsten sich eifrig, die Nahenden aufzunehmen. Allein es kommen eben moderne Menschen, mit größerem Weltblick, die nebst der Religion auch andere Ideale haben — eine erweiterte Humanität und Duldung, oder ein leidenschaftliches Nationalgefühl, oder die nüchterne Verstandesmenschen sind. Diese, wenn sie nicht gleichgültig, sondern in ernster Meinung zur Kirche kommen, werden denn auch verlangen, daß die Form der Bekennung Gottes, der Kultus ihren Idealen nicht zu sehr widerspreche. Die Religion soll den Menschen ja nicht aufheben, sondern ihn erweitern und vervollkommnen, sie soll seine weltlichen Bestrebungen nicht verneinen, sondern sie heiligen. Und der menschlichen Artung müssen die Kirchen Rechnung tragen, die nicht untergehen wollen. Ich hoffe von der gegenwärtigen Bewegung einen Vorteil für die Katholiken. Wenn in dieser Kirche eine Reform eintritt, dann ist sie die unwiderstehlichste.

Vor kurzem trat ich zur Sonntagsfrühe in eine Kirche ein. Es war mitten in der Stadt, über der ver-

Digitized by Google

sammelten Gemeinde atmete eine Ruhe und eine Andacht und eine Hingebung, wie man sich eine solche Weihestimmung in den Zeiten der ersten Christen denkt. Der Priester im katholischen Ornat trat an den Altar, der mit den sechs still brennenden Kerzen und dem hohen Kreuzbilde geschmückt war. Unter reinem Orgelklang sang ein Chor deutsche Weihelieder. Der Priester las zu dem Meßopfer die Epistel und das Evangelium, aber nicht in einer Sprache, die die Gemeinde nicht verstehen kann, sondern in unserer lieben deutschen Muttersprache. Dann bestieg er die Kanzel und redete milde und liebreich von der christlichen Lehre. Dann trat er wieder an den Altar, um das hochheilige Gedächtnisopfer zu vollführen. Es war die allen Katholiken bekannte Messe, aber nicht lateinisch, sondern deutsch. Das Credo deutsch, das Sanctus deutsch, das Paternoster deutsch, die Kommunion deutsch, das letzte Evangelium deutsch, und in deutscher Auffassung die Heiligung und Genießung des Brotes und Weines zum Andenken an den Herrn. Und wie das so in großer einfacher Feierlichkeit und Inbrunst sich vollzog, da ist mir das erste Mal die ganze Erhabenheit des Meßopfers klar geworden. Ich konnte mit dem Priester mitdenken, mitbeten, kein kalter, fremder, fürs Herz wertloser Laut störte mich, es war meine Zunge, in der der Opfernde zu Gott sprach. Nie noch zuvor war mir meine Muttersprache so innig vorgekommen, nie noch das Meßopfer so erbauend.

Als es vorüber war, schrie etwas in mir auf: Warum ist mir und meinem Alpenvolke nicht gegönnt, das in unseren Kirchen zu finden? Warum giebt die römisch-katholische Kirche, die uns ja doch so sehr liebt, uns

Digitized by Google

nicht das, was unser ist: den Gottesdienst in der Muttersprache?

Es ist für den Laien sehr schwer zu verstehen, warum man den katholischen Gottesdienst überall in einer Sprache abhält, die nirgends verstanden wird. Wenn das Latein wenigstens die Sprache Jesu gewesen wäre! Aber er selbst hat den heiligen Geist über die Apostel geschickt, damit sie zu allen Völkern in ihren Zungen sollten reden können. Hundert Gedanken drängen sich in dieser Sache auf, aber ich vermute, daß man mir von jener Seite, nach der ich mich heute nicht das erste Mal bange mahnend wende, entweder mit wohlfeilem Hohn antwortet, oder mit scholastisch-dogmatischen Gründen, deren immer gerade dort am meisten zur Hand sind, wo etwas an sich und naturgemäß keine Begründung hat. Das Göttliche in der Religion haben wir ja demütig anzubeten, ohne es begreifen zu wollen, das Menschliche an ihr aber — und das ist die Form, der Kultus, der Ritus — das wollen wir verstehen, von dem verlangen wir, daß es unserem Wesen und unserem Leben angemessen sei.

Wenn die große Menge bisher den lateinischen Gottesdienst, das Dogma von 1870 und anderes gelassen hingenommen hat, so ist die Gewohnheit, die Gleichgültigkeit daran schuld. Wenn die Leute wirklich religiöser werden, wenn sie mit dem Herzen zurückkehren zum Christentum und wieder Gewicht legen auf dessen Kultus, dann werden sie allerdings ihre moderne Eigenschaft, die Kritik mit sich bringen, vor der viele Satzung und Einrichtung nicht bestehen kann.

Heute hört man überall den Ruf: Los von Rom!

Digitized by Google

Es ist ein bedenkliches Zeichen, daß man zu politischen Zwecken die Bekenntnisse wechselt. Vorbild dazu aber haben jene Kirchen gegeben, die selbst politisch geworden sind. Und es ist immer gefährlich, seine Seele für Weltliches auszubieten. Jener Pastor hat die Leute gar nicht freundlich empfangen, die aus rein politischen Gründen zur evangelischen Kirche übertreten wollten, und man versteht es, daß der evangelische Kirchenrat Österreichs seine Geistlichkeit ermahnt, sich nicht an einer Agitation zu beteiligen, die mit der christlichen Religion wenig zu thun hat. — Immerhin ist die Sache bedeutungsvoll. Der nationale Gedanke mag der erste Anstoß zur neuen Bewegung geworden sein, ihm sind aber Reihen und Reihen gefolgt, deren Abfall mehr, als Politik bedeutet! — Und wenn man jene Satzung betrachtet, die geradezu an die hoffärtigen Engel im Himmel erinnert, und die herzlose Unduldsamkeit, die alles verachtet und verdammt, was nicht ganz genau mit jedem Buchstaben der Verordnungen einverstanden sein kann; und die Zurücksetzung des Evangeliums vor dem Katechismus; dazu noch die ausgesprochene Feindseligkeit gegen unser Volk, das deutsche Volk, dem man sogar den deutschen Volksgesang in der Kirche streitig macht — wahrlich so wird der Unmut lebendig. Und wenn man andererseits die Schönheit und Würde des christkatholischen Gottesdienstes in deutscher Form kennen lernt, so frägt man sich: Warum das nicht auch uns?

Los von Rom! — Der Ruf wird kaum so schnell verhallen, denn es geschah allzuvieles, was unseren Rechten und Empfindungen ein Faustschlag ins Gesicht ist. — Man wird sich entsetzen, wenn ein großer Abfall geschehen sollte, aber man wird sich nicht darüber wundern dürfen.

Digitized by Google

Ich bilde mir natürlich nicht ein, daß unser nimmermüdes Wünschen und Bitten Erwägung finden wird. Und sollte selbst das ganze deutsche Volk aufschreien: Ihr Hüter des Christentums, einigt euch in Duldung und Wohlwollen und gebt Gott, was Gottes, aber auch den Menschen, was des Menschen, den Völkern, was der Völker ist! ich fürchte, es würde vergebens sein. — Wer weniger Gewicht auf den Krug legt, als auf den Wein, der tröste sich damit, daß, wenn er will, das Evangelium schließlich in allen christlichen Kirchen zu finden ist und — bisweilen auch außerhalb derselben! Für Manchen wird es aber einen schweren Konflikt bringen, dieses Los von Rom. Man kann ihm nicht helfen, er muß mit sich selber fertig werden.

Ich habe meinen Standpunkt angedeutet, ohne Absicht jemanden zu ändern. Mein Rat ist, in solchen Dingen oft und ernst das eigene Gewissen zu befragen. Wem die Kirche einmal gleichgültig geworden ist, wer das Vertrauen zu ihr verloren hat, und doch ein Bekenner des Christentums sein will, der mag sich redlich hingeben für etwas anderes, das ihn beseelt und sittlich fördert, sei es der streng und begeistert dem Evangelium zugekehrte Protestantismus, sei es der zwischen diesem und der römischen Kirche stehende Altkatholicismus. Und sei es das rein geistige Christentum — um so besser.

Digitized by Google

Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke.

Eine Hauptsache auf unsern süddeutschen Jahrmärkten — soweit bei denselben nicht gezecht und gerauft wird — ist die Frömmigkeit. Sie kommt gleichsam in den Handel unter Rosenkränzen, Amuletten, Gebetbüchern, Wachskerzen, Heiligenbildern und dergleichen. So findet man auf Papierblättchen auch „das wahrhaftige und echte Bildnis unsers Herrn Jesu Christi.“ Es ist ein geistloser Abklatsch des landläufigen Christustypus, der beiläufig so richtig und so unrichtig sein dürfte, wie das himmlische Bild dieses einzigen Menschensohnes, das seit dem Mittelalter bei uns vorherrscht, und das durch das Prisma des Dogmas die ursprüngliche warmblütige Gestalt, in der wir den Herrn so recht kernig fassen und lieben könnten, völlig verloren hat. Woher auch soll ein „wahrhaftiges“ Bild Jesu kommen? Zu seiner Zeit gab es in Palästina weder Porträtmaler noch Photographen, denen er gesessen wäre. Und daß er sich einem der heidnischen Bildhauer zur Verfügung gestellt hätte, ist auch nirgends zu lesen. Von Lukas, dem Evangelisten, geht die

Digitized by Google

Sage, daß er Maler gewesen; es wäre ja möglich, daß die Jünger den Meister gebeten hätten, sich von dem Künstler „verewigen" zu lassen, oder daß der Maler ihn aus der Erinnerung fixiert haben könnte, allein Lukas — hat ihn wahrscheinlich nie gesehen. Mit Ausnahme des Johannes und Matthäus hat ihn keiner der Evangelisten gesehen. Sie lebten reichlich ein Menschenalter später als der Heiland und haben ihre Aufschreibungen nur nach mündlichen Überlieferungen machen können. Nach einer schönen Legende hat Jesus sein Angesicht auf dem Kreuzwege ins Schweißtuch der Veronika abgedrückt; doch es ist eben nur eine schöne Legende. Eine ganz andere Wichtigkeit hat es für uns, wie sich seine geistige Persönlichkeit in die Gemüter der Zeitgenossen eingeprägt hat.

Nach diesem nachhaltigen Eindruck sind die Evangelien entstanden, das einzige Dokument der Persönlichkeit Jesu, aus dem man sich ein sinnliches Bild gestalten kann. Das Interesse daran ist ja ungeheuer groß. Jeden von uns, er sei gläubig oder nicht, begleitet Jesus in irgend einer Weise durchs Leben, obschon wir es heute, zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nach Christus noch immer nicht wissen, was Christentum ist.

An gar manchem Tage legt man sich abends sorgenvoll zu Bette; denn das, was man sollte und wollte, ist selten erreicht, und morgen will der wilde Kampf ums Dasein, das schwere Ringen nach dem Idealen neuerdings angehen. In solch bangen Stimmungen greife ich gern zum Evangelienbuch, aus dem meine Vorfahren ihre Labnis und Hoffnung geschöpft haben, und aus dem gleichsam ihre Seelen, die erlösten, wieder zu mir sprechen. Und

Digitized by Google

als ich im Winter 1899 eines Bruſtleidens wegen wochenlang im Zimmer feſtgehalten war, gleichſam wie in einem Kloſter abgeſchieden von der Welt, nur einem ſeeliſchen Bereiche lebend, da habe ich mich wieder einmal in die Evangelien vertieft. Und es hat mir Freude gemacht, aus dieſer Urkunde, wie ich ſie ohne theologiſche Auslegung verſtand, ein Bild Jeſu zuſammenzuſtellen, das meinem Herzen um ſo näher trat, je menſchlicher es ſich geſtaltete. Jeſus, der ſchließlich an meinem Bette ſtand, war nicht derſelbe, der uns aus den Dämmerungen des Mittelalters geſtiegen.

Am Fluſſe Jordan hielt ſich ein Mann auf, der — dem Sehnen des jüdiſchen Volkes gemäß — ein neues Gottesreich predigte, die Nähe des erwarteten Meſſias verkündete, die Leute, die ihn anhörten, zur Buße aufforderte und ſie zum Zeichen der Gemeinſchaft mit Waſſer taufte. Unter der Menge, die ſich um den Propheten Johannes zu verſammeln pflegte, ward eines Tages ein noch junger Menſch geſehen, ein Zimmermann aus dem unweit entfernten Nazareth, der ſich ebenfalls taufen ließ. Eine Weile ſpäter, nachdem er ſich in der Wüſteneinſamkeit geſammelt und vorbereitet hatte, trat dieſer Menſch ſelbſt als Volksprediger auf. Er zog durch die Länder Galiläa, Samaria und Judäa auf und ab, und überall, wo er ſich zeigte, war ein großer Menſchenandrang. Sie hörten ſeine Predigten, die zuerſt auf dem Grunde des Geſetzes Moſes ſtanden, dieſe aber einerſeits an Strenge, andrerſeits an Milde und Herzensfreudigkeit weit übertrafen. Die Leute dürſteten leidenſchaftlich nach ſeinen Worten, gerieten bei ſeinem Nahen oft geradezu in Verzückung. Sie erlebten

Digitized by Google

Wunder. Und je mehr deren geschahen, je mehr wollten sie noch sehen, sodaß er manchmal ärgerlich wurde, wenn sie ohne Wunder nicht glauben wollten.

Er mußte ein sehr auffälliger Mann gewesen sein, obschon er sich nicht anders kleidete als andre. Er mußte ein überaus berückendes Wesen gehabt haben. Ich denke mir ihn schlank und hager, mit einem Untergewand und einem langen Wollrock. Sein Bart jung und schütter, sein Haar dunkelbraun, in reichen Strähnen über den Nacken herabwallend und sich am Rande etwas kräuselnd. Sein Gesicht blaß und zart, seine Lippen voll und rot, seine Augen mit einem feuchten Glanze der Güte und des Mitleides, gelegentlich mit einem Feuer, das alles ergriff. Er trug weder Hut noch Stab, an den Füßen wahrscheinlich Sandalen. Denn barfuß die weiten, steinigen Wege zu gehen, dafür finde ich in seiner Lehre keinen Zweck angedeutet. Jesus war kein Asket. Er trug die größten Beschwerden klaglos mit stoischer Ruhe, aber er suchte sie nicht auf. Vom Fasten des Fastens wegen hielt er nicht viel, er schien es nur als Mittel zur Vergeistigung verstanden zu haben. Oft rügte er die Juden derb, daß sie das Schwergewicht ihrer Religion auf äußerliche Dinge, auf Fasten, öffentliches Beten, auffälliges Almosengeben und andre formelle Übungen legten. Er war ein Feind von Äußerlichkeiten, die vom Innenleben ablenken und den falschen Schein der Erfüllung wecken. Ganz gern ließ er sich zu Gastmählern einladen, war ein frischer Esser und Trinker, liebte wohleingerichtete Speisesäle, sodaß er selbst für das Abendmahl, das sein letztes werden sollte, einen Saal gewählt hat, der mit Teppichen belegt und mit Polstern

Digitized by Google

ausgestattet war. Das that er freilich wohl nicht der Behaglichkeit willen, als vielmehr der Feierlichkeit, der Würde des Anlasses wegen.

Er selbst scheint gar nichts von Wert besessen zu haben, doch forderte er, seiner Mission sich stets bewußt, von anderen, die etwas besaßen, den Unterhalt für sich und seine Jünger. So sehr war er von seiner Sendung überzeugt, daß er es den Leuten zur Pflicht machte, für ihn und seinen Anhang zu sorgen und solchen, die es nicht thaten, hart fluchte.

Über sein Verhältnis zu seiner Familie erzählen uns die Evangelisten wenig. Ob die Mutter sich freute seines Lehramtes? Ob sie nicht schwer bekümmert war um den Sohn, der unbeeinflußbar so besondre Wege ging, von Pfaffenränken und Staatsgewalt verfolgt bis zum schmählichsten Verbrechertode!

Er anerkannte bloß geistige Familienbande — nur Verwandte in Gott. Über die Notwendigkeit von Eheschließungen ist mir kein besonderer Ausspruch erinnerlich, er selbst ist keine Ehe eingegangen. Wenn und wo aber die Ehe bestand, da wollte er sie streng gehalten wissen und verdammte schon den Ehebruch der Gesinnung. Gegen reuige Sünder war er voller Milde und Nachsicht, gegen verstockte voll glühenden Zornes. Stets machte er sich zum Anwalt der Armen und Bedrückten, denen war er grenzenlos gut, trotz ihrer Fehler und Niedrigkeiten. Mit dem Eigennutz der Reichen aber und mit der Lieblosigkeit der Machthaber stand er auf unversöhnlichem Kriegsfuß.

Sanftmütig und bescheiden im heutigen Sinne war Jesus nicht. Vielmehr energisch und selbstbewußt. In

Digitized by Google

der letzten Zeit, als sie ihm nachstellten, floh er einmal über den Libanon, kehrte aber bald wieder um und trat seinen Feinden gegenüber nahezu angreifend auf. Die Strafpredigten, die er in Jerusalem den Pharisäern und Judenpriestern hielt, waren scharf und wild wie ein fegender Sturm. Ganz aus eigenem Anlaß drang er eines Tages in den Tempel, wo die Krämer wirtschafteten, stieß ihre Tische um und jagte die Händler mit Peitschen hinaus. Wo die Jünger von ihm Zuspruch und Trost heischten, da antwortete er ihnen in unserm Sinn oft herb und durchaus nicht in süßen, weichmütigen Worten, wie man es heute etwa zwischen Freunden gewohnt sein möchte. Zärtlich lieb hatte er seinen Johannes, gegen den hatte er nie ein hartes Wort, während er den Petrus manchmal unwillig zurückwies. Jesus war nichts weniger als sentimental. Uns muten seine Worte manchmal derb, sogar zornig an, bisweilen von bitterer Ironie durchsetzt. Sehr scharf trennte er, was ihm recht und was ihm zuwider war. Kompromisse konnte er nicht brauchen. Am widerwärtigsten waren ihm die Wortdeutler, Heuchler und Mucker, da hielt er es weitaus lieber mit offnen Sündern. Wo es sich um seine Lehre handelte, war er unbeugsam, wo es seiner Person wegen herging, da war er voller Demut und Verzicht. Die Größe seiner Sanftmut und Feindesverzeihung trat erst bei der Erfüllung seines Geschickes zu Tage. In ihm war der stolze, göttliche Mut einer Persönlichkeit, die überzeugt ist, daß ihr nichts geschehen kann, weil der sterbliche Leib nichts, die unsterbliche Seele alles ist. Dieses göttliche Bewußtsein hat ihn zum Unüberwindlichen gemacht.

Digitized by Google

Ziemlich ernst dürfte er einhergeschritten sein, ohne viel zu grüßen und zu danken. Nirgends drängte er sich auf, wo man aber seiner verlangte, da gab er sich mit ganzer Seele hin. Seine Rede war kaum in pathetischem Predigertone gehalten, vielmehr in hebräischer Weise leicht und rasch hingesprochen, nach augenblicklicher Eingebung. Denn nicht angelernt war das, was er brachte, sondern seiner bluteigenen Natur entsprungen. In Gleichnissen sprach er gern, die übrigens nach unserem Sprachgefühle sich mit seinen Gedanken nicht immer decken. Man muß deshalb nicht alles wörtlich nehmen wollen und auch nicht vergessen, daß vieles sich auf uns unbekannte Dinge und Verhältnisse bezog und daß die Orientalen gern in Hyperbeln sprechen.

Über zwei Jahre mochte er so durchs Land gezogen sein, stets begleitet von einem ungeduldigen oder begeisterten Anhang, stets beargwöhnt von den Behörden, die ihm häufig Fallen stellten, denen er mit Klugheit auswich. Im Freien hielt er mit dem Volke seine Mahlzeiten, bei welchen alles, was vorhanden war, brüderlich geteilt wurde. Im Freien hat er wohl auch oft übernachten müssen, nur seinem Reiche lebend, das nicht von dieser Welt war. Er war außerordentlich in allem, ein Übermensch, ein Gottessohn.

Wo Jesus am göttlichsten ist, da ist er am menschlichsten. Wer alles, was Weltlust, Weltgut, Weltsorge heißt, mit leichtem Verzicht von sich weist, der genießt das Leben am reinsten. Und so ist die Lehre Jesu, die dem Weltkinde streng scheint über alle Maßen, ein mildes, süßes Joch dem, der in kindlichem Vertrauen auf den

Digitized by Google

himmlischen Vater seine Tage selig hinlebt — souverän über Wandel und Leid. Du sollst den heutigen Tag leben und dich nicht kümmern um morgen. Du sollst ohne Sack und Stab wandern, ohne zweiten Rock sein und dir, wenn es ist, genügen lassen an wilden Früchten und schlechtem Dache. Dein ganzes Leben und Streben sei ausgefüllt mit der Liebe zum himmlischen Vater und zum Nächsten. Und jetzt kommt das Größte: Lieben sollst du auch deine Feinde. Gerade diese Aufopferung sichert dir in den meisten Fällen ein ruhiges Dasein, denn ein Feind, dem du nicht widerstrebst, dem du von Herzen Gutes thust, wird aufhören, dein Feind zu sein. — Wir haben ein deutsches Burschenlied, in dem es heißt: Ich hab mein Sach auf nichts gestellt, juchhe! Bei diesem Satz denke ich immer ans jauchzende Christentum, an das Dahinwandeln in kindlicher Unschuld und göttlicher Frohheit, mit der Zuversicht, daß unsre unsterbliche Seele auf gutem Wege ist zum Herzen Gottes.

Diese liebreiche Gott- und Menschenfreude, diese kindliche Sorglosigkeit ist nach meiner Meinung das Göttliche im Christentum, das Reich Gottes in uns, das uns schon auf Erden selig macht.

Wenn Jesus dem Ideal manchmal mit Rücksichtslosigkeit Geltung verschaffen will und schließlich sein Leben opfern muß, so ist das der ewige Widerspruch, der im Gottmenschentume liegt. Er schließt nicht aus, daß Jesus siegte, und daß auch wir sieghaft werden könnten, unter Erdennot jauchzend in der seelischen Einheit mit Gott.

* * *

Digitized by Google

Das wäre nun so aus der Fülle dessen, was da gesagt werden könnte, der Grundzug meiner Auffassung von der Wesenheit Jesus und seiner Lehre. In diesem Sinne habe ich die Bibel verstanden und die unmaßgebliche Ansicht einmal in meinem „Heimgarten" darstellen wollen. Aber daheim in unserm Österreich ist mir das nicht gestattet worden. Die Polizei hat — wovon später noch die Rede sein wird — den Aufsatz mit Beschlag belegt. Man hat in diesen meinen Gedanken — die dem erhabenen Gegenstande gegenüber freilich an äußerster Unzulänglichkeit leiden — nichts Geringeres als Gotteslästerung gefunden!

Nach meiner Meinung hätte jeder Christ das Recht, das Evangelium nach seiner Art aufzufassen, ohne viel dogmatische Auslegung, ohne Mittelsmann. Weist nicht gerade die Vieldeutigkeit darauf hin, daß Jeder für sich daraus das Seine finden soll? Wären zur Erklärung der Lehre Jesu gelehrte Mittelsmänner nötig, so hätte der Heiland gewiß nur allein zu den Schriftgelehrten und Theologen gesprochen und nicht zur Menge, die — siehe seine Apostel selbst — vorwiegend aus einfältigen Menschen bestanden hat. Jeder soll das Wort nehmen, wie er es fassen kann. Was er etwa heute nicht versteht, das versteht er morgen. Und geschieht ein Irrtum, so kann solcher ja nicht schädlich werden, wenn der gute Wille vorhanden ist. Schließlich schafft sich ja jeder Mensch seinen Gott nach seinem Herzen und jedes Volk macht sich seinen Heiland, wie es ihn brauchen kann.

Daß aber die Lehre des Nazareners verfolgt wurde und noch wird, das ist zu verstehen. In den Augen

Digitized by Google

der Pharisäer und andrer Leute war er ein Aufwiegler, Religionsstörer und Gotteslästerer, der, wenn er heute wieder erschiene, gerade so selbst in den „allerchristlichsten“ Reichen — unschädlich gemacht werden würde. Und in der That, wäre es denkbar und hätte damals das Volk diese gerade für arme, geknechtete Leute so passende Lehre angenommen und nach ihr gelebt, so dürfte zwar kein blutiger Aufruhr entstanden sein, aber die bestehenden Staaten wären weiter nicht mehr möglich gewesen. Der römische Weltstaat hätte aufhören müssen, und keiner unsrer gegenwärtigen Staaten könnte bestehen, wenn die Leute strenge nach Jesu Lehre lebten. Keine Pfaffen, keine Soldaten, keine wilde Jagd nach Geld und Ehre — was weiß ich, es wäre eine Lust zu leben! Oder würden unsre fünf Sinne zu kurz kommen? Ich glaube nicht.

Und das ist merkwürdig. Es ist eine Lehre, die nirgends eigentlich befolgt wird und die doch nicht mehr aus der Welt verschwinden kann. So oft die Überkultur an eigenem Ekel sich erbricht, so oft die Menschheit ihre weltlichen Bestrebungen und stolzen Erfolge wieder in großen Katastrophen zusammenbrechen sieht, wird die Sehnsucht wach nach solchen Zuständen, die Jesus mit dem Worte „das Reich Gottes“ bezeichnet hat. Dann wird Freude, was früher zur Last gewesen, dann werden besondere seelische Kräfte wach, es kommen die Anpassungen, die Wunder, und es geschieht alles wieder, was der Homunkel hochmütig abgeleugnet hat.

Jesus hat den Menschen gekannt, nicht bloß den von damals oder den von heute — den Menschen schlechthin. Das allerhöchste Ideal hat er ihm gezeigt, aber auf den

Digitized by Google

steilen Pfad hinan eine Menge Stufen zum Rasten bereitet. Diese Lehre, die so über alle Maßen streng zu sein scheint — die mildeste, liebreichste Mutter ist sie im Vergleiche zu einer nimmersatten Zivilisation, die ihre Leute unermüdlich hetzt und schließlich verzehrt. Jesus verlangt — wenn wir ihn wirklich verstehen — nichts, als daß der Mensch ein bedürfnisloses, heiteres, unschuldiges Kind sei.

Frage man nur nicht lange nach der Möglichkeit. Manchem ist es möglich. Der wahre Christ würde sagen: Wer noch ein Kind ist, der bleibe es. Und selbst wenn er als ein solches gesellschaftlich zu Grunde geht, so ist dieses selige Zugrundegehen göttlicher, als das ruhelose Haben und Herrschen in einer unseligen Welt.

Wenn sie nun aber kommen und sagen: Der Mensch ist nie und war nie ein unschuldiges Kind, denn er brachte auf die Welt die Erbsünde mit! — so verstehe ich das nicht. Waren denn jene Kinder, die Jesus als unschuldig bezeichnet, auch schon Sünder? — Wenn Jesus den Sündern Buße predigt, so meint er damit wohl nicht, daß man faste, sich kasteie u. s. w., sondern er meint, daß man die begangenen Sünden möglichst gut mache: Unrecht Gut zurückgeben, Lüge bekennen, Irrtum berichtigen, Übermaß irdischer Güter abstreifen, Widersachern verzeihen und in aller Weise wieder dem kindlichen Herzensfrieden, der gottfreudigen Heiterkeit, kurz dem guten Gewissen zustreben. So weit seine Kraft reicht, soll der Mensch das selber thun und erst wo sie aufhört, die Verdienste Jesu Christi rufen. Aber nicht gleich in vornherein auf Rechnung der Verdienste Jesu drauf lossündigen, um hinterher bloß „büßend"

Digitized by Google

auf die Brust zu klopfen: „Herr, sei mir armen Sünder gnädig!“

Jesus wollte den Menschen doch nicht erniedrigen zu einem sich in unendlichem Schuldbewußtsein windenden Wurm, sondern erheben zu einem gerechtfertigten, jauchzenden Kinde Gottes.

Digitized by Google

Folgen einer Konfiskation.

Bisweilen ist auch das Kranksein ein Vergnügen. Und zwar dann, wenn man sich eins daraus macht.

Im vorvergangenen Winter hielt mich mein Leiden drei Wochen auf dem Krankenbette fest. Als die Tage der Betäubung vorüber waren und die wiedererwachende Seele nach einer passenden Beschäftigung fragte, riet ich ihr eine besonders interessante Lektüre an Sie möchte doch wieder einmal das Evangelium lesen. Nicht in Bruchstücken und Auszügen, wie es sonst gewöhnlich zu geschehen pflegte, sondern alle vier Evangelisten Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes rasch nacheinander und das Ganze gleichsam in einem Zuge. — Und meine arme Seele hat es so gethan.

Zur Erbauung wollte sie das hochheilige Buch lesen zum Vergnügen ist es ihr geworden. Denn während dieses Lesens, das etwa vier Tage gedauert hat, kam eine solche Frohheit, eine solche Christenfreude in sie, daß schließlich allerdings das Wort Vergnügen durchaus nicht dafür paßt, wenn nicht so, als ob dieses Kranksein ein Vergnügen gewesen, weil es mich genügend losgehakt hatte von ir-

Digitized by Google

discher Oberhoheit, um ganz den Vorstellungen der heiligen Botschaft leben zu können.

Ich las die Übersetzung ins Deutsche von Dr. Leander van Eß, die von vielen katholischen Kirchenfürsten approbiert und empfohlen ist. Zum Vergleichen benützte ich die Übersetzung von Allioli und die Volksbibel von A. A. Waibel, alle von katholischen geistlichen Gelehrten.

Was war das für ein Christus, der mir da entgegentrat! Ein gottfreudiger, menschenminiger, weltfroher Christus voll gewaltiger Thatkraft, voll hingebender Liebe, voll feurigen Zornes zu rechter Zeit. Der Übermensch, der Gottmensch im höchsten Sinne. So hatte ich ihn bisher noch nie gesehen. Meine Kinder rief ich ans Bett, meine Frau rief ich und erzählte ihnen von dem großen Christus, den ich gefunden, mit dem zu gehen, auf den sich zu verlassen eine Befreiung von aller Sorge und Weltlast bedeutet. Auch sie mußten mir nun ganze Abschnitte laut lesen, und wie sie anfangs wohl gestaunt haben mochten über das Aufhebens von wegen einer so uralten Sache, endlich begriffen sie meinen Jubel.

Und in einer der schlaflosen Nächte machte ich Licht, nahm Papier und Stift und schrieb raschhin die Skizze des Jesus Christus, wie er mir aus dem Evangelium so unmittelbar entgegengetreten war.

In späteren Monaten, als der „Heimgarten" Manuskripte forderte und meine Mappen durchstöbert wurden, fand sich auch die Skizze mit der Überschrift: „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke."* Die Sache betrachtete sich nun

*) Siehe den vorhergehenden Aufsatz Seite 295 — 302.

Digitized by Google

mit ruhigem Blute. Das war schließlich ja nichts Neues, war schon tausendmal weit gründlicher und besser gesagt worden, auch konnte man es gelegentlich, wenn zwar vielleicht mit anderen Worten, von der Kanzel hören. Und doch, so dachte ich, was kann es denn schaden, wenn ein knapper Umriß der herrlichsten Gestalt, sei er noch so flüchtig, auch einmal im „Heimgarten" erscheint. Es giebt ja so viele Christen, die ihren Christus nicht kennen.

Die Skizze wurde in das Maiheft 1899 des „Heimgarten" gedruckt. Und wurde sofort von der Polizei in Graz mit Beschlag belegt. Wegen dieses Artikels über Jesu.

Ich traute meinen Ohren nicht, als es mir der Verlag mitteilen ließ; ich traute meinen Augen nicht, als die Männer die ganze Auflage in ihre Gewalt nahmen, den angeklagten Artikel aus allen Exemplaren herausreißen ließen, um denselben hinter Schloß und Riegel zu legen und gelegentlich von Gefangenen vernichten zu lassen.

Eine Stunde lang habe ich mit dem Beamten in seiner Stube gestritten und es ist nur zu wundern, daß er mir weder die Thüre gewiesen, noch den Ausgang unmöglich gemacht hat. Bekennen muß ich, daß der Polizeibeamte unvergleichlich höflicher mit mir war, als ich mit ihm. Aber gezeigt hat sich mir bei diesem Gespräch eine höllentiefe Kluft, die zwischen uns lag, in Bezug auf Auffassung von Religion und Christentum. Nicht etwa, daß in meinem Aufsatze einzelne Stellen, unüberlegte Ausdrücke, historische Unrichtigkeiten beanständet worden wären, nein, der ganze Aufsatz von der ersten bis zur letzten Zeile wurde mit Ausnahme der Überschrift, verboten und als Gotteslästerung erklärt.

Digitized by Google

Unterwegs nach Hause war mir zum Lachen und zum Weinen. Zum Lachen, weil ich dachte, es sei vielleicht gut, daß diese unbedeutende Arbeit über den hochbedeutenden Gegenstand gar nicht in den „Heimgarten“ kommt. Man wäre wohl doch nur gleichgiltig darüber hinweg zur Tagesordnung gegangen. Zum Weinen, weil — na, man kann sich's denken.

Mittlerweile war der Aufsatz der Zeitschrift „Die Zukunft“ in Berlin zugegangen. Als nun derselbe in Graz so scharf verboten worden war, daß davon nicht ein Exemplar und nicht eine Zeile in die Öffentlichkeit treten durfte, depeschierte ich sofort nach Berlin, daß man den dort beabsichtigten Abdruck unterlasse. Es war zu spät, das Verhängnis nahm seinen Lauf. Mein Aufsatz über die Persönlichkeit Jesu war bereits gedruckt und überflutete an einem Tage in Tausenden von Exemplaren die arglose Welt.

Sofort habe ich nach vielen Seiten hin meinen Wunsch geschrieben, von dem Aufsatz nicht Notiz zu nehmen. Erstens mußte doch die Konfiskation respektiert werden, und zweitens hatte ich nun die Absicht, den Gegenstand, der so viel Interesse erregt hatte, etwas ausführlicher zu behandeln. Doch der Aufsatz griff weiter und weiter.

Aus der „Zukunft“ druckten ihn zahlreiche andere Blätter ab, Tagesblätter, Wochenblätter, Monatsschriften, zumeist evangelische, aber auch katholische, so daß der in Graz so streng bewachte Artikel in vielen hunderttausend Exemplaren durch die Länder flog. Und mir flogen die Zuschriften ins Haus. Eine einzige war darunter aus dem Welfenlande, die den Arm verfluchte, der den Artikel geschrieben und das Auge, das dabei zugeschaut. Alle anderen

Digitized by Google

der zahllosen Zuschriften freuten sich entweder, daß in dem Aufsatze so viel „freimütiger Christussinn" zum Ausdruck kam, oder bedauerten, daß eine mit so viel Reklame (mancher hielt thatsächlich die Konfiskation für eine Reklame!) betriebene Sache nur etwas so allgemein Bekanntes, so ganz Selbstverständliches enthalte und demzufolge auch die Enttäuschung eine recht große sei. Wieder andere Zuschriften sagten ihre Meinung über die österreichische Censur — „ja, wenn es so sei, da begreife sich manches!" — Was die gescheiten Herren da draußen an unseren Zuständen so viel Begreifliches finden, das weiß ich nicht. — Nebst solchen Briefen kamen mir Zeitungen, die den Fall besprachen, Streitschriften mancher Art, endlich umfangreiche Werke über die Evangelienforschung und die Persönlichkeit Jesu Alles las ich mit großer Spannung, immer befürchtend, mein kleiner Aufsatz würde in einem so wichtigen Punkt ins Unrecht gesetzt werden. Allein außer einem chronologischen Fehler und ein paar unbedeutenden Nebensächlichkeiten stimmte alles mit den Forschern überein. Nur daß viele — ich rede von Renan und Strauß nicht — den geschichtlichen Christus weitaus realistischer, weltlicher zur Darstellung gebracht hatten, als ich es gethan. Und zu den realistischesten gehören die Evangelisten Matthäus und Lucas.

So wurde ich bei dieser Gelegenheit in ein förmliches Bibelstudium hineingedrängt, das für mich umso wertvoller geworden ist, je unmittelbarer es sich an die Evangelisten anschloß. Was ich vorher teils noch instinktiv geschrieben, dem stand ich nun mit Wissen gegenüber. Allerdings kam mir gleichzeitig etwas anderes zum Bewußtsein. — —

Digitized by Google

Das man sich offen in den Gegensatz zu dem evangelischen Christus stellen sollte, war nicht zu fassen. Das „man" bezieht sich auf jene klerikalen Blätter, die lebhaft gegen einen konfiscierten Aufsatz Partei ergriffen, den Artikel öffentlich kritisierten, den sie gar nicht kennen konnten und kennen durften. Freilich, auch das Publikum kannte ihn nicht, und so mochte man immerhin was ahnen lassen von den scheußlichen „Gotteslästerungen", die derselbe enthalte.

Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn einer aus unserem katholischen Klerus gesagt hätte: So lasset ihm doch den Christus, der ihn selig macht. Und sollte der auch nicht ganz stimmen mit unserer Tradition, er drängt ihn ja niemanden auf, erzählt bloß, wie er sich die Persönlichkeit Jesu denkt.

Irgend ein klerikaler Witzbold behauptete damals, daß ich mir für den täglichen Gebrauch einen sehr „kamoden Christus zusammengeschneidert" hätte. Das ist nun allerdings nicht der Fall. Die Evangelisten lassen mit sich nicht viel handeln. Mein Christus ist ein strengerer Mann, als der, den sie uns manchmal vom Predigertisch vorführen; er begnügt sich nicht mit den sogenannten guten Werken, beten, fasten, wallfahren, Almosen geben u. s. w., auch nicht mit der Verehrung der Heiligtümer, mit dem Empfang der Sakramente. Er läßt sich nicht abfertigen damit, daß man sich auf die Gnade Gottes allein verlasse, er verlangt mehr. Er verlangt vieles, was mir sehr sauer ankommt, zu thun, ja was ich in meiner armen Menschlichkeit gar nicht zu leisten vermag. Aber seine starke, frohe Persönlichkeit erfüllt mich mit Zuversicht, daß das, was nicht ist, noch werden kann. Eine Weile vorher hatte ich die Schriften

Digitized by Google

des großen Kirchenlehrers Augustinus gelesen, die brachten mich in Konflikt. Im Mittelalter hätte ich wahrscheinlich bedingungslos zu ihnen geschworen, mit der jetzigen Art und Weise des Menschen wollten sie mir nicht stimmen; diese Bücher hatten mich verwirrt und mutlos gemacht. Um so größer, freier war nun das Aufrichten durch Christus selbst. Fürs erste empfand ich eine größere Neigung zu den Mitmenschen, die ich oft geflohen hatte und nur noch aus größerer Entfernung ein wenig lieben konnte. Ich erinnerte mich daran, so oft ein Mensch mir begegnete, welch einen unermeßlichen Wert Christus auf jede einzelne Persönlichkeit legt, und wäre sie auch arm und verachtet, und wäre sie auch ein tiefgefallener Sünder. Und daß er gerade nach den Verlorenen am liebevollsten niederlangt. Da haben wir die Socialdemokraten, die allerroteſten, die Gott verneinen und die unsterbliche Seele leugnen, die voller Haß der Gesellschaft gegenüberstehen und am liebsten durch eine ungeheure Revolution die ganze Kultur vernichten möchten — ich fühlte mit ihnen nicht bloß das menschliche Erbarmen, ich fühlte Neigung zu ihnen, ich verstand ihr Denken und Wollen, ich entschuldigte es als ein Produkt ihrer Verhältnisse, ich empfand eine große Sehnsucht, ihnen zu helfen, sie emporzuretten auf das Niveau, wo wir alle gemeinsam für eine bessere Zukunft für ein glücklicheres Seelenreich — das Reich Gottes — ringen könnten. Die Werke der Barmherzigkeit, sagte ich mir, müßten freilich geübt werden, aber nicht in Form von Almosen und milden Einzelwerken, wie in der Vorzeit, sondern in einheitlichem, großem Stile der socialen Reform. Wir wollen niemanden mehr, der aus Betteln und Bitten

Digitized by Google

ein Geschäft macht, wir wollen ein großes, organisiertes Arbeiten. Zum alten Gottesglauben muß sich ein moderner Welt- und Menschenglauben gesellen, um im christlichen Sinne ein Reich Gottes zu schaffen. — Ob ich aber zu den großen persönlichen Opfern bereit bin, die Christus von uns verlangt? Wie es heute steht, nein. Sie würden, als von einem einzelnen geleistet, nichts nützen. Wenn aber viele, genügend viele Menschen aus der Gesellschaft freiwillig ihren Besitz hingeben, ihre persönliche Kraft aufopfern zum gemeinsamen Wohle, dann bin ich unter ihnen. Wenn kein Herr ist, dann will ich Diener sein. Wenn kein Schwelger ist, dann will ich entbehren. — Einstweilen gilt es immer noch, im engen Kreise weltlich frisch das Göttliche zu fördern.

Ich bin von Natur aus geneigt zur Menschen- und Weltflucht. Seit mir der evangeliche Christus gegenwärtig ist, freue ich mich der Schönheit und Kraft der Welt, ohne Gefahr, ihr zu verfallen; suche ich frohe Gesellschaft auf, ohne Angst, mich zu verlieren. Die Unbefangenheit einer größeren Freiheit ist in mir. Und meine grenzenlose Unzulänglichkeit, die mich sonst so tief verzagen machte, ich fühle sie heute nicht minder, ja noch mehr, aber ich fühle mich geborgen in der Gemeinsamkeit des Menschengeschlechtes und getröstet in dem Glauben, daß der Herr seine Kinder nicht verloren sein läßt und in jedem einzelnen die gute Absicht segnet.

In meiner Evangelienfreudigkeit empfinde ich oft den Hang, mit anderen über das Evangelium zu sprechen und also bei einzelnen Sätzen das Verständnis zu klären und zu vertiefen, aber ich finde niemanden dazu. An solche,

Digitized by Google

die zur Zeit zum Protestantismus übertraten, wendete ich mich fast allemal vergebens. Sie hatten — mit wenigen Ausnahmen — für religiöse Fragen keinen Sinn und kein Verständnis, ihr Konfessionswechsel entsprang vielfach anderen Beweggründen.

Oft habe ich es mündlich und auch schriftlich versucht, mit katholischen Geistlichen mich über das Evangelium auszusprechen, doch, wenn sie sich überhaupt in ein Gespräch einließen, so kamen sie gleich auf die Kirchengebote. Die Leser meiner Schriften braucht man kaum zu erinnern, in welchem Verhältnisse ich zum katholischen Gottesdienste stehe. Allein auch Betrachtungen über das Evangelium mit Rede und Gegenrede hätten mich gefördert. So weit kam es mit Priestern nie; sie verwiesen mich auf die Predigt, bei der man kein Zwiegespräch führen kann, auf die Beichte, bei der kein Einwand geduldet wird, im übrigen wichen sie stets aus, als ob sie selbst nicht Bescheid wüßten, oder als ob ein Laie nicht würdig wäre, über so hochstehende Sachen mit ihnen zu reden. Es hat Zeiten gegeben, da ich nach ihrem Zuspruch lechzte, doch Mißtrauen und nichts als Mißtrauen haben sie mir geschenkt. Einen Verirrten und Verlorenen haben sie stets an mir gesehen, aber keiner kam, um mich liebreich zu suchen. — Hingegen habe ich Anregung und Erhebung gefunden im Gespräche mit evangelischen Geistlichen. Ohne zu protestantisieren, haben sie sich gerne finden lassen, mit einem Katholiken gemütlich und innig über unseren Heiland zu sprechen und über seine göttlichen Lehren, die immer tiefer und höher werden, je mehr und vielseitiger man sich mit ihnen befaßt. Zudem hat sich eine Bibliothek über den evangelischen Christus

Digitized by Google

um mich aufgehäuft, Betrachtungen und Studien beschäftigen die dürstende Seele und je mehr sie schöpft, desto unerschöpflicher ist der Gegenstand. Also ist auch das Buch „Mein Himmelreich“ entstanden.

Diese Wendung ist gekommen durch jene Beschlagnahme des belanglosen Jesu-Aufsatzes. Eine geringe Ursache zu einer für mich bedeutsamen Entwickelung. Und doch ist ein schwerer Konflikt in mir. Ein Konflikt, den mir gewiß nicht alle nachempfinden können, der manchem ganz überflüssig und thöricht erscheinen wird, weil eben mancher keine Ahnung hat von der Macht der Gottessehnsucht. Ich bin von meinen Vorfahren her Katholik, ich bekenne und ehre so Vieles der katholischen Kirche, sie ist meinen Kindeserinnerungen, meiner Mystikneigung und meiner Sinnenfreude eine Heimat. Und doch zieht es mich hinüber zu den Evangelischen, weil dort nach meiner Erfahrung und Überzeugung die Lehre Christi reiner verkündet wird, als gemeiniglich in den katholischen Kirchen. Besonders in unseren Tagen ist eine evangelische Predigt eine wahre Labnis. Es kommt selten vor, daß man dort schimpft, poltert, hetzt, andere Bekenntnisse verflucht und deren Seelen verdammt. Käme es aber vor, so liefe ich aus einer protestantischen Kirche so rasch davon, als aus einer katholischen. — Mir würde es hart ankommen, aus der katholischen Kirche zu treten, und doch muß ich so oft die Partei der Protestanten nehmen, ihre christlichen (nicht etwa politischen) Bestrebungen unterstützen, wie und wo ich nur kann. Ich warte immer darauf, daß die katholische Kirche sich von der Weltlichkeit, der Macht und Politik mehr abkehre und der Lehre Jesu sich zuwende. Einst-

Digitized by Google

weilen muß ich es mit meinem Gewissen vereinbar finden, als Katholik dem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen, dort Trost und Kraft für das Leben zu holen. Manchmal ist mir in solchen Stunden, als ginge mir ein neues Leben auf. Und doch zittere ich. Denn wer kann wissen, wie weit die Gnade gehen wird? Wenn Not und Jammer kommt, ob die Zuversicht vorhalten wird? Wenn dauerndes Unheil Körper und Geist niederdrückt, ob die göttliche Stärke da sein wird? Und wenn's zum Sterben kommt —! Man sagt, unterm Krumstab sei es gut leben, unterm Kreuze gut sterben. Es ist wohl mein Gebet jeden Tag um Gnade, so zu denken und so zu sein, daß Christus der Heiland neben mir stehen bleiben kann. Ein Verdienst habe ich ja doch auch selbst, ein einziges: den guten Willen.

Digitized by Google

Über das Bibellesen.

Meine gelegentliche Bemerkung, daß selbst das Evangelium noch einmal auf den Index gesetzt werden würde, ist als Witz belacht worden. Es wäre doch gar zu ungereimt, daß gerade die Grundlage unseres christlichen Glaubens und unserer Sittenlehre Christen nicht sollten kennen und lesen dürfen. Aber während harmlose Gemüter das für rein undenkbar hielten, war es längst vollzogene Thatsache, die schwer zu glauben ist. Die Bibel, das Neue, wie das Alte Testament, ist in der römisch-katholischen Kirche dem Volke im allgemeinen verboten. Unser Clerus gesteht das begreiflicherweise nicht gerne zu, kann aber schließlich nichts dafür. Viele Priester stimmen der Maßregel innerlich sicher selber nicht bei und doch sind sie verpflichtet, die kirchliche Verordnung zu verteidigen. Manchmal wird diese allerdings schwierige Aufgabe ungeschickt genug gelöst. So, wenn man behauptet, daß die Bibel durchaus nicht verboten sei, weil man sie ja in lateinischer Sprache lesen dürfe!! Ob unser Volk von der Bibelerlaubnis viel Gebrauch machen würde, ist freilich eine Frage. Es ist zu gleichgiltig geworden.

Digitized by Google

Ich will vor allem daran erinnern, wie es mit dem Bibellesen seit jeher gehalten worden ist. — In den ersten Jahrhunderten hat die katholische Kirche keinen Grund gehabt, den Gläubigen die Bibel zu verbieten. Viel Volks muß doch schon damals die Kunst des Lesens verstanden haben, denn die großen Kirchenlehrer Chrysostomus, Hieronymus und Augustinus, aber auch Päpste haben die Laien lebhaft ermahnt, ja recht fleißig die Bibel zu lesen. Als hernach aber die Kirche sich auch zu einem irdischen Reich entfaltet, kam die Vorenthaltung der Bibel — und das haben viele Leute, wohl freilich mit Recht so aufgefaßt, als hätte die Kirche sich in der Menge vor einem Vergleich mit dem Evangelium zu scheuen gehabt. Sie führte für den Ritus die lateinische Sprache ein, und verabfolgte den Völkern in ihrer Muttersprache nur gewisse, bearbeitete Auszüge aus der Bibel. Im Mittelalter wurde jeder Besitzer einer Bibelübersetzung als Ketzer erklärt. Die Bibeln wurden sogar verbrannt. Da kam die deutsche Bibelübersetzung des Martin Luther, deren Verbreitung sich außerhalb der kirchlichen Macht vollzog. Um diese Bibel möglichst zurückzudrängen, wurden katholische Bearbeitungen der heiligen Schrift veranstaltet. Ich glaube nicht, daß in solchen katholischen Volksbibeln absichtliche Fälschungen des Textes vorkamen, hingegen wurden einzelne Teile mit Deutungen und Erklärungen in römisch-katholischem Sinne versehen. Solche Erklärungen galten auch als Wort Gottes. Vielfach sind diese Erklärungen so gehalten, als sei das Evangelium lediglich der römisch-katholischen Kirche wegen da, anstatt umgekehrt. Bibelübersetzungen ohne Erklärungen und Auslegungen waren und blieben verboten. Man durfte —

Digitized by Google

wird geschrieben — das Neue Testament (das Evangelium, die Apostelgeschichte und die Apostelbriefe) nicht lesen, ohne als Irrgläubiger verworfen zu werden. Alle Bibelübersetzungen mußten die Approbation von Bischöfen haben, aber auch die war noch nicht maßgebend, weil es Bischöfe gab, und oft sogar sehr viele, die nichts Schlechtes darin fanden, wenn das Volk die ursprüngliche Bibel las, welche nicht mit besonderen Auslegungen versehen war. Die Kirche ließ es endlich wohl so halb und halb hingehen, weil außerhalb der protestantischen Kreise die Verbreitung der kostspieligen Ausgaben im Volke ohnehin nie bedeutend war. Da entstanden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Bibelgesellschaften, zuerst in England. Sie waren protestantischen Ursprungs, zählten aber auch unzählige Katholiken, selbst Priester und Kirchenfürsten zu ihren Mitgliedern. Diese Bibelgesellschaften verbreiteten die Bibel um einen unglaublich billigen Preis, unter Umständen ganz umsonst. Sie verbreiteten die heilige Schrift in allen Sprachen und Ländern der Erde. An zweihundert Millionen Exemplare der Schriften des Neuen Testamentes haben sie bisher unter die Völker gebracht. Aber nicht etwa gerade protestantische Übersetzungen giebt die Bibelgesellschaft heraus, sondern auch, und natürlich für katholische Länder katholische, von Kirchenfürsten approbierte. Eine solche Bibelübersetzung ist z. B. die von Leander van Eß, welche in allen unseren Buchhandlungen um einen fabelhaft billigen Preis zu haben ist. Das Neue Testament, hübsch gebunden, kostet vierzig Heller, und wenn ein Armer bitten kommt um das Wort Gottes, so kriegt er's wohl gar umsonst.

Also sieht die römisch-katholische Kirche sich veranlaßt,

Digitized by Google

neuerdings zu erinnern, daß die Bibel als solche für das Volk auf dem Index, das heißt auf dem Verzeichnisse kirchlich verbotener Bücher steht, und daß von der Kirche nur solche katholische Übersetzungen zugelassen werden, die mit den kirchlichen Auslegungen und Erklärungen versehen sind. Es wäre gegen Erklärungen ja so weit nichts einzuwenden wenn sie als das gelten wollten, was sie sind — als fehlbares Menschenwort.[1])

Erst im Jahre 1897 ist ein kirchliches Büchergesetz erlassen worden, welches so unauffällig, aber so gründlich als möglich ausgeübt wird, und also lautet: „Da durch die Erfahrung erwiesen ist, daß, wenn die heilige Schrift in der Landessprache allgemein ohne Unterschied gestattet wird, daraus wegen Vermessenheit der Menschen mehr Schaden als Nutzen entsteht, so sind Übersetzungen in der Muttersprache, auch wenn sie von Katholiken verfaßt werden allgemein verboten, wenn sie nicht vom apostolischen Stuhle approbiert oder unter Aufsicht der Bischöfe mit Anmerkungen versehen sind, die aus den heiligen Kirchenvätern und katholischen Schriftstellern entnommen sind."

„Wegen Vermessenheit der Menschen!" Ja, ist denn nicht gerade darum Jesus mit seiner Lehre gekommen? Ich bestreite es im Vereine mit vielen Millionen von Menschen, daß durch allgemeine Verbreitung des Wortes Gottes „mehr

[1]) Wer sich auf die willkürlich zusammengeschriebenen Gebet-, Ablaßbücher, Wundertraktätlein u. s. w. erinnert, wie sie mit oder ohne Approbation auf Jahrmärkten, an Wallfahrtsorten und durch Hausierer zu haben sind, ohne daß je ein katholischer Priester dagegen auftritt, dem muß das Verbot der Heiligen Schrift ganz besonders peinlich auffallen.

Digitized by Google

Schaden als Nutzen" entsteht. Man blicke nur um sich, wie die bibellesenden Völker gesund und stark werden. Wenn den Christen in Deutschland, der Schweiz, in Skandinavien, England, Amerika u. s. w. die Bibel gut thut, so wird sie unserem armen Volke auch nicht schaden.

Wenn man bei uns mit Leuten, die studiert haben und als gebildet gelten, von der Bibel spricht, da kann man die unglaublichsten Erfahrungen machen. Sie sind, mit wenigen Ausnahmen, in dieser Sache dumm wie Stroh. Ein Doktor, der vor zwanzig Jahren die Schulbank verließ und in schöngeistigen Kreisen eine tonangebende Rolle spielt wußte von der Bergpredigt nichts, als daß bei derselben Jesus dem Petrus den Himmelschlüssel gegeben und gesagt hätte: „Du bist mein vielgeliebter Sohn an dem ich mein Wohlgefallen habe. Du sollst Papst werden." — Und das war noch nicht das schlimmste. Ein Sprachlehrer, der in Gesellschaften gerne Kirchenpolitik treibt, hat erklärt, daß das Neue Testament das letzte Buch der fünf Bücher Moses sei. — Wie es dann erst bei dem ungebildeten Volke aussieht? Das bischen Bibelunterricht in der Schule ist längst verschwitzt. Kein Interesse ist dafür übrig geblieben. Aber daß man am Freitag nicht Fleisch essen soll, daß man bei der Herz Jesu-Andacht einen Ablaß gewinnen und denselben für die armen Seelen im Fegefeuer aufopfern kann, und daß Martin Luther ein Höllenbraten ist — das weiß jeder, der die katholischen Vorträge besucht.

Nein, ich wollte nicht bitter werden und man wird's doch. Wie gerne wäre man bereit zu rechtfertigen, aber es ist nicht möglich. Es ist zu unverantwortlich.

Wir fragen allen Ernstes: Warum will unsere Kirche

Digitized by Google

das vollständige und reine Evangelium dem Volke vorenthalten? Ist es, weil sie sich mit demselben nicht mehr in Einklang fühlt? Ist es, weil sie, und nur sie allein als Vermittlerin gelten will zwischen Gott und den Menschen? Oder ist es, weil sie besorgt, die Laien könnten das commentarlose Wort Gottes mißverstehen, falsch auffassen?

Die zwei ersten Möglichkeiten lasse ich unerörtert. Es ist nur eins auffallend, und das habe ich seit Jahr und Tag betont, nämlich, das die Kirche das Evangelium überhaupt zu sehr in den Hintergrund stellt, auch dort, wo sie doch in der Lage wäre, es selbst zu erklären und auszulegen, wie in der Schule, auf der Kanzel, im Beichtstuhl. Auf der Kanzel werden Teile des Evangeliums ja gelesen, dann von denselben die Kirchengebote, die Sakramente, die kirchlichen Andachtsübungen und Werke vermittelst römisch-katholischer Auslegung abgeleitet, hernach aber werden diese Dinge in den Vordergrund gestellt, so daß das Evangelium als solches nicht zur Geltung kommt. Über meinen ja durchaus nicht alleinstehenden Vorwurf wegen der Vernachlässigung des Evangeliums haben die klerikalen Zeitungen große Entrüstung zur Schau getragen; die Besten und Einsichtsvollsten der katholischen Kirche ahnen aber doch, daß diese Vernachlässigung für die Kirche verhängnisvoll werden muß. Man denke an die Reformation, an die gegenwärtige Abfallsbewegung, die nach meiner Erfahrung doch in der Liebe zum Evangelium ihre Hauptursache hat. Diese Abfallsbewegung wäre heute allerdings noch viel größer, wenn die meisten Leute nicht religiös indifferent geworden wären. Die Laien indifferent oder heuchlerisch bigott, die Kirchen gegeneinander streitsüchtig und unduldsam

Digitized by Google

oft bis zur Raserei — das ist das Bild des religiösen Lebens unserer Zeit.

Eine Besserung dieser Zustände, eine Vertiefung des religiösen Lebens hängt natürlich nicht vom Bibellesen allein ab, das Gelesene muß auch ins Herz und von diesem in die That übergehen. Theoretische Religionsmeierei, dogmatische Principienreiterei, gelehrtes Begründenwollen dessen, was einfach geglaubt wird — damit kommt man in ein abscheuliches Pharisäertum hinein. — Vertrauend glauben und herzhaft lieben, das ist alles.

Auch der Glaube an die Kraft des Meßopfers, die Liebe zur Mutter Jesu kann ein vertrauendes Glauben und ein herzhaftes Lieben sein, dessen Wert ich niemals bestreite. Nur darf es sich nicht vom Geiste der Bibel entfernen, sonst schlägt's ins Heidnische um.

Man merkt wohl, daß ich hier unter dem Worte Bibel besonders das Neue Testament meine. Ja, was ist's denn aber mit dem alten? Das Alte Testament ist ein unerschöpflicher Schatz von Geschichte, Poesie und Weisheit. Aber es schlägt vielfach zu sehr in die weltliche Sphäre; in religiöser Hinsicht weiß z. B. ich unter Ausnahme der Psalmen mit dem Alten Testamente nicht viel anzufangen. Das Beste der Patriarchen und Propheten finde ich in Jesus. Ich brauche zu meinem Christus auch keine alttestamentarische Zeugenschaft, ich glaube ihm aufs Wort. Dieses fortwährende Zurückgreifen auf die Hebräer, um Christus zu beweisen, gefällt mir auch bei den Protestanten nicht. Ihre Predigten enthalten oft mehr Aussprüche aus dem Alten Testament, denn aus dem Evangelium. Alles Canonische in Ehren, ich aber würde kirchlich und für die

Digitized by Google

Laien die hebräischen Lehren nur insoweit berücksichtigen, als Jesu Wort selbst an sie anknüpft. — Manches im Alten Testamente kann geradezu unsittlich wirken.

Was die Besorgnis anlangt, die gemeinte Bibel, also das Neue Testament, könnte von Laien leicht verschiedenartig gedeutet und verstanden werden: diese Besorgnis ist gerechtfertigt. Wenn schon Theologen, Bischöfe und Kirchenväter die heilige Schrift, oder Teile derselben, ganz verschieden erklärt und ausgelegt haben, wie sollte das bei den Laien nicht vorkommen können! Je nach persönlicher Anlage, Stand, Alter und Stimmung wird, so wie jedes große, tiefsinnige Schriftwerk, auch die Bibel unterschiedlich aufgefaßt werden. Und man kann sich eigentlich nicht einmal bei den Theologen Rat holen, eben weil auch ihre Auffassungen voneinander abweichen. Wann hat je ein Mensch die Bibel ganz verstanden? In dem tief Geheimnisvollen dieses Buches liegt eben der unerschöpfliche Quell, aus welchem zu aller Zeit so viel religiöses Leben strömt. Die unterschiedliche Auffassung und Auslegung stiftet nichts Schlechtes, sie wirkt vielmehr belebend. In protestantischen Ländern giebt es viele Bibelleser, jeder findet in dem Buche was er braucht und nimmt es so, wie er's fassen kann, wie es auf sein Seelenleben die beste Wirkung hat. Jeder sucht das Evangelium mit den edelsten Instinkten seines Wesens in Einklang zu bringen. Theologen mögen darüber streiten, die gläubigen Laien thun es nicht, sondern lassen das Wort Gottes unmittelbar und kindlich auf sich wirken. Wir können doch gewiß nicht sagen, daß bei den gläubigen Evangelischen die religiöse Kraft, oder die Sittlichkeit, oder die persönliche Tüchtigkeit eine geringere sei! — Das ist,

Digitized by Google

ja auch ein Zeichen von der Göttlichkeit des Evangeliums, daß es niemals schlecht wirkt, auch dann nicht, wenn — wie die Schriftgelehrten sagen — es falsch verstanden wird. Nur der gute, demütige Wille muß vorhanden sein. Die wichtigsten Sittenlehren sind im Evangelium übrigens so klar und volkstümlich gehalten, daß sie nicht, oder nur durch böswillige Sophistik ins Gegenteil umgewandelt werden können. Wohl die Pharisäer und Schriftgelehrten haben die Lehre Jesu verdreht und falsch gedeutet, während die einfachen Fischer und Hirten sie unmittelbar mit dem Herzen aufgenommen und ins praktische Leben richtig übersetzt haben.

Wenn ich von mir selber sprechen darf. Ich habe beim Bibellesen den Mangel an theologischer Bildung nie vermißt. Ohne viel dogmatisches Kopfzerbrechen schlug ich das Buch auf und wo ich es immer aufschlug, kam mir daraus ein Licht entgegen. Sei es nun, daß mich dieses Licht belehrt, gewarnt, getröstet oder gestraft hat. Einzugestehen ist wohl, daß auch auf mich das Evangelium nicht jederzeit die gleiche Wirkung gehabt hat, daß ich in der Jugend vieles anders auffaßte als in reiferen Jahren, im Glücke manches anders als im Unglück, daß ich einiges gar nicht zu fassen vermochte, ja daß einzelne Stellen sogar meinen Zweifel und Widerspruch erweckt haben. Und auch das war ein Licht. Denn es war ein Ansporn zum Suchen und Ringen nach dem Geiste Gottes.

Dieselbe Wirkung hat es, wenn bei bibellesenden Laien ein Meinungsaustausch stattfindet, solcher regt an, und es entwickelt sich in der Gemeinde fruchtbares religiöses Leben, frei von Sentimentalität und Frömmelei. Man

Digitized by Google

kann die Erfahrung machen, daß bei den Evangelischen, die es wirklich sind, doch weniger religiöser Indifferentismus herrscht als bei den Katholiken, wo der einzelne ja nichts zu thun hat, als sich leiten zu lassen und gehorsam zu sein.

Ich glaube, daß zwischen Laien und ihren Seelsorgern sich durch das Lesen der Bibel ein viel regeres Interesse füreinander entwickeln würde und daß durch die unbedingte Freigabe des Neuen Testamentes die katholische Kirche als solche nicht verlieren, nur gewinnen könnte. Der Kirche — wenn sie so ist, wie sie sagt — müßte doch selbst darum zu thun sein, die Behauptung, hin zum Evangelium hieße so viel als: los von Rom, zu widerlegen.

Ja, sie dürfte noch mehr thun, sie könnte das Evangelium verbreiten helfen, zum Gebrauch desselben anregen und besonders eine Anleitung zum Bibellesen herausgeben.

Denn das Bibellesen muß gelernt und geübt sein.

Ein Mensch, der das erste Mal die Bibel aufschlägt, weiß — besonders wenn er im geistigen Leben ungeübt ist — schlechterdings nichts damit anzufangen. Einzelne Stellen klingen ihm allerdings bekannt ans Ohr, vielleicht von einer Predigt her, vielleicht auch in wehmütiger oder unbehaglicher Erinnerung an längstvergangene Schulzeit. Andere Stellen scheinen ihm absolut dunkel und fernliegend, und er meint sich über das Leben und die Lehre Jesu viel besser im Auszug eines alten Schul- oder Erbauungsbuches unterrichten zu können. Erst allmählich, wenn er immer wieder die Bibel zur Hand nimmt, kommt er auf den unsagbaren Reiz, der in dieser strenge gebundenen, gedrängten, feierlichen und doch so schlichten Form liegt. Dann gelangt

Digitized by Google

er zur Ahnung des Weihevollen dieser uralten Schriften, die mit demselben gleichen Inhalte durch fast zwei Jahrtausende vielen Völkern der Erde zur Kraft und zum Heile geworden sind, dieser Urkunden, die Milliarden von Menschen im Glück zur Weihe und in der Not zum Troste geworden sind. Das Buch ist ein Testament der Vorfahren, ein unverrückbarer Leuchtturm im stürmischen Meere der Zeiten und der Geschlechter. Dem Christen ist es mehr.

Durch die ehrwürdigen Runen hervor tritt endlich er selbst — der Heiland. Kein anderes Wissen haben wir von ihm, als das in diesem Buche steht. Alles, was über Jesus geschrieben wurde, was die Welt erfüllt hat mit seinem Namen — es ist gekommen aus diesem einen kleinen Büchlein, das wir das Neue Testament nennen.

Die Echtheit dieses Buches, sowie die Wahrhaftigkeit seiner Übersetzer kann nicht angezweifelt werden. Wohl aber können freie Bearbeitungen des Lebens und der Lehre Jesu je nach dem Vorherrschen einer persönlichen Anschauung, einer Partei, einer Sekte, einer Kirche bedenklich vom Evangelium abweichen. Schon das einfache Weglassen einzelner Verse verändert oft den Sinn des Ganzen. Schlecht wird's auch in diesem Fall selten, weil der Gegenstand alles segnet und in ein höheres Bereich hebt, was von ihm handelt. Doch, es ist ein Unterschied, ob der Dürstende aus dem Bache trinkt oder aus der Quelle.

Bisweilen fragt man, ob die Bibel denn wohl mit dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaft übereinstimmt? Aber natürlich. Nur muß man nicht just den starren Buchstaben, vielmehr den lebendigen Geist zu erkennen

Digitized by Google

suchen. Dann wird alles einheitlich und göttlich: Wissen und Glauben, Erde und Himmel.

Nach den gegenwärtigen Zuständen sieht man wirklich eine erschreckend trennende Kluft zwischen dem Evangelium und der katholischen Kirche. Wenn wir die politische Seite dieser Kirche aus dem Spiele lassen, so hielte ich die Überbrückung der Kluft nicht für unmöglich. Man müßte hier den Buchstaben und dort die Formen vergeistigen; und in dieser Vergeistigung zu jener idealen, sittlichen, seligen Welt, die wir das Reich Gottes nennen, läge die Vereinigung. Das wäre auch der Weg zur endlichen Vereinigung aller christlichen Bekenntnisse. Mein Glauben reicht aus für dieses herrliche Ziel.

Einstweilen strebe ich diese Einheit für mich an. Mein Standpunkt im Evangelium hindert mich nicht, die Mutter Jesu zu verehren, den Lieblingen des Heilands, wie ihm selbst, Erinnerungstage zu weihen, in Gewissenszweifel mich mit einem weisen Seelenfreund zu besprechen, zum Gedächtnisse an das letzte Abendmahl und das Opfer am Kreuze einer Messe beizuwohnen u. s. w. Und hinwiederum hindert diese katholische Gesinnung nicht daran, einer armen evangelischen Gemeinde eine Kirche bauen zu helfen.[1])

Und wenn jemand sagt, zweien Herren kannst du nicht dienen, so meine Antwort: Ich diene ihnen auch nicht.

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei ausdrücklich bemerkt, daß ich an dem Bau einer evangelischen Kirche in Mürzzuschlag nur aus humanitären und religiösen Beweggründen mitwirkte. Aus keinem anderen Grund. Die nationale Angelegenheit geht mir nahe genug, doch kann sie nach meiner Meinung nicht mit der religiösen verquickt werden. Oder nur so weit, als man den Gottesdienst in der Muttersprache haben will.

Digitized by Google

Ich diene weder der protestantischen, noch der katholischen Kirche, ich suche herzfroh nur dem zu dienen, dem diese Kirchen gestiftet wurden, und das ist Einer!

Nein, man sollte von solchen intimen Dingen öffentlich nicht reden müssen. Selbst der weltlustigste Zither- und Hackbrettmann ladet sich leicht das Odium eines Pietisten an den Hals, wenn er bekennt, ein Freund des Evangeliums zu sein. Doch er steht als solcher nicht allein da unter den Weltlichen, unter den ringenden Herzen unserer Zeit. Erzieher und Führer, Gelehrte und Dichter, sie rufen nach diesem merkwürdigen Buche der Kraft und des Segens für sich und die Völker. Und Goethe, der große Heide selbst, der die ganze Geisteswelt der Erde überblickte, hat den Ausspruch gethan: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe erwachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien leuchtet, wird es nicht hinauskommen."

Digitized by Google

Der Wauwau.

Zur Zeit des „Nikolo“*) kann man in unseren Schaufenstern ganz erschreckliche Bilder sehen. Vor kohlschwarzem Hintergrund hockt ein blutroter Kerl in der Größe eines ausgewachsenen Menschen. Schwarzes wirres Haar, aus dem ein paar mächtige Bockshörner aufwärts stehen, schwarze Augenbrauen, unter welchen ein paar schielende „Gluren“ hervorglotzen. Eine schmale gesägte Nase und im grinsenden Mund etliche Stoßzähne, denen man es ansieht, daß sie nach Menschenfleisch lechzen. Am Rücken ausgespreitete Riesenfledermausflügel, ebenfalls glutrot. An einer der Klauen hält der Schreckliche das Ende einer niederhängenden Kette, die andere legt er an einen Korb mit Äpfeln, Nüssen und sonstigen Leckerbissen. Trotz letzterer ist der Kerl so abscheulich, daß die Polizei ihn beinahe konfiszieren will, sintemalen sie schon Besseres konfisziert hat. —

Ich hatte diesen Gesellen für einen Ersatzmann des Nikolo gehalten. Der heilige Bischof mag selber nicht mehr kommen, es sind ihm die Zeiten zu schlecht, die Leute zu verdorben, selbst schon die Kinder; da schickt er lieber den

*) 6. Dezember.

Digitized by Google

„Bartel", den „Knecht Ruprecht", den „Krampus". Das ist ganz in Ordnung. Man kann's dem alten Herrn nicht verdenken, wenn er sich's erst zweimal überlegt, bevor er zur Winterszeit einmal unter dieses Volk geht, das schließlich doch an nichts mehr glaubt. Nur wenn sie was zu kriegen hoffen, stellen sich viele Kinder gläubig, sonst giebt es für sie das ganze Jahr keinen heiligen Nikolaus, kein Christkind, keinen Namenspatron. Und wenn unter solchen Umständen der Krampus ein möglichst martialisches Aussehen annimmt, ja geradezu den Wauwau selber spielt, so ist das sehr zu begreifen.

Ein großer Teil unseres Volkes stellt sich jenen berüchtigten Wauwau, den Teufel, in der That ähnlich vor, wie er in diesen Schaufenstern ausgestellt ist, nur daß er vielleicht noch dazu feurige Augen und einen glühenden Atem hat, daß er förmlich Feuer speit, so oft er den Atem hervorstößt. Dann hat er räudige Katzenohren, mit denen er sogar die geheimsten Gedanken hört. Auch hat er einen langen Schweif, den er den armen Sündern um den Hals wickelt und sie solchergestalt wie am Strick in die Hölle schleppt. Und hat Bocksfüße, aus deren Tapfen stinkender Rauch aufsteigt. Nun muß man fragen, wie kommt denn das Volk zu dieser tragisch komischen Teufelsvorstellung? Es mag wohl aus dem grauen Heidentum noch manches dabei sein. Der Teufel ist auch einer jener Weltvagabunden, die unter verschiedenen Namen die Mythen der Völker durchstreichen.

Nicht immer war er so schlimm, als sein Ruf. Bei den alten Hebräern war er ein dem Jehovah dienstbarer Geist. Er hatte von ihm die Erlaubnis, die Menschen zu prüfen,

Digitized by Google

zu versuchen, wie es mit ihrer Frömmigkeit steht, ob sie echt und stark ist, oder nicht. Zur heutigen Wesenheit hat den Teufel erst die katholische Kirche ausgebildet, anfangs auf Grund der Lehre Jesu, daß dem Guten ein Böses gegenübersteht, dem Himmelreich die Hölle, in späterer Gestaltung dem himmlischen Vater der Höllenfürst mit Krone und Feuergabel, vielleicht ähnlich, wie er oben geschildert. Seine besten Zeiten hat der Teufel im Mittelalter gehabt. Da hat er weit mehr gegolten als Gott. Die Furcht vor dem Teufel hat unvergleichlich mehr ausgerichtet als die Liebe zu Gott.

Damals waren allerdings im ganzen die Leute noch aus anderem Holze als jetzt; sie waren noch halbwild, roh, von den Vorstellungen des Heidentums besessen; damals handelte es sich, sie zu bändigen, und dazu war der Teufel gut zu brauchen. Der Teufel hat der Kirche gewiß unzählige Seelen zugetrieben. Ob auch dem Christentume? Dieses meint, daß man das Böse nicht aus Furcht vor Strafe meiden, das Gute nicht in Hinsicht auf Lohn thun müsse. Von jenen rohen Völkern konnte man solchen hohen sittlichen Standpunkt freilich nicht verlangen. Heute jedoch herrscht, in der Theorie wenigstens, die christliche Erkenntnis, daß das Böse seiner selbst willen zu fliehen, das Gute seiner selbst willen, und als das Reich Gottes, zu suchen sei. Heute paßt der Teufel in seiner mittelalterlichen Gestalt durchaus nicht mehr, ja er schadet mehr als er nützt, weil er dem Humanismus im Wege steht und weil er zum Gespötte der Leute geworden ist. Mit dieser Gestalt hätte man längst aufräumen sollen, anstatt sie dem Volke immer wieder an die Wand zu malen.

Digitized by Google

Oder hätte ich unrecht? Beschützt immer noch die Teufelsfurcht mehr vor Unzucht, Raub und Mord, als die Gottesliebe? Es mag schon sein. Denn in so vielen Menschen regiert noch die Bestie. Vor solchen den Teufel zu profanieren und ihn seiner Schrecken zu entkleiden, wäre schon bedenklich. Dann aber gehört das Kapitel vom Teufel in die Strafordnung, und nicht ins Christentum. Den sittlicher veranlagten Menschen, den Gottsuchern müßte es schon gestattet sein, die Teufelsfratze abzuthun, sie für nichts anderes als historisch für ein notwendiges Übel zu betrachten. — Also möchte ich am Ende gar den Teufel abschaffen? Schade wäre es nicht darum. Den Glauben, heißt es, soll man dem armen Volke lassen stahn, es sei damit glücklich. Ich hingegen meine, den Glauben an Gott soll man nicht bloß dem armen Volke, sondern auch dem reichen — auch den Mächtigen und Gelehrten lassen stahn. Das Glück ist für alle gut. Ob jedoch der Teufelsglauben auch glücklich machen kann? Ob dieser fürchterliche Unhold in den Seelen der Menschen, selbst in den der Gerechten im Volke, nicht vielmehr die Hölle stiftet, anstatt das Himmelreich? Davon wüßte ich viel zu erzählen. Wenn sie den Teufel in den Schaufenstern konfiszieren wollen, so sollen sie gleich den ganzen mittelalterlichen Teufel mitnehmen.

Den Teufel überhaupt abzuschaffen, das geht leider nicht. Er ist vorhanden, wirklich vorhanden, aber ganz anders, als unser mittelalterlicher Teufelskultus glauben machen will. Die Sache ist so: Wenn es einen Inbegriff des Guten giebt, so muß es auch einen Inbegriff des Bösen geben.

Digitized by Google

Was sagt Jesus vom Himmelreich? Daß es in uns selber sei. Ebenso kann und muß auch die Hölle in uns selber sein, sobald uns das Himmelreich fehlt. Die Hölle mit allen Teufeln, unter denen man nichts anderes als unsere Irrtümer, Schwächen, unsere Anlage zu Sünden und Lastern versteht. Ach, wie alt ist das und wie selbstverständlich! Und wie gefährlich sind diese Teufel, wie falsch, wie furchtbar, einerseits unvergleichlich schlimmer als die Teufel des Mittelalters, die man mit Weihwasser vertreiben, mit Sprüchen bannen konnte. Freilich, dieweilen man sich äußerlich mit dem Teufel herumschlug und ihn für besiegt glaubte, saß er wohlbehalten im Herzen und verzehrte die Seele. Schon die Furcht vor dem Teufel war ein Teufel für sich, und der Wahn, ihn besiegt zu haben, war wieder ein Teufel für sich.

Es wird nichts dagegen einzuwenden sein, wenn man den Begriff des Bösen sinnbildlich verkörpern will. Es wird auch nicht verboten sein, das menschlich Böse in Gestalt eines menschlichen Ungeheuers mit Hörnern und Schwanz darzustellen. Aber an diese Gestalt glauben, als sei sie eine wirkliche Person, hieße nichts anderes, als die Aufmerksamkeit von den Teufeln in unserem Herzen abzulenken.

Wenn der Evangelist erzählt, wie Jesus selbst in der Wüste vom Teufel versucht wurde, so ist es nur von alters her die bildliche Darstellung, die uns den Versucher in Gestalt sehen läßt, während es im Sinne der Jesulehre so ganz sicher ist, daß der Biograph von der inneren Versuchung spricht, von der Auflehnung des Fleisches gegen die Vergeistigung, gegen die Herrschaft des Geistes. Ob-

Digitized by Google

schon die Christuslehre reiner Geist ist, so hat sie es doch nicht verschmähen dürfen, sinnbildlich zu sein, um von der sinnlichen Menschheit verstanden zu werden. Weil jedoch die Menschheit nicht allein sinnlich, sondern auch kindisch ist, so hat sie die Dinge buchstäblich aufgefaßt und das Symbol als Wirklichkeit gesehen. Das ist vielfach verhängnisvoll geworden und so sind wir auch zu einem leibhaftigen Teufel gekommen, der uns allerhand Schmerzen verursacht, die uns nicht erlösen.

Daß dieser oder jener den Teufel gesehen habe, davon ist im Volke — besonders da hinten in den Einöden — oft die Rede. Daß Gott jemandem erschienen sei, davon hört man wunderselten. Also scheint man letzterem ferne zu sein, mit ersterem aber auf vertraulichem Pferdefuß zu leben. In den Gebirgsgräben giebt es anfangs des zwanzigsten Jahrhunderts noch immer Leute, die „den Teufel brauchen können". Sie verschrieben ihm mit ein paar Blutstropfen am liebsten ihr bißchen Seele in der Hoffnung, daß der Teufel erkenntlich sein würde. So anspruchsvoll, wie weiland Faust, sind sie nicht, ein hutvoll Thaler ist zumeist das höchste Ziel ihrer Wünsche. Der Teufel liefert zwar auch den nicht. — Wenn Gott die kindischen Wünsche der Leute unerfüllt läßt, so heißt's gleich: Es giebt keinen Gott. Daß es keinen Teufel gebe, hört man viel seltener, obschon dieser seinen Verpflichtungen niemals nachkommt.

Eines meiner Kinder fragte mich einst: „Vater, warum schlägt der liebe Gott den Teufel nicht tot?"

„Närrlein, weil er damit auch die Menschen totschlagen müßte, die ihre eigenen und der anderen Teufel sind."

Digitized by Google

Damals hatte das Kind verblüfft dreingeschaut. Heute ist es ein Mann und wird den Ausspruch wohl verstehen.

Jetzt will ich eine Geschichte erzählen, in welcher zwei Teufel vorkommen, der eingebildete persönlich und der wirkliche unpersönlich. Man mag begierig sein, wie sie sich zu einander verhalten.

Als vor einigen Jahren die Stadt N. eine Wasserleitung baute, strichen im Gebirge monatelang zwei Ingenieure umher, um die Quellen aufzusuchen, zu fangen und die Leitung zu bestimmen. Es waren junge, übermütige Herren, die auch auf den Bergen sich jene Vergnügungen nicht entgehen lassen wollten, die sie sich in der Stadt angewöhnt hatten. Sie wohnten in einem Forsthause, das von Wäldern und Almen umgeben war, und sie strichen zeitweilig gerne zu den Sennhütten umher, wo es zwar keinen Brunnen zu graben, wohl aber frische Buttermilch zu trinken gab. Und da gab es eine Hütte, in der sie, wenn sie aus der Rein tranken, die Milch allemal zum Teil auf ihre graue Weste verschütteten, weil sie nicht acht gaben und während des Trinkens immer auf die saubere Sennerin hinschielten. Diese Sennerin war jung und frisch, aber einfältig. Wenn sie der Ingenieur an die Wange kneipen wollte, so rief sie: „Aber Herr Brunnenmeister! Was glaubens denn? Thuns doch den bösen Feind nit reizen.“ Damit schob sie seitlings und bekreuzte sich.

Der Ingenieur fragte schelmisch, was sie denn meine?

„Ja ja!“ gab sie mit wichtigen Geberden zu Antwort, „thun's ihn nur reizen? Wird gleich da sein mit dem g'spitzten Jagerhut und der roten Feder drauf! Alle guten Geister!“

Digitized by Google

Im Zickzack fuhr sie mit der Hand über das Gesicht und warf nasses Holz ins Herdfeuer, so daß die Hütte bald voll Rauch wurde. Das war deutlich — sie konnten gehen.

Wenn der Brunnenmeister dann beim Fortgehen blinzelnd das Versprechen abgab, bald wieder zu kommen — denn das Forsthaus war ganz in der Nähe — und der Hoffnung Ausdruck verlieh, das nächste Mal besser aufgenommen zu werden, besprengte sie hinter ihm die Thürschwelle mit Weihwasser, wovon sie drei Sauerbrunnflaschen voll im Vorrat hatte. Und nachher des Abends vor dem Schlafengehen hing sie an die Wand ein Amulett, zeichnete mit der Kohle ein Drudenkreuz an die Bettstatt, wobei sie Angst bekam. So ein Drudenkreuz ist wie der Blitzableiter, wenn es nicht mit genauer Sorgfalt ausgeführt ist, so kann es mehr schaden als nützen. Und weil sie sich ihrer Kunst nicht sicher war, so löschte sie das Zeichen wieder aus. Und ihr Nachtgebet wendete sich zuerst der Muttergottes zu, kam aber bald auf was ganz anderes. Folgende Stoßseufzer: „Geh, Teufel! Bitt dich gar schön, thu mich nicht anfechten. Dieser Brunnenmeister setzt mir so viel zu. Das ist ein schöner, schlechter Mensch, dem will ich weit vom Leibe sein, himmelweit vom Leib. Anfechten thu mich nicht, sag' ich!" — Der Teufel mag sich keinen geringen Fleck eingebildet haben, daß einmal ein hübsches Mädel so andächtig zu ihm betete. Er hielt auch fleißig Wacht an ihrem Bett, so daß sie die halbe Nacht lang von dem schönen Brunnenmeister träumen mußte, dem schlanken, lustigen Menschen, der so fein in die Wange zwicken kann.

Derselbige Brunnenmeister aber wollte — obschon

Digitized by Google

seine Arbeiten fast fertig gestellt waren — nicht gerne von der Alm gehen, ohne bei der hübschen Sennerin einmal gründlich sich zu verabschieden. Weß Geisteskind die Maid war, das sah er weidlich, und so hielt er mit seinem Kameraden eine Verabredung, eine ganz absonderliche.

Am nächsten Sonntage früh ärgerte sich die Sennerin über den alten Halter Friedel, daß er wieder nicht heraufkam, um das Vieh zu hüten. Schon seit Wochen war sie in keiner Kirche mehr gewesen. Man hat oft gehört, daß der Teufel zu einem Kartenspiel kommt, am Sonntag vormittags, wenn man sieben Wochen lang nicht in der Kirche war. Die Kühe hatte sie in die Halde hinausgetrieben. Wie sie nun am Mattenrain zurückgeht gegen die Hütte und es ihr auffällt, daß gar kein Vogel singt und kein Wasser plätschert, daß es so ödweilig ist — siehe, da steht an der Hüttenecke ein Mann. Der hat einen grünen Rock an und einen spitzen Jägerhut auf mit der blutroten Feder. An den Händen trägt er gelbe Handschuhe.

Im Augenblick wollen der Maid die Knie einknicken vor Schreck. Er ist es! — Aber im nächsten Augenblick, als sie den Segen von „allen guten Geistern" murmelt, gewinnt sie so viel Kraft, daß sie sich umwenden und davonlaufen kann. Wohin nur? Kein Kreuzstock ringsum, bei dem man Schutz suchen könnte, kein Christenmensch weit und breit, zu dem man sich flüchten könnte, und der grüne Mann dort grinst und macht Miene, ihr nachzuspringen. Da fällt's ihr ein: das Forsthaus. Wie ein Rädchen, so flink eilt sie über die Weide, durch den Schachen, dort unter dem Lärchbaum — Gottlob! Gottlob! —

Digitized by Google

steht der Brunnenmeister. Mit dem Schrei: „Hilf mir, er ist hinterher!“ läuft sie ihm in die Arme.

In schönster Bereitschaft waren diese Arme offen gewesen, hatten sich nachher wie ein Fangeisen um sie zusammengeschlossen. Und so war die jungfrische Maid aus Angst vor dem eingebildeten Teufel — dem wirklichen ins Garn gelaufen.

Digitized by Google

Gedanken in schlaflosen Nächten.

Der gesellschaftliche Mensch schwebt immerwährend zwischen den zwei Gefahren, Unrecht zu leiden oder Unrecht zu thun. Aus diesen beiden Gefahren entwickeln sich Konflikte, die dem nach Gerechtigkeit strebenden Menschen das Herz zerreißen können. Mir sind die größten Leiden meines Lebens daraus entsprungen.

Ich habe Unrecht gelitten.

Körperlich und in thatsächlichen Dingen habe ich das wenig empfunden. Ich kann mich nicht erinnern, körperlich einmal stark mißhandelt worden zu sein; weder als Hirtenjunge, noch als Schulknabe, noch als Lehrbub ist mir so etwas passiert, und wenn sich wirklich einmal ein Schlag oder dergleichen ereignet hätte, so würde er mir ganz gewiß in der Seele weher gethan haben als am Leibe. An greifbaren Gütern mag ich manchmal benachteilt worden sein, oft nahm ich's gar nicht wahr, und wenn auch, so machte ich mir nicht viel draus. Darin lag für mich also kein großes Leiden, darüber führe ich keine heftige Klage, daß mir Unrecht geschehen sei.

Viel wehleidiger bin ich aber an einer anderen Stelle. Wo mir moralisch ein Unrecht zugefügt wird, sei es ein

Digitized by Google

tückischer Hieb gegen die persönliche Ehre, sei es ein willkürliches, boshaftes Entstellen meiner Meinungen und Absichten, ein Unterschieben eigennütziger Motive — da bäumt sich meine Natur auf. Manchmal frage ich sie dann, diese empörte Natur: Warum bäumst du dich auf? Weißt du dich stark und sicher, so laß sie machen, es kann dir ja nichts geschehen. Darauf anwortet die Empörte: Ich bin ja keine Heilige, ich bin die Natur. — Ja freilich, die Natur mit dem leidenschaftlichen Herzen. Und dieses Herz will an seinen größten Gütern, an seinem idealen Eigen eben nicht rütteln lassen, da ist es eigenliebig, vielleicht auch ein bißchen eitel darauf, und das, mein Gott, kann man dem schwachen Menschen nicht verübeln, besonders wenn er bestrebt ist, nach und nach stärker zu werden. Mit dem Stärkerwerden ist's freilich eine eigene Sache, man wird älter, leidender, nervöser — und dabei soll sich die Seele kräftigen? Ich halte es wohl für möglich, daß ein alter, schwacher, kranker Mensch ein stahlhartes Herz bekommen kann, aber ist das ein Ziel aufs innigste zu wünschen? Nicht die Härte, vielmehr die Ruhe des Herzens möchte ich mir anleben. Einstweilen besitze ich sie noch nicht, und deshalb entfacht erlittenes moralisches Unrecht in mir immer einen Aufruhr. Ein Leid, das mit Absicht zugefügt wird, thut doppelt weh; es thut weh als Wunde und es thut weh als Unrecht. — Ein heftiges Zorn-, Haß-, ja Rachegefühl gegen den Beleidiger durchstürmt mein ganzes Wesen und in diesem Zustande bin ich allemal in der höchsten Gefahr, Unrecht zu thun. Die Feder ist schrecklich gezückt! Da ist es denn oft ein wahres Glück, daß nicht zu jeder Stunde die Post abgeht, daß es in

Digitized by Google

meinem Zimmer einen Ofen giebt. In kochender Leidenschaft, unter Fieberpochen der Schläfe, war der Brief geschrieben worden, mit fliegender Gier, den Gegner ins Herz zu treffen, ihm ein Leid zuzufügen, ihn an seinem eigenen Wesen zu strafen dafür, was er dem meinen angethan. Kaum mich schreibend ausgetobt, und der Alpensee wird ruhiger, nach kurzer Zeit spiegeln sich in ihm wieder die Sterne des Himmels. Der Brief wird in tausend Stücke zerrissen und in den Ofen geworfen. — Länger als höchstens eine Stunde kann ich nicht hassen, dann kommt der Umschwung und mein Feind erscheint mir liebewerter, wenigstens liebebedürftiger als der Nächstbeste, der mir nie etwas gethan. Und so kann es geschehen, daß ich heute den Gegner selbst vertheidige wegen der Anklage, die ich gestern gegen ihn erhoben. Menschen, die von Gemütsmächten so sehr geleitet werden wie ein Poet, sind in solchen Sachen inkonsequent, ich ertrage diesen Vorwurf nicht sonderlich schwer. Schlimmer ist die Konsequenz des Haßgefühles, es verwandelt fast regelmäßig das Unrechtleiden in Unrechtthun. Am besten, wenn die ruhige Vernunft sich der Angelegenheit zu bemächtigen vermag, wenn sie den Fall mit jener Sorgfalt abwiegt, wie der Krämer den Safran und dann nach beiden Seiten hin ihr Gutachten giebt. Das ist aber zumeist Sache dritter. Die Ringenden sind nicht die Wägenden, und der mit dem Speer in der Brust wird nicht erst lange untersuchen, aus welchen Motiven der Speer eigentlich geschleudert worden, er wird nur einen grellen Wehschrei haben und von dem einzigen Bestreben erfüllt sein, die Waffe aus der Wunde zu reißen und sie mit einem Fluche auf den Angreifer zurückzuschleudern.

Digitized by Google

Die Ärmsten unter den Armen sind die in glühender Leidenschaft miteinander Kämpfenden. In mancher Nacht, unter der Last einer Feindschaft habe ich geweint über mich und über den Gegner. Wenn sich aber die Trauer wieder zum Zorne steigerte, so steigerte sie sich damit manchmal auch zum Unheil. Hunderterlei Rachepläne steigen auf, hunderterlei Möglichkeiten, dem Feinde zu schaden, ihn zu vernichten. Und was ist das Ende? Daß eine Schuld eine andere gebärt. Die einzige Erlösung aus solchem Konflikt ist — verzeihen. Schweigen und Vergessen. Der anständige Mensch kann viel Schimpf auf sich sitzen lassen, er schadet ihm nicht.

Schrecklicher ist kein Zustand als der, wenn man einsieht, einem anderen Böses zugefügt zu haben und wenn keine Möglichkeit erscheint, es gutzumachen. Ein gekränktes Herz ist Kinderleid, aber ein böses Gewissen ist Verdammnis. Während alles um dich in friedlichem Schlafe liegt, wälzest du dich auf deinem Lager ruhelos von einer Seite auf die andere. Du rufest eine Vorstellung um die andere dir wach, aber keine entschuldigt dich, und deine eigenen Gedanken sind deine Gegner. Am Morgen erhebst du dich mit schwerem Kopf und bitterem Gaumen, als wärest du krank, und du bist es auch. Und nicht eher wirst du gesund, und nicht eher findest du den Frieden des Herzens wieder, als bis du dein Möglichstes gethan hast, das dem anderen zugefügte Unrecht gutzumachen.

Der russische Dichter Tolstoj zieht aus dem christlichen Gebote von der Feindesliebe die äußerste Konsequenz und sagt, man solle dem Feinde niemals widerstreben, sich wehrlos alles von ihm gefallen lassen; auf solche Weise

Digitized by Google

werde der Gegner am eheſten müde, ſeine Bekämpfung fortzuſetzen. Näher beſehen hat Tolſtoj aber doch nicht recht. Du haſt Gegner ohne dein geringſtes Verſchulden und es giebt natürliche Antipathien. Du glaubſt, wenn du das erſte Unrecht geduldig leideſt, ohne zu widerſtreben, ſo wird der Angreifer großmütig ſein und dich ferner in Ruhe laſſen. Ganz im Gegenteil, wenn der bösartige Gegner weiß, daß du dich ruhig totſchlagen läſſeſt, ſo ſchlägt er dich eben tot.

Ich meine, Unrecht thun iſt Sünde, aber unrecht leiden iſt es auch. Denn durch das letztere begünſtigt man das Unrecht und beſtärkt es und im Laufe der Zeit würden alle Nachgebenden ausgetilgt ſein, die Gewaltthätigen blieben beſtehen und es käme ſchließlich genau das heraus, was Nietzſche gepredigt, nämlich, daß nur der Starke und Rückſichtsloſe das Recht habe, Herr der Welt zu ſein.

Als die geſchichtliche Menſchheit zweitauſend Jahre alt war, ſtand ein Mann auf, der die Religion der *Weltbejahung* ſtiftete. Dieſe Religion predigt den Vorteil des einen „auserwählten“ Volkes, die Vermehrung und Vergrößerung dieſes Volkes, die Eroberung fremder Stämme, die irdiſche Macht und Anſichziehung der Güter dieſer Welt! — Das iſt die Religion des Moſes.

Nach viertauſend Jahren der Geſchichte ſtand ein Mann auf, der die Religion der *Weltverachtung* ſtiftete. Dieſe Religion erkennt die Eitelkeit des Irdiſchen, lehrt wie man ſich und den Mitmenſchen geduldig und liebevoll über die Leiden dieſer Welt hinüberhelfe und ein un-

Digitized by Google

zerstörbares Glück im Geiste erlange. — Das ist die Religion Christi.

Und wenn diese Epochen der Geschichte erfüllt sein werden, wird nicht ein Mann aufstehen, der die Religion der Weltvereinung stiftet? Diese Religion wird lehren, sich und die ganze Menschheit in kurzer Zeit zu vernichten.

Wieviel wird in diesem Augenblicke gesündigt und gelitten auf Erden! Wieviele Menschen werden gequält, wieviele Tiere gepeinigt! Wieviel Elend in den Hütten der Armen, wieviel Jammer in den Krankenhäusern, wieviel Verzweiflung in den Gefängnissen, wieviele Flüche der Dachlosen und Heimatlosen! — Wenn jetzt zu dir dem im stillen friedlichen Heim Ruhenden eine Stimme spräche: Alles heiße Leid der Menschheit kannst du löschen mit deinem Herzblut, öffne deine Adern! — Würdest du es thun? — Du antwortest: wozu die Frage? Durch Verursachung eigenen Leides kann man fremdes Leid nicht lindern. Aber du gabst ja doch dem Philosophen recht, der da behauptet, die Welt existiere nur in deiner Vorstellung! Wenn das also ist, dann vernichte den Apparat deiner Vorstellung und du lischest damit allen Schmerz der Welt.

Ich vermute, daß die Menschheit, einheitlich wie eine Person genommen, im Laufe der Zeiten alle Charaktere ihrer Individuen durchleben muß. Also haben wir Epochen der Humanen, der Brutalen, der Büßer, der Frevler, der

Digitized by Google

Träumer, der Thatluſtigen, der Einfältigen, der Heuchler u. ſ. w. Jeder menſchliche Charakter, wie wir ihn in der Einzelperſon finden, hat ſein Zeitalter, in welchem er der allgemeine und herrſchende wird. Und wie eine Perſon ſich ablebt, ein beſtimmter Geiſt ſich ſelbſt erſchöpft, ſo erſchöpft ſich auch ein Zeitgeiſt, um einem anderen Platz zu machen.

Vielleicht zu keiner Zeit war der Eigennutz des Einzelnen und der Hang nach perſönlichem Emporkommen ſo groß als heute, und zu keiner Zeit äußerte ſich allgemeiner der Gedanke nach Staatsformen, in welchen der Einzelne nichts, die Geſammtheit alles bedeuten ſoll. Wie wird es möglich ſein, daß der moderne Menſch, der nur für ſeinen eigenen Vorteil zu ſorgen gelernt, der nur in der freien Entwickelung ſeiner Perſönlichkeit den Fortſchritt des Ganzen ſehen kann, der nur den Grundſatz kennt: Der Staat für mich, im Handumkehren den Grundſatz annimmt: Ich für den Staat!

An Zwieſpalt krankt die Menſchheit, und ich fürchte, daß ſie gerade an dieſer Krankheit wird zugrunde gehen müſſen.

Seit Menſchengedenken klagt man über die Verkehrtheit der Welt. Wenn die Welt immer „verkehrt“ war, ſo wird die „Verkehrtheit“ wohl ihre natürliche, Stellung ſein. Wie aber kann man dann von Verkehrtheit ſprechen?

Digitized by Google

Das Glück, wird behauptet, sei kugelrund; ich vermute, es ist mehr herzförmig. — Die Kugel des Zufalls mag rollen wie sie wolle, der herzlose Mensch hat kein Talent zum Glücklichsein.

Vergiß, was du hast,
Gedenke, was du bist,
Nimm den Himmel, wie du magst,
Und die Erde, wie sie ist.

Manche Erzieher lieben es, dem Kinde immer wieder zu sagen: Kind, alles was du hast und genießest, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Sprache, Schule, Gesetze u. s. w. verdankst du anderen, daher kannst du nicht genug dankbar sein. Ist das wohl immer gut? Fördert das die Ausbildung eines männlichen, selbstbewußten Charakters?

Wer brav ist, den drücke nicht die Vorstellung, als wäre er ein Beschenkter oder Geduldeter unter den Menschen. Trotzdem soll er aber nicht verlernen, dankbar zu sein. Ja selbst dafür, daß andere uns unser Recht willig zugestehen und es achten, schon dafür müssen wir dankbar sein.

Das Kreuz ist das Zeichen der Weltvereinung, dargestellt durch einen durchstrichenen Strich.

Leider, so dünkt es mir oft, ich kenne die Reue nicht. Alles was ich Ungutes gethan, hat seine Gründe gehabt und unter denselben Gründen würde ich es immer wieder thun.

Digitized by Google

Die sogenannten „bösen“ Menschen wage ich nicht zu richten; ich glaube, sie würden nicht böse sein, wenn sie glücklich wären. Ich sehe es an mir selbst, nur wenn ich mich glücklich fühle, bin ich gerne und leicht gut gegen andere; erfahre ich Böses von der Welt, so bin ich mißmutig, allzuleicht werde ich hartherzig und herb.

Im Angesichte der Armen erkenne ich den Segen des Geldes, im Angesichte der Reichen dessen Fluch.

Die Philosophen kamen jeder mit einem besonderen theoretischen Gott; einige haben ihn sogar mathematisch bewiesen. Einen Gott, der bewiesen werden muß, kann ich nicht brauchen.

Wenn mir einer anfängt zu sagen: Siehe, da ist Gott, da ist er! und ich sehe ihn nicht, da kommt mir das erstemal der Zweifel. Ich muß mir ihn wie etwas Sinnliches vorstellen können.

Der Gottgedanke ist nicht für das All, er ist für uns Menschen und muß eine Gestalt haben. „Ein gar zu ätherischer Gott verdunstet leicht,“ hat einmal eine frivole Zunge gesagt.

Die Welt mag man lieben, den Himmel kann man hoffen, Gott muß man glauben. Gott kann alles entbehren, nur nicht den Glauben an ihn.

Digitized by Google

Wenn du, lieber N., heute einem Ungebildeten versicherst: Wissenschaftlich ist es nicht bewiesen, daß es einen Gott giebt, so geht er morgen zu seinem Nachbar und sagt: Der N. hat versichert, es giebt keinen Gott.

Trotz unserer künstlich anerzogenen Bildung und Kultur fallen wir in außergewöhnlichen Lebenslagen sofort in den Naturzustand zurück. Bei hocherregtem Gemüte, drohenden Gefahren, schweren Krankheiten u. s. w. ist der Mensch ganz Natur und unterscheidet sich der Geistesfürst kaum vom Kohlenbrenner.

Es giebt Leute, die reden wie folgt: „Fort mit Lehren, die uns das Glück in jener Welt versprechen, wir wollen auf dieser Welt glücklich werden.“ Ganz recht, jeder soll so glücklich werden als irgend möglich. Nun giebt es jedoch Leute, die auf dieser Welt nur glücklich sein können, wenn sie auch für jene Welt was Gutes hoffen. Soll man es gerade solchen erschweren, glücklich zu sein?

Es wird behauptet, daß das Christentum die Liebe zu den Tieren nicht genug betone. Ist doch der heilige Christ zu allererst bei Tieren eingekehrt — bei Ochs und Esel, und sie haben das Kindlein erwärmt mit ihrem Atemhauch. Wäre es denn möglich, daß dieser Mythe tiefer Sinn vom Christentume selbst mißverstanden werden könnte?

Digitized by Google

Manches Menſchen Herz iſt mit einer Eiskruſte überzogen, die erſt ſchmilzt, wenn man auf ſeinem Haupte glühende Kohlen ſammelt.

Die Wahrheit.

O Wahrheitſucher, frage nicht:
Wo iſt ſie?
Du haſt ſie nicht, du kriegſt ſie nicht,
Du biſt ſie.

Digitized by Google

Demut.

Die älteste Mythe der Menschheit ist eine flammende Warnung vor Ungehorsam und Hoffart. Wie trivial klingt's und wie tiefsinnig ist's: Ungehorsam hat die Menschen aus dem Paradiese getrieben, Hoffart hat die Engel aus dem Himmel gestürzt. Hoffart führt zur Erniedrigung, Demut zur Vollendung. Die Geschichte sagt es, was die Herrschsüchtigen angestellt haben — für andere Elend, Mord und Sklaverei, für sich selbst den Untergang. Der Hoffärtige setzt seine ganze Kraft, sein Leben ein, um zu herrschen, alles, alles opfert er seiner Herrschgier und herrscht doch nicht. Es ist ein Wahn, wenn jemand glaubt zu herrschen! Wir alle werden beherrscht, der Geringe von einem engen Kreise, der Große von einer Welt. Und der Elephant von einer Mücke. Der Feldherr glaubt Kriegsheere zu lenken, ein einziger Stein vom Dache zerschmettert sein Haupt. Er glaubt Länder zu erobern und ist der persönliche Knecht abscheulicher Laster, die ihn wie hohnlachende Geister in den Abgrund zerren. Und sein unterjochtes Volk? Es ist ein knirschendes, fluchendes Volk, es ist ein Volk von Feinden, und in kurzen Epochen

Digitized by Google

werden seine glänzenden Siege zu schmachvollen Niederlagen. Das wichtigste Henkeramt der Weltgeschichte ist es, die Hoffärtigen zu demütigen. Aber diese erzwungene Demut ist keine, ist nur eine Verächtlichkeit. Im Untergange eines Hoffärtigen finde ich keine Tragik, vielmehr das belustigende Werk der Gerechtigkeit.

Was Großes und Bleibendes geschehen ist, das hat nicht Hoffart gethan. Demut hat die Menschen zusammengeführt, weil einer allein sah, daß er für sich zu schwach war. Demut hat die Gesellschaft gegründet, weil es den Menschen klar wurde, daß sie nur in der Gemeinsamkeit bestehen können. Demut hat die Menschen für einander wohlwollend, liebreich und nachsichtig gemacht, weil sie einsahen, daß sie der Nachsicht und Güte selber bedürfen. Demut hat die Welt erlöst, als Christus das Beispiel gab, wie einer sich für den andern opfern muß.

Alle Religion, alle Seligkeit und Freude der Herzen ist auf Demut gegründet.

Der Mensch ist so, daß er sein Heil nicht in der Gerechtigkeit suchen darf, sondern in der Gnade. Weißt du, Freund, was Gebet ist? Am Ende willst du dich davonmachen, wer wird denn heute noch beten! Gemach, Freigeist, du betest! Du betest, ohne daß du willst, ohne daß du's weißt. Jeder Gedanke in Demut ist ein Gebet. Worin liegt das Wesen des Gebetes anders, als in der Demut! In der Selbsterkenntnis eigener Ohnmacht, Hilfsbedürftigkeit, in der Anerkennung einer höheren Macht, die uns Gnade geben und helfen kann. Daß das Gebet dem gläubig Betenden Trost verleiht, wird nicht allein von der Religion versichert, sondern auch von Psychologen bestätigt. Woraus

Digitized by Google

kommt dem Betenden Trost? Aus den Worten, die er sagt? Nein, er kommt aus dem Gefühle der Demut, des Erbarmens über sich selber. In dem Empfinden, daß er erbarmungswürdig ist, erbarmt er sich anderer und hofft, daß eine höhere gütige Macht sich seiner erbarmen werde.

Würde er sich etwas versprechen von einem Gebete, das vielleicht so lautete:

„Herrgott! Ich komme, um dich an deine Pflicht zu erinnern. Du hast ohne mein Wissen und gegen mein Wollen mich in diese jämmerliche Welt gesetzt, für die ich viel zu gut bin. Aus der Elendiglichkeit, in die ich unschuldigerweise durch deine Ungeschicklichkeit geraten bin, hast du von rechtswegen mich jetzt zu befreien, wenn du kannst, und nicht am Ende noch nichtiger bist, als ich selber. Ich muß beanspruchen, daß mir alles das Notwendige und Gute werde, das vermöge meiner Existenz mir gebührt, Amen."

Ein solches „Gebet" würde kaum viel Beruhigung, Trost und Erhebung schaffen, sondern eher Verbitterung und Verzweiflung. Balsam aber auf dein betrübtes Herz wird es sein, wenn du in der Verlassenheit folgende Gedanken hegst:

„Ewiger Herr und Gott!

Du bist! O Herr, du bist, das weiß ich, sehe es in mir und in allen Wesen und Vorgängen, so weit meine Sinne reichen. Wie du bist, das weiß ich nicht, denn du bist so über alle menschliche Vorstellungen groß und ich bin so klein und so arm. Aber ich bin ein Teil von dir, und darum kann ich nicht verloren sein, darum darf ich mich eins fühlen mit dir, darum darf ich mein Leid, das

Digitized by Google

zu meiner Reinigung dient, dir weihen, darum darf ich für alle Schwächen und Verirrungen, denen der Mensch durch deinen unerforschlichen Ratschluß verfallen ist, dich um Barmherzigkeit bitten. Mein Anliegen, ich könnte es nimmer ertragen, wenn ich dich nicht über mir wüßte, du mein allmächtiger Vater. Freilich bedeutet in deiner großen Welt ein einziges Wesen, wie ich bin, nichts, freilich muß ich im Plane des Ganzen sein, und vergehen und wieder sein, aber du bist das große gütige Herz, das auch der einzelnen Kreatur gnädig sein will, und also bitte ich dich bei deiner unermeßlichen Huld für alles und jedes, sei mein Beistand und Helfer."

Wer so beten kann? Nur der Demütige. Wer so beten kann, er ist selig zu preisen.

In der Demut liegt ein Teil Sühne, das sagt auch unser Gesetz. Ein reumütiger Missethäter wird milder bestraft, als ein trotziger, verstockter. Auch im Beichtstuhl der katholischen Kirche wird die Vergebung vor allem von der Demut abhängen. Die Demut ist ja durchaus nicht so demütigend, als man annimmt, ihre Leiter ist die aufwärtssteigende, während die Hoffart, wie schon die alten Weisen gesagt haben, zum Falle führt.

Die Demut birgt übrigens moralische Gefahren, doch sie können von der Demut selbst überwunden werden, wenn sie die rechte ist.

Ob der Demütige Unrecht leiden soll, ohne sich zu wehren? Seinen inneren Wert wird er deshalb nicht vermindern, eher erhöhen. Wenn er dem Unrechte aber doch entgegentritt, so thut er's nicht aus persönlicher Rechthaberei, als vielmehr aus Gerechtigkeitssinn.

Digitized by Google

Mit Kriecherei darf die Demut nicht verwechselt werden, das Selbstbewußtsein, die Freude an einem Verdienste schließt sie nicht aus. Die Demut braucht sich nicht immer zu beugen vor dem Menschen, aber so muß sie sein, daß du das, was du bist und kannst, dir nicht stets als persönliches Verdienst anrechnest, sondern als eine Gabe des Geschicks, als eine Gnade des Himmels, als ein Talent, welches du nicht erworben hast wie ein Stück Geld, welches dir auch nicht geschenkt ward, um damit beliebig und rücksichtslos zu walten, sondern welches dir nur verliehen worden, um unter Leitung deines guten Willens, der dein einziges Verdienst ist, damit was rechtes zu vollbringen. Dieses Lehen kann heute oder morgen schon von dir genommen werden. Das Menschengeschlecht im ganzen hat wohl Ursache, auf sich ein wenig stolz zu sein, und wird's hoffentlich noch zu was bringen; das Individuum aber ist so armselig und so unverläßlich und so vergänglich, daß es ganz unbegreiflich erscheint, wieso einer seinen Cadaver aufbäumen, seinen Windsack aufblähen, wieso einer sich brüsten und prahlen kann mit Eigenschaften und Leistungen, die nicht so sehr aus seinem persönlichen Können, sondern vielmehr aus fremden Bedingungen und Einflüssen entsprangen.

Einer, der nichts ist und nichts kann, hätte nach meiner Meinung eher Ursache zu Trotz und Auflehnung gegen ein Geschick, das ihm alles versagt hat, als ein anderer, der so bevorzugt worden ist. Dieser müßte immer nur dankbar sein und immer nur trachten, sich der Gaben wert zu zeigen. Der Große und Bedeutende hat es auch leichter, demütig zu sein, für ihn ist Demut und Schlichtheit eine Zierde;

Digitized by Google

bei den Kleinen kann sie als Kriecherei ausgelegt werden. Man liest von einem Geistesgroßen, der in der ganzen gebildeten Welt berühmt war. Wer ihm nahen konnte, der that's mit Ehrfurcht, und wen fand er? Einen ganz gewöhnlich aussehenden, fast schüchternen Menschen, der sich dem Besucher bei-, wenn nicht unterordnete. War der Besucher ein bedeutend angelegter Mensch, dann gab sich der Große in seiner ganzen Natur, die aber nicht widerstrebte, sondern weiterbaute. War der Besucher unbedeutend, so blieb es auch der Große und trat nicht aus sich heraus. So kam es auch, daß er in Gesellschaften ebenso banal, geistlos und unbedeutend erschien, wie der erstbeste Philister. Er gab eben jedem das Seine und galt nicht bloß als ein genialer, sondern auch als ein liebenswürdiger Mann — und er selber vergab sich damit nichts.

Der Demütige fühlt sich nicht als eine abgeschlossene Einheit, mit der die Welt zu rechnen hat, er ordnet sich vielmehr dem Ganzen bei oder unter, er weiß sich nichtig als Individuum, aber stark und unvergänglich als ein Bestandteil des Ganzen. Ein Hauptmerkmal des Demütigen ist die Treue. Er wird nicht allein die Scholle lieben, die von seinen Voreltern urbar gemacht worden ist, er wird auch dankbar sein Pferd ehren, das ihn zum stolzen Siege geführt hat. Der Demütige weiß alles zu beseelen und ist dankbar gegen jede Kreatur. Er lebt eine tiefe Innerlichkeit, die unvergleichlich reicher an Schätzen und Glück ist, als alle äußeren Herrlichkeiten der Machthaber.

Die Demut steht darum so hoch im Werte, weil sie bei dem innern Frieden, den sie schafft, der Ursprung vieler

Digitized by Google

Tugenden ist. Die Dankbarkeit habe ich genannt, die Liebenswürdigkeit, das Wohlwollen ist zu nennen, die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die Harmlosigkeit, die Heiterkeit — lauter Kinder der Demut. Bescheidenheit ist allerdings nicht Demut, sie ist eine liebenswürdige Eigenschaft, aber sie ist noch kein ethischer Charakterzug. Bescheidenheit geht nach außen, äußert sich im Verhalten zu den Mitmenschen, in der Anspruchslosigkeit bei irdischen Gütern. Die Demut ist innere Wesenheit, gleichsam das bescheidene Verhalten des Menschen zu seinem Gott. Hoffart ist stets absprechend, pessimistisch, kritisch, also nicht schöpferisch. Die Demut ist das Gegenteil. Die Demut ist stark, sie baut unbewußt Größeres auf, als die Hoffart mit dem besten Willen niederzureißen vermag. Die Demut ist unüberwindlich. Wer seine Sache auf nichts gestellt hat, dem kann man nichts nehmen. Die Demut macht frei; dadurch, daß sie sich selbst beschränkt, beugt sie der Gefahr vor, von anderen beschränkt zu werden. Der Stolz kann leicht zu schanden gemacht werden, die Demut nie, außer es ist eine falsche, die nur in Glück und Ehre sich ausspielt. Es giebt Leute, die immer das Auge niederschlagen, solange man sie lobt, sofort aber anfangen sich selbst zu loben, wenn's kein anderer thut. Die wahre Demut ist unvergänglich wie Diamant.

In der steirischen Mundart wird Demut und Diamant gleich ausgesprochen: „Deamat". So habe ich schon in früher Jugend die Demut mit dem edelsten Stoff der Erde vergleichen können und umgekehrt gesehen, wie dieser vornehmste aller Stoffe einen so demütigen Namen hat.

Jeder soll sagen, ich will demütig sein, aber keiner

Digitized by Google

kann sagen, ich bin demütig, denn sagt er das, so ist er's schon nicht mehr. So wie es Leute giebt, die eine aufdringliche Bescheidenheit haben, und vor lauter Bescheidenheit lästig und unbescheiden werden, so kann auch der scheinbar Demütige einem Pharisäerstolze verfallen, welcher, weil mit Heuchelei gepaart, der Hoffarten schlimmste ist. Der wahrhaft Demütige wird immer das Gefühl haben, er sei viel zu wenig ergeben und demütig im Verhältnis zu dem, was er ist und leistet gegenüber einer unendlichen göttlichen Größe.

Weil Demut mit Ergebung sich eint, so bringt sie den Frieden des Herzens. Sie wird schöpferisch sein in der Absicht, ja so viel als möglich zu leisten, um nicht ganz Schmarotzer zu sein auf der Erde Gottes. Denn in der Demut liegt der edelste Stolz; in ihr liegt die stille Anspruchslosigkeit und die ruhige Männlichkeit, die stete Dienstbereitschaft und das keusche Verhüllen inneren Wertes — kurz, das was man Schlichtheit nennt. Die Demut wird ergeben sein, wenn das Geplante und Gehoffte nicht gelingt, und im engen Kreise der Selbstbescheidung jene Friedensstätte suchen, die der, welcher sich Herr des Erdkreises nennt, nimmer findet.

Unserer Zeit ist die Demut fremd, denn diese Zeit ist so hoffärtig darauf hin, wie weit sie es gebracht. Außer dem Gelde kennt sie nur noch das Ideal Ehre; doch nicht die Ehre der natürlichen Tüchtigkeit und moralischen Unversehrtheit, sondern vielmehr jene äußere Ehre, die jeder Gassenbub imstande ist zu vernichten und die man sich allenfalls mit dem Säbel wieder heraushauen kann. Diese Ehre, das Ansehen nach außen hin, ist lautere Hoffart. Und weil

Digitized by Google

die Hoffart ein Trugbild macht, das man nie erreichen kann — denn der Ehrgeiz ist so unersättlich als der Geldgeiz — so macht sie friedlos, skeptisch, pessimistisch, verzagt, stumpf, und das letzte Glied dieser Teufelskette heißt Verzweiflung. Man sieht's ja klar genug: unsere Zeit ist nicht bloß hoffärtig über alle Maßen, sie ist auch ruhelos und unzufrieden über alle Maßen. Die hoffärtigen Geister sind aus dem Himmel gestürzt worden. Diese Mythe ist sinnreich für alle Zeit. Wenn unser hoffärtiger Geist nach dieser Richtung hin noch eine Weile fortgeht, so wird an dem Tage, da durch technische Fertigkeit die Welt bezwungen ist, durch eine letzte große Erfindung die Menschheit sich selbst den Tod geben. Aber nicht aus Demut, als wäre sie unwert zu leben, sondern aus Enttäuschung, aus endlicher Erkenntnis, daß all ihr hochmütiges Streben und ihre stolze Kraft im Menschenherzen den Frieden zerstört und den Gnadenbrief Gottes zerrissen hat.

Digitized by Google

Auf halbem Wege.

In einer Tischgesellschaft von ernsten Männern kam eines Abends das Gespräch auf die Welttauglichkeit des Evangeliums. Mehrere der Anwesenden behaupteten, die christliche Lehre trage nicht allein die Bürgschaft der ewigen Seligkeit an sich, sondern auch das Glück der Erde, den Frieden in der Gesellschaft, das Gedeihen jedes einzelnen.

Einer war da, der solches bestritt. „Wenn jedermann nach der christlichen Lehre lebt," sagte dieser, „dann vielleicht. Dann gebe ichs zu, daß sie auch auf Erden zum Glücke führen kann. Anders ist es, wenn nur einzelne darnach leben. Für diese ist sie dann durchaus nicht förderlich, der einzelne geht vielmehr zeitlich daran zugrunde. Vorausgesetzt, daß es möglich ist, die hohe Lehre in ihrer ganzen Strenge zu befolgen, macht sie den Menschen für die Aufgaben und Bestrebungen der modernen Gesellschaft ganz und gar unfähig, ja kann — mißverstanden — auf Irrungen und Abwege führen, wovon ich ein Beispiel aus dem Leben zu erzählen wüßte.

Hierauf sagte ein anderer: „Wenn Sie ein Beispiel wissen, daß die Befolgung der christlichen Lehre auf Ab-

Digitized by Google

wege leitet, so weiß ich hunderte und tausende von Beispielen, daß die Nichtbefolgung zum Verderben führt."

Nun, das sei selbstverständlich, meinten mehrere und sei längst bewiesen. Interessant jedoch dürfte der Ausnahmsfall sein, wenn ihn jener erzählen wolle.

Der Aufgeforderte sprach: „Da wohl nicht zu befürchten ist, daß das Schicksal des Helden meiner Geschichte einen von uns der christlichen Lehre noch mehr entfremden könnte, als es, wie wir uns kennen, wahrscheinlich ohnehin schon der Fall ist, und da sich ferner von uns wohl überhaupt keiner so wörtlich in die Bergpredigt einlassen wird, als es mein Herr Eberhard gethan, so werde ich die Geschichte wohl ohne jeglichen Widerspruch erzählen dürfen. Die Lehre, wenn man schon eine daraus ziehen wollte, könnte ja immerhin die sein: der eine ging an der Befolgung des Christentums nur dehalb zugrunde, weil es nicht auch die übrigen befolgten.

Und hierauf begann er zu erzählen.

Im Landstädtchen K. lebte ein junger Buchhandlungsgehilfe Namens Eberhard Roland. Er war vor wenigen Jahren aus einem Nachbarsorte eingewandert, nachdem er dort seine Mutter und seine Schwester begraben hatte. Das waren seine einzigen Verwandten gewesen, er hatte ihnen wacker leiden geholfen. Die Rolande waren einst eine geachtete Bürgersfamilie gewesen und dann von einem unermeßlichen Unglück heimgesucht worden. Ein Roland war nämlich einer schweren Gewaltthat wegen zum Tode verurteilt und dann durch den Strang hingerichtet worden. Das war der Großvater des Eberhard gewesen. Von jener Zeit an war es mit der Familie abwärts gegangen,

Digitized by Google

sie war entehrt, gemieden, verachtet. Das Geschäft stockte, ging zu Grunde, die Familie verarmte, brachte sich viele Jahre lang zwar redlich, aber kümmerlich durch. Man hatte nichts einzuwenden gegen die fleißigen Leute, daß aber jener Roland gehenkt worden war, blieb ihnen unvergessen und blitzte bei jeder Gelegenheit hervor. Eberhards Vater war als Leineweber in jungen Jahren gestorben, der Sohn hatte die Buchbinderei gelernt und mit diesem Handwerk Mutter und Schwester recht und schlecht ernährt, bis beide bei einer Seuche in einer und derselben Woche verschieden.

Seither wohnte Eberhard in der Stadt K., wo er vom Buchbinder zum Buchhändler aufstrebte, nachdem er es vorher mit mehreren anderen Erwerbsarten vergebens versucht hatte. Er war ein unruhiger Geist und sprang in Gegensätzen hin und her. Von einigermaßen beschaulicher und sogar schwärmerischer Naturanlage, trug er sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, in ein Mönchskloster zu gehen, bis er in ein Bankgeschäft als Briefschreiber eintrat. In kurzer Zeit war er Buchhalter und hatte sich etliche hundert Thaler Vermögen erspart. Da mietete er sich vor der Stadt einen Heuschoppen und begann mit Holz und Kohlen zu handeln. Als höchst anständiger Geschäftsmann bald bekannt, begann der Handel zu blühen, aus dem Schoppen ward ein stattliches Magazin, dem sich größere Lager anschlossen, aus dem schlichten Buchbinderjungen war ein geachteter Kaufmann geworden. Bei dem allein blieb es aber nicht. Von hübscher Gestalt und freundlichem Wesen, gewann er die einzige Tochter des Bankinhabers, bei dem er in Diensten gestanden und wurde ein wohlgesetzter Ehe-

Digitized by Google

mann und Hausvater. Ein Jahr später kam ein kleines Kind und ein großer Treffer, er hatte in der Staatslotterie das Hauptloos gezogen. Jetzt war er auf einmal halber Millionär und wußte eigentlich selbst nicht, wie das zugegangen.

Nun hatte in ihm aber sachte eine Änderung stattgefunden, die er wohl selber erst etwas spät bemerkte. Einst in armen Kreisen lebend, war er sehr mitleidig gewesen und hatte er schon in der That nur wenig Gutes thun können für die Notleidenden, so hatte er für sie doch stets ein warmes Herz, und das Wort der Teilnahme tröstete manchen Leidenden mehr als eine Gabe auf die Hand. In dem Maße aber, als Herr Eberhard wohlhabend wurde, kühlte sich sein Gemüt ab gegen die Armen. Er war zwar wohlthätig, gab Almosen, doch weniger aus innerem Drange, denn weil er sich als reicher Mann dazu verpflichtet fühlte. Die Armut vor sich zu sehen, war ihm unangenehm, und manchmal erschien sie ihm wie ein Makel, das etwa dem Leichtsinnigen oder Fahrlässigen anhaftet. Einst hätte er den hungernden Bettler sättigen mögen, ohne ihn erst seines Hungers wegen zur Rechenschaft zu ziehen, jetzt fragte Herr Eberhard schon: „Warum arbeitet Er nicht? Was hat Er getrieben, daß Er so verkommen ist?“

Früher hatte er sich zu den wenigen Feierstunden in seinem Stübchen mit den paar Holzmöbeln und den kleinen Bildern seiner Mutter und Schwester an der Wand sehr heimlich und behaglich gefühlt. Jetzt in seinen reich ausgestatteten Gemächern war ihm einmal dieses, einmal jenes nicht recht und seine Wünsche und Bedürfnisse waren den Thatsachen immer um eine Spanne voraus. Manchmal empfand er die Last des Reichtums, die Last der damit

Digitized by Google

verbundenen Pflichten, dann wieder kam es ihm vor, als nütze er seine Kraft, seinen Kredit, die Verhältnisse zu wenig aus und als sei es seine Aufgabe, noch reicher zu werden — so reich als nur menschenmöglich. Er gönnte sich daher nur wenig Ruhe, rechnete, plante neue Unternehmungen, und wenn er dann zum Jahresschluß die Bilanz zog, soweit sie bei den ausgedehnten Besitzungen und Geschäften zu ziehen war, sah er immer mit freudigem Schreck, wie rasch die Millionen wachsen. Aber schon allemal in den nächsten Stunden fragte er sich, warum sie denn eigentlich nicht noch schneller wüchsen und was daran wohl die Ursache sein könne?

In einer solchen Stunde, als er über den Teppich seiner Treppe herabstieg zum bereitstehenden Wagen, um auszufahren zur Sitzung in einem wohlthätigen Verein, kauerte an der Pforte eine verwahrloste Bettlergestalt, schlotternd, mit eingefallenem, grünem Gesicht und verglastem Auge. Fast verstellte er dem Herrn den Ausgang, zudringlich hielt er seine mumienhafte Hand hin und verlangte ein Almosen.

„Wie?“ fragte Herr Eberhard aufgebracht über den vordringlichen Gesellen, „bin ich dem Kerl was schuldig? Arm? Aus Ihm riecht der Branntwein, dünkt mich. Warum arbeitet Er nicht? Schämt Er sich nicht, von anderer Leute Arbeit zu leben? Und frech?! Fort, Er ist mir zuwider, ich teile nichts!“ Damit stieg er rasch in den Wagen, aber noch bevor der Diener den Schlag zuwarf, stürzte der Bettler zusammen und ein Blutquell sprang aus seinem Halse. Mit einem spitzen Messerchen hatte er sich den tötlichen Stich versetzt.

Digitized by Google

Von diesem Tage an stieg der Reichtum des Herrn Eberhard nicht mehr. Nicht etwa, als ob auf dem Hause von nun an ein Fluch lastete, vielmehr ein Segen. Herr Eberhard hatte sich vorgenommen, mehr den Armen zu leben. Er verzichtete auf den bisher bezogenen großen Gewinn seiner Geschäfte und begnügte sich mit geringerem, den er nicht allein an wohlthätige Anstalten, sondern auch an einzelne Arme verteilte. Dadurch aber wurde sein Geschäftshaus nur noch gesuchter und er konnte kaum so viele Wohlthaten üben, daß der Reichtum nicht doch immer wieder stieg. Von seinem Katecheten hatte er als Knabe „Die Nachfolge Christi“ zum Geschenk erhalten. Das war sein Lieblingsbuch gewesen in der leidensreichen Zeit seiner Jugend. Jetzt holte es Herr Eberhard wieder hervor und anstatt im Kurszettel las er im Erbauungsbuche. — Es war ihm ernst. — Den schweren Prunk hatte er aus seiner Wohnung entfernt. Mit seiner Familie gab's Kämpfe, als es daranging, einen Luxus um den anderen abzuschaffen, er aber sagte: „Meine Lieben, wir haben uns verirrt in die Wüste des Geldes, wir müssen umkehren und Menschen werden.“ Die jungen Herrschaften mußten sich's wohl oder übel gefallen lassen, Menschen zu werden — sie wurden es. Die Söhne entsagten dem Sporte, die Töchter dem Putze. Das thaten sie aber erst, als Herr Eberhard ihnen eines Tages mitgeteilt hatte, bei einer großen fehlgeschlagenen Spekulation hätte er beinahe sein ganzes Vermögen verloren. In Wahrheit war dem nicht genau so, nur daß er selbst täglich tausende von Thalern hinweggab an Armenhäuser, Krankenhäuser, Schulen, Kirchen und Bettler. Er arbeitete noch einige Stunden des Tages, die

Digitized by Google

übrige Zeit verbrachte er, um Statistiken zu studieren, Armut und Elend zu erforschen und da sah er denn freilich, daß Armut und Elend über alle Maßen unergründlich sei, mit keinem Reichtum der Welt wett zu machen. Das ließ ihn nicht verzagt werden. Er wollte das Seine thun und sich ganz den Nebenmenschen opfern. Er las fleißig im Evangelium Christi: — Selig sind die Armen im Geiste, ihrer ist das Himmelreich. Selig sind die Barmherzigen, sie werden Barmhherzigkeit erlangen. Gieb dem, der dich bittet, und wende dich von dem nicht ab, der von dir borgen will. Deine Linke wisse nicht, was deine Rechte thut und achte, daß dein Almosen verborgen bleibe. Sammle nicht Schätze auf der Erde, wo Rost und Motten fressen; sammle Schätze für den Himmel. — Und wenn Herr Eberhard sich so versenkte in diese Lehren und sie befolgte, da atmete er oft wie erleichtert auf. Jener Sterbende an seiner Thür, er starrte ihn nicht mehr an mit jenem unendlichen Vorwurf, er blickte fast freundlich auf ihn. . . .

An der Pforte des reichen Mannes drängten sich die Armen aller Art. Herr Eberhard unterschied nicht mehr strenge zwischen verdienter und unverdienter Armut, er half wo und wie er konnte. Dem einen zahlte er die Zinsen, dem anderen die Steuern, dem dritten schrieb er sich als Bürgen auf den Schuldschein. Einem Defraudanten, dem die Entdeckung drohte, gab er Geld zur Ersetzung des Abganges. Und wenn er von seiner Gemahlin, von seinen Kindern gefragt wurde, was denn die vielen Leute immer wollten, wenn das Geschäft so ganz und gar ruiniert sei, so antwortete er: „Das sind eben die Gläubiger, die ihre Güter holen kommen, welche ich ihnen bisher verwaltet habe."

Digitized by Google

Die Frau schwieg und blickte ahnungsvoll einer schlimmen Zukunft entgegen. Dabei war ihr aber süß, daß ihre Familie von der Bevölkerung geradezu vergöttert wurde, daß sie als die Gemahlin des reichen Wohlthäters bei jeder Gelegenheit Ehren genoß, als wäre sie die Fürstin der Stadt und des Thales. Allerdings wurden im Hintergrunde auch Stimmen laut: Die Eberhardischen würden wohl wissen, warum sie so viel Gutes thun; sie könnten wohl noch mehr geben. Wenn so einer, wie der Eberhard hundert Thaler giebt, die er nur aus der Kasse zu nehmen braucht, da ist's gerade so viel, als wenn der arme Mann einen Kreuzer schenkt. So einer kann eine Million verschenken und er thut sich nicht so weh, als wenn ein Armer ein Paar Stiefel versetzen muß.

Herr Eberhard hörte von solchen Stimmen wenige, denn im Vordergrunde stand das laute Lob. Er kam sich selbst manchmal vor wie ein Heiliger, der aus Nächstenliebe die Güter der Erde hingiebt. Seinen Kindern sprach er von der Unsittlichkeit ererbten oder nicht persönlich erworbenen Reichtums und wies sie an, ihren Lebensunterhalt sich selbst zu verdienen. Es ward ihm bitter hart, er kämpfte übermenschlich, ehe er sie verstieß, doch endlich siegte er durch den Ausspruch: Du sollst deine Familie verlassen und mir nachfolgen! — Und er fuhr fort, die Reste seines Vermögens hinzugeben. Seine Gemahlin hätte ihn wohl rechtzeitig unter gerichtliche Aufsicht stellen lassen, wenn sie nicht von seiner Darstellung, als wäre längst durch die unglückliche Spekultation alles verloren worden und die seitherigen Weggaben seien nichts als das Zurückstellen aufbewahrten Geldes, wenn sie sich nicht davon

Digitized by Google

hätte irreführen lassen. Nun fiel sie ihm freilich um den Hals und sprach: „Lieber Mann, wir werden noch selber betteln gehen müssen.“

„O kurzsichtiges Menschenkind,“ sagte zu ihr Herr Eberhard, „denke an das Wort des Heilands: Wer zwei Röcke hat, der gebe den einen davon dem, der keinen hat. Siehe die Vöglein in der Luft, die Blümlein auf dem Felde, sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater ernährt und kleidet sie doch. Wenn mir nur ein kleines Dachstübchen bleibt, wie ich es einst besessen, dann bin ich schon zufrieden.“

Darauf vergingen noch wenige Jahre, dann war sein Ziel erreicht. Herr Eberhard wohnte in einem schiefwändigen frostigen Dachstübchen. Und wenn seine Frau, die auf dem Siechenbette lag, seinen Rock flicken wollte, so konnte er nicht ausgehen, um Lebensmittel zu sammeln, denn er hatte nur einen Rock. Seine in der Jugend verweichlichten Söhne hatten dem herben Existenzkampfe nicht standzuhalten vermocht und waren verkommen, die Töchter hatten sich einem Gewerbe ergeben, das ihnen unmöglich machte, noch einmal unter die Augen der ehrlichen Eltern zu treten. So waren die zwei alternden Leute nun ganz allein. Herr Eberhard hatte in seinem Dachstübchen aber doch die Beschaulichkeit und den Herzensfrieden nicht wieder gefunden, den er sich erhofft. Sein christliches Wohlthun — wie Schuld pochte es nun manchmal an sein bangendes Herz, besonders wenn er an die verlorenen Kinder dachte. Dazu ward er täglich beleidigt von der Rohheit derer, zu denen er bittend kam; sie nannten ihn einen Verschwender, dem jetzt ganz recht geschehe. Von den nachgerade zahl-

Digitized by Google

losen Leuten, denen er einst Gutes gethan im großen wie im kleinen, waren nur wenige vorhanden; von diesen entschuldigte sich der eine mit eigenen Sorgen, der andere reichte ihm widerwillig eine kleine Gabe und den guten Rat, sich doch selbst wieder etwas zu verdienen, auch der Hände Arbeit schände nicht. Von der grenzenlosen Verehrung, die er einst genossen in der Gegend, war nichts mehr übrig geblieben, ja man erinnerte sich nun wieder, daß der Taugenichts doch im Blute liegen müsse, da ja sein Großvater stranguliert worden sei. — Für solche Herzensbitterkeit fand Herr Eberhard in seinem Evangeliumbuche kein rechtes Sprüchlein. Und bei den schönen Worten von der Seligkeit der Sanftmütigen Traurigen und Verachteten war ihm, als paßten sie nicht auf seine Verhältnisse, als habe der Heiland eine so ungeheuerliche Undankbarkeit der Welt nicht voraussetzen können.

Eines Tages kam ein gerichtlicher Auftrag, Herr Eberhard Roland habe tausendfünfhundert Thaler zu zahlen für eine Bürgschaft, die er einst geleistet. Darauf antwortete er: „Machet, was ihr wollt, ich habe nichts.“ Da erschien nach einem Weilchen ein Gerichtsbeamter mit zwei Dienern, und mit ihnen der Gläubiger, ein reicher Bäckermeister von K. Dieser riß seine große, mit Banknoten wohlgefüllte Brieftasche aus dem Sacke, zog aus derselben aber keine Banknoten, sondern den Schuldschein, unter welchem Herr Eberhard als Bürge stand. Der Bäcker schimpfte und fluchte eine Weile über den voreinstigen Prasser und Windbeutel, der jetzt von anderer, von ehrlicher Leute Arbeit leben wolle, und dann wurden die wenigen Möbel

Digitized by Google

und Einrichtungsstücke in Beschlag genommen und dem Herrn Eberhard die Wohnung gekündigt.

Am rechten Arm ein Bündel, am linken sein krankes Weib, so wankte Herr Eberhard hinaus. Bei wohlhabenden Leuten klopfte er an, die einst seine Nachbarn gewesen, sie hatten Ausflüchte. Eine alte arme Tabaksverkäuferin, die selber fror in ihrer Bude, lud die armen Leute ein, bei ihr zu rasten. Dem Herrn Eberhard aber war jetzt nicht ums Rasten; als er sein Weib in die Obhut der Ständlerin gegeben hatte, ging er hinaus in die Auen. In ihm war ein unerhörter Sturm. Er verfluchte nicht die undankbaren Menschen, nein, er wütete in grenzenloser Bitterkeit gegen das Evangelium, welchem er so gläubig und opferwillig gefolgt war, und welches ihn dahin geführt hatte, wo er sich jetzt befand.

Dem Mühlbache ging er entlang. Da fiel ihm etwas ein. Er schlug es rasch von sich, sein Weib konnte er nicht verlassen. Aber was sonst? Was nun sonst? — Nach langem Irren kehrte er um gegen die Stadt, es begann schon das Dunkeln des Abends. Vor sich sah er einen großen dicken Mann dahinwackeln, sein Stöcklein bei jedem Schritt gar selbstbewußt auf den steinigen Boden stoßend. Das war der Bäckermeister, der ihn vorher entheimt hatte. Er war wohl bei seiner Mühle draußen gewesen. Dem Herrn Eberhard wurde das Blut rasend, als er in diesem Manne gleichsam verkernt seinen ungeheueren Irrtum, sein Unglück sah. Der Bäcker war durchaus nicht christlich; er war hart und rücksichtslos, er zertrat unbedenklich Existenz um Existenz, wenn er daraus Nutzen ziehen konnte. Und wie ging's ihm gut und wie

Digitized by Google

lief er so gar nicht Gefahr, einmal zu verarmen, einmal die Achtung der Mitmenschen zu verlieren. Hatte er diesen Bäcker nicht einst selbst aus einer großen Geschäftsverlegenheit gerissen? War das Geld seiner heute gefüllten Brieftasche nicht vielleicht Eberhards Geld? Konnte er es nicht wieder zurücknehmen jetzt . . . .?

Plötzlich bückte sich Herr Eberhard, hob einen scharfkantigen Stein auf und schleuderte ihn nach dem Kopfe des Bäckers. Dieser stürzte fast lautlos zusammen.

Herr Eberhard vergaß, weshalb er den Stein geworfen, ließ den Sterbenden liegen und ging hastig der Stadt zu, um sich dem Gerichte zu stellen. Da lief ihm jemand nach und flüsterte: „Herr Eberhard! Herr Eberhard! Sie wollen Ihrem Großvater nach! Das dürfen Sie nicht.“

Herr Eberhard blieb stehen und fragte den etwas unheimlich aussehenden Mann, was er wolle.

„Nein,“ wiederholte dieser, „das dürfen Sie nicht. Den Bäcker nehme ich auf mich. Wissen Sie noch? Der Postdefraudant! Der Fundler!“

„Der Johann Fundler sind Sie? Jener Johann Fundler.“

„Der bin ich,“ entgegnete der andere. „Und wissen Sie, was Sie damals gesagt haben, wie Sie mir die veruntreute Summe vorgestreckt? Der Herr im Himmel freue sich über ein verlorenes Schaf, das gerettet werde. Ich bin damals wieder ein braver Mensch geworden, ohne daß jemand eine Ahnung hatte, daß ich ein Lump gewesen. Und habe noch manch glückliches Jahr genossen.“

Digitized by Google

„Wollen Sie mir jetzt etwa das Geld zurückzahlen?“ fragte Herr Eberhard.

„Das kann ich nicht.“

„Ich brauch's auch nicht.“

„Ich habe weniger als nichts,“ sagte der Postbeamte, „ich habe wieder gestohlen und die Polizei ist mir schon auf den Fersen, jetzt hilft mir nichts mehr, und deswegen nehme ich auch gleich den Bäcker auf mich und Sie sind so gut und streichen mir die Schuld.“

So hatte der Mensch in hastigen Stößen gesprochen und dann eilte er dahin.

Herr Eberhard lehnte sich an den Stamm einer Wildkastanie und hub an laut zu weinen. — Also doch noch eine Dankbarkeit! Und was für eine!

Spät abends kam er zu seinem Weibe zurück, das in der Kammer jener Tabakverkäuferin auf einem alten Tuchmantel lag, und zu ihr sagte er: „Wärest du nur bei mir gewesen auf diesem Spaziergang, so hätten wir in Zukunft beide ein Quartier, nicht bloß ich allein. Weißt du etwas Neues? Just haben sie den toten Bäcker vorbeigetragen, der uns gepfändet hat. In der Au mit einem Stein erschlagen. Der Postbeamte Fundler will's gethan haben. Der Fundler ist ein Lügner. Ich werde es den Herren schon beweisen, daß der Fundler ein Lump ist. Aber dieser schlechte Lump ist der bravste Mensch in der ganzen Stadt. — Er ist dankbar.“

Am nächsten Tage wurde das Weib ins Armenhaus gebracht und Herr Eberhard ins Gefängnis. Er hatte tüchtig zu thun gehabt, seinem dankbaren Postbeamten den erschlagenen Bäcker zu entwinden; es schien auch so

Digitized by Google

unglaublich, daß Herr Eberhard einen Mord sollte begangen haben. Er legte einen freiwilligen Eid drauf ab. Ob's ein Rachemord oder ein Raubmord hätte sein sollen, das wüßte er aber selber nicht. — Und nun hatte er noch seine Beschaulichkeit. Nun konnte er nachdenken, warum er eigentlich dem Heiland bis zum Dachstübchen nachfolgen wollte, und nicht weiter — nicht bis zu Schmach und Schande, nicht bis zur Verfolgung, nicht bis zur körperlichen Pein und Kreuzigung? Warum er denn seine gesellschaftliche Stellung, sein Vermögen, ja selbst seine Familie hingeopfert hatte, um dem Evangelium gerecht zu werden, wenn er dann doch auf einmal der menschlichen Natur nachgab? Jetzt sah er, wohin die Nachfolge Christi führt: Wenn man dem Heiland auf dem ganzen Wege nachfolgt, so kommt man in den Himmel, wenn man auf halbem Wege ablenkt, so kommt man in den Kerker. Gelitten muß es in beiden Fällen sein. Wer nicht unschuldig will leiden, der muß büßen.

Digitized by Google

Ein Gottesleugner.

Es giebt rührende Menschen auf der Welt. Zu solchen gehören auch jene fanatischen Materialisten, welche — ohne daß sie es wissen — den höchsten Idealismus hegen, der denkbar ist, nämlich den, durch Materie die Welt zu erlösen.

Ein solcher Idealist war mein Doktor Robau zu Wien. Das war ein braver Mann, eine äußerst ehrliche, wohlwollende Haut, Jedem das Beste gönnend, aber so überaus persönlich empfindend, daß er überzeugt war, Alles, was seiner Natur das Beste war, müsse auch allen Anderen das Beste sein. Er war hochgelehrt, wußte sich theoretisch in das Wesen eines Vogels, eines Wurmes, einer Blume, eines Sandkornes zu versenken, pries die reine Objektivität als die höchste Rangstufe des gebildeten Menschen, ohne aber die geringste Fähigkeit zu besitzen, sich in das Seelenleben eines Mitmenschen zu versetzen, wenn solches nicht zugleich und im Vornherein das seine war. Er besaß ein gewaltiges Arsenal an Sarkasmus und Satire, wenn es galt, die Einseitigkeit, Unduldsamkeit und Beschränktheit

Digitized by Google

Anderer zu geißeln und merkte nicht, wie fast jeder Hieb auf ihn selber zurückprallte. So war er trotz seiner großen Gelehrsamkeit und trotz raffinierter Logik in seinem Denken naiv wie ein Kind, und in dieser Naivetät gut wie ein Engel. Ich lernte den Doktor Robau kennen bei einem Ferienausflug nach Niederösterreich, etwa zwei Jahre, nachdem ich vom Wald in die Stadt gegangen war. Mein Bestreben, ein gebildeter Mensch zu werden, war ihm höchst sympathisch, und oft, wenn ich von Graz nach Wien kam, mußte ich bei ihm wohnen und in Allem sein Gast sein. Er war Junggeselle und hatte graue Haare, die, von der Glatze nach rückwärts gekämmt, breit und ehrwürdig über die breiten Schultern wallten. Er erfreute sich einer starken Beleibtheit, trotzdem war er in seinen Bewegungen behendig und trippelte an meiner Seite rasch durch die Gassen, so sehr er sich mit dem blauen Tuche immer den Schweiß vom Angesichte trocknen mußte. Bei gewöhnlichen Gesprächen war er etwas unbeholfen im Ausdruck, das nächstbeste Wort war ihm nicht gut genug; es mußte gerade das charakteristischeste sein, und das ließ sich oft suchen; beim Jagen nach demselben stolperte er über eine Menge anderer. Hingegen aber, wenn er den Satz glücklich beisammen hatte, hätte solcher ohne weitere Korrektur können gedruckt werden. In gelehrten, philosophischen Dingen war er überaus beredt, da sah man es: sein Kopf war ein Buch, darin Alles wohlgeordnet, und er brauchte nur herauszulesen.

Er war für das geistige Wohl der Menschen im Allgemeinen sehr besorgt, und für das meine im Besonderen. Seine Hauptsache, die er predigte, war das Wissen. Je

Digitized by Google

mehr man weiß, desto mehr kann man, desto besser ist man nach Außen, desto befriedigter im Innern.

Eines Tages, wir saßen uns in seiner Wohnung auf zwei gepolsterten Stühlen gegenüber, es hatte schon eine Weile das Gespräch gestockt, fragte er plötzlich: „Wie alt sind Sie jetzt, lieber Freund?"

„Vierundzwanzig vorüber."

„Gut. Sie sind Mann. Aber werden Sie auch Mannes genug sein, eine große Wahrheit zu ertragen, die ich Ihnen mitteilen muß? Es ist eine harte Thatsache, die Träume der Kindheit mögen schön sein, aber endlich müssen sie ein Ende haben. Wenn Sie stark genug sind, so will ich Ihnen etwas mitteilen."

„Betrifft es meine Familie?" fragte ich beklommen, denn es fiel mir bei, daß meine Mutter schon seit längerer Zeit kränkelte.

„Ihre Familie betrifft es eigentlich nicht," sagte Doktor Robau, „die Sache ist viel wichtiger. Sehen Sie: Der Gebildete muß das Schwärmen verachten, muß klar denken lernen, und vor Allem der Wahrheit gehören. Und so will ich Ihnen, wenn Sie gefaßt sind und sich nicht zu sehr entsetzen, etwas anvertrauen." Er neigte sich vor, legte seine Hände auf meine Kniee und sagte feierlich: „Lieber Rosegger, es giebt keinen Gott."

Ich atmete auf und entgegnete: „Oh, wenn es sonst nichts ist! Das habe ich schon als Kind in einem Buche gelesen."

„So?" versetzte er überrascht, „aber in Ihrem Wesen finden sich ja immer noch Spuren von Gottgläubigkeit."

Digitized by Google

Hierauf meine Antwort, daß ich in dieser Sache wissenschaftlich vorginge und daß ich Gott erst fallen lassen könne, wenn seine Nichtexistenz bewiesen sei.

Sofort kam mir Doktor Robau mit einer Flut von Beispielen aus den Erscheinungen des Lebens, aus der Naturgeschichte, die nach seinem Dafürhalten haarscharf beweisen sollten, wie es mit der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit der Seele beschaffen sei.

Ich ließ mich richtig auf einen Wortstreit ein und so fuchtelten zwei Thoren, ein alter und ein junger, mit endlichen Dingen um, dem Unendlichen beizukommen. Schließlich wurde er heftig und nannte mich einen bildungsunfähigen Tropf, einen religiösen Eiferer, einen subjektiven Schwärmer, der über sein höchst persönliches Empfinden nicht hinaus und in die objektive Weltanschauung freier Geister nicht hinein könne.

Ich hatte den Doktor so lieb, daß ich ihm zu Gefallen gerne seine Philosophie — denn weiter war es nichts — angenommen hätte, wenn man bei seiner Temperaments-Bedingung im fünfundzwanzigsten Lebensjahr eine neue Weltanschauung anziehen könnte, wie man ein frisches Hemd anzieht. Einstweilen aber stellte er sich doch damit zufrieden, daß ich wenigstens dem Darwinismus nicht widersprach, wozu ich freilich gar keinen Anlaß hatte, weil hinter demselben Alles noch Platz findet, was nach meiner Meinung bisher den Wert und die Weihe der Welt ausgemacht hat.

Einmal stellte ich dem Doktor die vorlaute Behauptung auf, die Naturwissenschaft habe vielleicht Gott und Un-

Digitized by Google

sterblichkeit der Seele zu ignorieren, aber nicht zu leugnen. Doch die spekulative und didaktische Neigung in ihm war zu mächtig, und er suchte mich beständig für sich zu bekehren.

Mit den Jahren steigerte sich seine Neigung, den Mitmenschen sein philosophisches Bekenntnis aufzudrängen. „Ein Schwächling, wer religiösen Firlefenz braucht," pflegte er zu sagen, „ein Blödling, wer im Tierleib eine Seele wähnt! Ein Kretin, wer seine Artigkeiten einem persönlichen Gott darbringt. Es giebt keinen Gott."

Und das wiederholte er stets, so daß einmal Einer über ihn sagte: „Der Mann verletzt mich. Mir immerwährend vorzustellen: Lieber Freund, zweimal zwei ist vier! Eine Sache, die so selbstverständlich ist! Es giebt keinen persönlichen Gott, merk dir's! Zweimal zwei ist vier. merk dir's!"

Darauf habe ich mich nun allerdings weiter nicht ausgelassen. Zweimal zwei kann auch fünf sein. Ich habe — nebenbei gesagt — einmal zwei Paar Schafe des Morgens auf die Weide getrieben und des Abends fünf Stück heimgebracht.

Trieb er Statistik oder Geographie, Zoologie oder Geologie, Technologie oder Ästhetik, oder befaßte er sich mit alltäglichen Dingen, immer kam er zum Schluß und immer eiferte er: „Es giebt keinen Gott. Wir sind Tiere, haben keinen anderen Zweck als das Tier, unser Sittengesetz ist nichts als das Gesetz menschlicher Selbsterhaltung."

Gemüt nannte er eine Schwäche; trotzdem wurde ihm das Auge feucht, wenn er Jemanden leiden sah, und half, wo er konnte, als ob es wirklich der Mühe wert wäre, für Wesen, die da geboren werden, bloß um zu sterben,

Digitized by Google

den hohen Standpunkt der Wissenschaft zu verlassen und sich der Schwäche des Herzens zu begeben. An diesem Manne besonders sah ich es, daß der Materialismus lange nicht so schwarz ist, als er sich selbst malt — aber eine edle Natur gehört dazu; für rohe Menschen (und solche giebt es freilich in Mehrzahl) wäre er nichts!

„Darum müssen rohe Naturen durch Bildung und Wissen veredelt werden," meinte Doktor Robau. „Dazu ist bei den meisten Menschen das Leben zu kurz und zu schwer," war meine Ansicht. „Für den Reichen mag der Materialismus passen, der hat die Materialien dazu. Ja, wenn die neue Naturphilosophie die Armut, die Ungleichheit der Rechte aufheben könnte, allen Respekt! Aber man weiß ja, wie es beim Tier ist: der Starke hat Recht."

„Nicht doch, mein Lieber," sagte der Doktor, „der Materialismus beseitigt die Scheinideale, um die wahrhaft menschlichen dafür aufzustellen, er bildet Herz und Sinn und macht sie empfänglich für alles Hohe und Edle in Leben und Kunst."

„Nach welchem Vorbild?" fragte ich, „zu welchem Zweck? Wenn die Welt nicht nach einer ewigen Vernunft und großen Absicht regiert wird, so giebt es nichts Hohes und Edles und wir müssen mit dem sinnlosen Hintreiben der Welt und des Menschengeschlechtes zufrieden sein!"

„Aber, Geschätzter!" rief er, „wir veredeln uns ja ganz naturgemäß, es vervollkommt sich in Äonen Pflanze, Tier und Mensch, und wenn wir unsere Stammväter im Tierreich betrachten, so können wir nur stolz sein darauf, wie weit wir es schon gebracht. Wir werden hier nicht

Digitized by Google

stehen bleiben, nur rascher wird uns in Zukunft der Materialismus weiter bringen, als es bisher die falschen Ideale gethan."

So plauderten wir und allemal kam es heraus, daß der Materialist ein großer Idealist war, und daß er es flink wie ein Taschenspieler zuwege brachte, aus dem Sack, in welchen er eben erst ein Tier gethan, den herrlichsten Menschen hervorzuziehen.

Dabei darbte er bisweilen an seiner Person, um arme Leute zu unterstützen, nicht so sehr, daß sie studieren, sondern daß sie leben konnten.

Ein andermal sagte er, die Elternliebe sei nur ein tierischer Trieb, die Dankbarkeit sei eine diskrete Äußerung des Eigennutzes, der Patriotismus sei eine Form der Selbstvergötterung. Unter seiner naturwissenschaftlich-philosophischen Lupe löste sich jede Tugend in ein bißchen Staub auf.

Das hat mich allmählich denn doch aus manchen Himmeln gerissen. Aber wenn ich die liebe Inkonsequenz betrachtete, wie der Bekenner solcher Lehren im Leben liebreich, dankbar war, zu großen Opfern für das Vaterland bereit (er ging im Jahre 1870 an den Rhein, in der Absicht, sich der Krankenpflege zu widmen), wie er in der That das Muster war eines Bruders, der zwei arme, alternde Schwestern versorgte, wie er enthaltsam war in sinnlichen Genüssen, unablässig nur bestrebt, die Wahrheit zu suchen, der Wahrheit zu dienen, alle Menschen nach seiner Art einzuladen zu seinem Glück, das Glück gerade dort zu finden, wo niemals ein Tier es gefunden, in

Digitized by Google

der Forschung und Erkenntnis — wenn ich all das betrachtete, da mußte ich mir denn doch gestehen, daß er ein Gläubiger war, glaubend an den Sieg des Guten. Wenn man sonst bei den meisten Pädagogen und Philosophen nur ihren Worten folgen soll und nicht ihren Thaten, so war das bei meinem Doktor gerade umgekehrt.

Der Mann lebte noch lange, ward emporgetragen durch die Hand Gottes zu den Höhen, aber immer noch wie ein störrisches Kind raisonnierte er: „Es giebt keinen Gott und es giebt keinen!“

Digitized by Google

Herr, wir gehen zu Grunde!

Er ist nicht wieder zu erkennen", sagten die Leute, als ich nach ihm fragte. Er hat sich zurückgezogen in eine unbekannte Einsamkeit. Sie werden ihn kaum finden."

Das wollte ich aber doch einmal sehen. Ich verehrte den Mann seit vielen Jahren, bewunderte sein reines großes Herz, das nur für die Menschheit schlug. Was er gegen Not und Elend that, für Bildung und Gesittung in aller Weise, was er dafür persönlich that, durch Vereine, als Redner und Lehrer, es war bewunderungswürdig. Seine Arbeitskraft, sein Vermögen hatte er für die Allgemeinheit geopfert, seine Kinder wollte er nur für den Dienst der Menschheit erziehen. Ihm nachzuahmen schien mir das Schönste und das Schwerste. Nur wenige waren, die ihn verstanden, die große Menge spottete seiner. Das schien ihn nicht zu beirren. Unermüdlich war er thätig, den Unterricht zu heben, und zwar im Sinne des Christentums. Er kämpfte gegen jegliches Pharisäertum, gegen Eigennutz und Falschheit, gegen jede Art von Roheit; er kämpfte

Digitized by Google

gegen die Vivisektion wie gegen confessionelle Mißbräuche, gegen üppiges Leben, gegen Alkohol und andere Gifte, er war gegen Zweikampf wie gegen Kriegslust, er war Vegetarier, lebte für Naturheilkunde, war ein begeisterter Anhänger der Friedensidee, ein glühender Gegner des rohen cynischen Klassen- und Rassenhasses. Ohne das Deutschtum viel im Munde zu führen, lebte er still und freudig den deutschen Tugenden. Und seine Kraft für das alles keimte aus dem festen Glauben, daß die Menschheit sich veredeln und vervollkommnen werde und müsse zu einem Reiche Gottes auf Erden, und daß jedes gute Wort und Beispiel ein Körnlein dazu beitrage.

Aber in letzter Zeit war eine Veränderung mit ihm vorgegangen und als ich, von einer größeren Reise zurückgekehrt, nach dem guten Herrn Stephan fragte, hieß es, der wäre nicht wieder zu erkennen.

Ich ging zu dem Hause, das einst ihm gehört, und in dessen erstem Stock, gassenseitig, er gewohnt hatte. Dort wohnte er nicht mehr. Im Erdgeschoß war eine Fleischerei und eine Branntweinschenke, im ersten Stock wohnte ein junger Mediciner, der zwei Zimmer für Vivisection eingerichtet hatte, im zweiten Stock waren Fechtsäle, die gelegentlich nicht bloß für Mensuren, sondern auch für ernstere Kämpfe benützt wurden. — Wo Stephan, der Idealist hingezogen wäre? Man zuckte die Achsel und wußte es nicht. Auf der Treppe zum Fechtboden begegnete ich einem seiner Söhne, der teilte mir mit, daß sein Vater in der Vorstadt wohne, in einem alten Gartenhause, daß er aber Näheres selbst nicht wußte, weil sich jener allen Besuch verbeten habe.

Digitized by Google

Wenn er sich allen Besuch verbiete, da müsse der Freund erst recht zu ihm, dachte ich, und nach einer Weile war seine Wohnung erkundschaftet. In dem großen, verwilderten Garten eines verfallenden Herrensitzes stand das Haus. Es war von Buschwerk ganz überwuchert, auf einer Bank neben der Thür lagen überreife Melonen und wurmstichige Äpfel. Die Thür war verschlossen. Auf mein erstes Klopfen meldete sich nichts. Auf mein zweites rief drinnen eine Stimme, es würde nicht aufgemacht; auf das dritte Klopfen schaute er zum Fenster heraus und als er mich sah, ging er zur Thür und öffnete sie. — Sein Äußeres war nicht verändert, nur kam es mir vor, als sei er sorgfältiger gekleidet als sonst, sein Haar war frisiert, der Bart gepflegt, das blaue Auge ruhig und milde wie immer.

Er bewohnte das Haus ganz allein, doch sah ich, daß neben seinem Lager ein kleines Bettlein war, in welchem ein Wesen lag. Näher darauf hingesehen war es ein kleiner fuchsbrauner Hund, der wie eine Raupe zusammengekauert auf dem Kissen ruhte. Ein wenig hob das Tier den Kopf, blickte mich mit glosenden Augen mißtrauisch an und fletschte die Zähne.

„Fast dünkt es mich, Freund, du hättest dich aufs Ausgeding gesetzt", sagte ich zu Stephan. „Was bedeutet denn das?"

„Es ist eine Bestie!" sagte er knirschend.

Rasch zog ich die Hand, mit der ich den Hund streicheln wollte, zurück, da lachte er und rief: „Nicht das Tier meine ich. Das, was sich Mensch nennt, ist eine Bestie."

Digitized by Google

„Mit Verstattung, mein Herr", sagte ich noch halb im Scherze, „ich gehöre auch zu dieser Gattung."

„Ach wir zwei!" entgegnete er. „Wir sind ja nicht mehr wild, wir sind zahm, wir sind nicht mehr im Naturzustande. Wir wären degeneriert, sagen sie. Wir Zahmen und Geduldigen und Liebreichen sind gerade gut genug, um ausgerottet zu werden. Der Starke, der Rohe, der Wilde ist Herr, in ihm ist die Größe, der Adel, die Blüte, das Ziel der Menschheit. Da wird sich Unsereiner freilich aufs Ausgeding setzen müssen."

„Daß du so redest!" sagte ich. „Du mußt schlimme Erfahrungen gemacht haben."

„Welche denn, die nicht auch du gemacht hast, wenn du offenen Auges umhergehst? Oder gehörst du auch zu jenen, die nichts sehen?"

„Daß die Menschen keine Engel sind, hast du doch selbst oft gesagt."

„Engel!" rief er lachend. „Wer verlangt, daß sie Engel sein sollen. Teufel sind sie!"

„Sonst warst du der Welt- und Menschengläubige."

„Freund, wer am festesten glaubt, wird am tiefsten enttäuscht. Alles habe ich gehofft, geglaubt, nur das Eine nicht, wenn sie sagten: Der Mensch sei zuletzt doch nur ein Tier, nur ein gefährlicheres, abscheulicheres als der Tiger, die Hyäne, weil er mit größeren Fähigkeiten ausgestattet ist. Die so redeten, ich nannte sie nichtsnutzige Pessimisten und verblutete mich hoffend an der Brust. — O, was hätte aus mir werden können! wie weine ich jetzt um mein verlorenes Leben! Anfangs war ich auf dem richtigen Pfade, du

Digitized by Google

weißt es wohl nicht. Mein Vater, ein Ungar, schnitt Riemen aus Hunds- und Pferdehäuten, und war es, daß der König jemanden erhöhen wollte, so wurde mein Vater gerufen mit der hanfenen Krawatte. Das Gewerbe hätte ich lernen sollen, es könnte ein einträgliches Gewerbe sein, wenn's nach Rechtem ginge. Aber ich floh. In Augsburg lernte ich die Handlung. Kann mich nicht erinnern, auf der Börse gespielt, Waren gefälscht, unlautere Konjunkturen ergriffen, betrügerischen Konkurs gemacht zu haben. Damals gings auch ohne das. Den Segen meiner Güter hernach wollte ich anders verwenden als andere und jetzt kam der Rappel. Das Leben, die Menschheit muß im großen Stile aufgefaßt werden, mit Welten und Ewigkeiten gemessen. Ein Ruck gegen Himmel empor! Liebe! Liebe! Liebe! — Mit Wort und Feder habe ich die Menschenliebe gepriesen, edle menschliche Charaktere und Thaten gefeiert. Verlacht haben sie mich darob und recht haben sie gehabt."

Er sprach es durchaus nicht in Erregung, sondern ganz gelassen, scheinbar wohl überlegt, und das war mir unheimlich. Er mochte stets geschwiegen haben über seine inneren Vorgänge, nun schien es ihm ein Bedürfnis zu sein, sich auszusprechen, und ich hörte ihm zu. Dieses Zuhören war ein gar peinliches Gericht. Nur kurz will ich aufschreiben, was er gesagt hat. Das braune Hündlein lag im Halbschlummer dahin, manchmal war's, als spitze es die Ohren zu dem, was gesprochen wurde.

„Es ist ein wildes Feuer auf Erden", sagte Freund Stephan. „Und alle Moralrederei, alle Pädagogik ist Öl

Digitized by Google

ins Feuer. Es lodert nur um so wüster, je heißer es verflucht wird. Ich hab' mich nicht irremachen lassen lange Zeit. Die Wissenschaft, die Religion! Aber siehe, die Wissenschaft wird ausgenützt im Sinne des Eigennutzes, des Dünkels, der Eitelkeit. Die Religion trägt heute jeder wieder im Munde, keiner im Herzen. Unsere Zeit ist voll göttlicher Grundsätze und voll diabolischer Thaten. Je aufopfernder zu sein sich die wenigen befleißigen, desto selbstsüchtiger ist die Menge. Betrachte einmal unsere politischen Parteien."

„Ich bitte dich, Stephan, sprich nicht davon!"

„Nicht wahr, von diesen hast auch du genug! Und denke dir nun die gewissen Vorkommnisse in den öffentlichen Versammlungen und Redesälen, denke dir die Presse, die mit frevlerischer Geschwätzigkeit die Vorfälle im Parlament, im Gerichtssaal dem Publikum übermittelt. Eine hohe Schule, die allerorts eine begierige Schülerschaft findet. — Der Rohheit, den bösen Trieben wird emsig nachgeholfen: Je mehr Vereine gegen Alkohol und Trunksucht sich bilden, desto mehr Schnaps wird gebraut. Je lebhafter wohlwollende Menschen bestrebt sind, die Grundsätze der natürlichen Lebensweise zu verbreiten, das Recht auch der Tiere zu schützen, mit je größerer Frivolität wird in den medicinischen Lehrsälen die Tiermarter betrieben. Die große Weltvereinigung der Friedensfreunde! Man dächte, es könnte der Gegnerschaft genug sein, diese Leute für menschenfreundliche Phantasten zu bezeichnen, o nein, sie werden öffentlich verhöhnt, man liest und hört Stimmen, die geradezu empört sind darüber, daß es Leute gibt, die der ungeheueren Menschenschlächterei Feind sind, die

Digitized by Google

den Frieden wollen; ja man erklärt unumwunden, der Friede sei ein Übel und der Krieg sei eine Wohlthat, eine Quelle menschlicher Größe und Tugend. Natürlich, wenn das ist, muß man den Frieden verhindern, Unfrieden säen, Feindschaft schüren, Krieg machen, die Welt in Haß und Brand stecken. Und das Publikum hört stumpfsinnig oder schreit Beifall. Und die ungeheuerenn Armeen —"

„Sie schreiben doch täglich, daß gerade diese großen Armeen den Frieden verbürgen."

„Den Frieden!" rief Stephan ablenkend. „Und es ist Krieg jeglichen Tag. Krieg im eigenen Lande, im eigenen Volke, im eigenen Hause, Krieg bis an die Zähne. Betrachte dir die Rassenkämpfe, Freund? Racheschnaubend sind sie gerichtet gegen fremde Völker, und haßerfüllt wenden sie sich gegen die eigenen Volksgenossen, die nicht mitwüten wollen. Es ist ja wahr und ich begreife, daß eine Rasse, welche man für gefährlich hält, im Zaum gehalten werden soll, ich begreife, daß aus politischen und wirtschaftlichen Gründen, und vielleicht aus noch manchen anderen, die Machtentfaltung der Juden in unseren Ländern eingeschränkt werden muß, das ist einmal politisches Recht und es ist das Recht der Selbsterhaltung eines Volkes. Aber, Freund, was wir da täglich vor Augen haben, das das ist kein politischer Kampf mehr, das ist ein wahnsinniges Hetzen und Wutschnauben gegen Personen, gegen Menschen. Lüge und Verleumdung sind die allergewöhnlichsten Waffen, man macht auch schon Miene, zur Brandfackel, zum Schlachtbeil zu greifen. Und das in einem Kulturstaate, der das Recht und den Schutz der Person

Digitized by Google

unter allen Umständen verbürgen will und dafür Geld-, Kraft- und Blutsteuer einhebt."

Darauf sagte ich begütigend: „Du mußt doch zugeben und hast es früher selbst oft gepriesen, daß in der Gegenwart für die Armen und Unglücklichen viel mehr geschieht, als in alten Zeiten."

„Großenteils ist das Heuchelei, großenteils das böse Gewissen," gab er mir zur Antwort. „Man macht im ganzen systematisch die Menschen arm und unglücklich, um dann den Armen etwelches Almosen zu geben. Nein, solange im Großen nicht anders auf das Wohl der Menschheit hingewirkt wird, als es heute geschieht, solange verdrießt mich auch das Wohlthun im Kleinen. Muß dir offen gestehen, ich bin mutlos geworden."

„Du wirst übertreiben, Stephan!"

„Lasse dir eins noch sagen," fuhr er fort. „Meine Familie kennt meine Grundsätze, ich legte sie ihr in Sanftmut und Herzlichkeit jeden Tag vor Augen, ich handelte danach. Ich sagte einmal: Wenn ich sehe, wie fremdstämmige Kinder in der Schule von ihren Genossen, im Freien von Gassenbuben und anderen behandelt werden, so will mir das Herz brechen, weil ich dabei an euch denke, an euch, meine Kinder, und wenn es euch so erginge, unschuldig, seines Stammes wegen so viel zu leiden, bis das im Stillen weinende Herz verhärtet und verbittert für alle harmlose Lebensfreude verdorben ist! Wenn ich so menschlich von Menschen rede, da starren mich meine eigenen Kinder verblüfft an, als ob es eine fremde Sprache wäre, welche da von fremden Wesen spräche, die uns nichts an-

Digitized by Google

gingen! Oder sie widersprechen mir dreist und stimmen ein in den Ton des Pöbels, der heute zum guten Ton gehört. Vor einiger Zeit ging ich mit meinem siebzehnjährigen Neffen spazieren. Der Jüngling ist gebildet worden in der klassischen Schule des Humanismus, er ist von einer gemütlich heiteren Lebensauffassung, freundlich, von guter geselliger Art und hat einen hellen Kopf, wie ein warmes Herz schon bewiesen. Bei diesem Spaziergange nun auf belebtem Korso, kommt auch ein alter Mann des Weges, anscheinend vom Stamme Israels. Bescheiden und höflich sucht er stets auszuweichen, streift aber im Gedränge zufällig ein bischen an die Achsel meines Neffen. Dieser bleibt rasch stehen, blickt dem Greise mit wütendem Blicke nach und ruft ganz laut: Saujud! — Die Leute lachen, keiner ist, der dem Jungen die verdiente Ohrfeige erteilt und ich bin starr vor Entsetzen. — Später von mir zur Rechenschaft gestellt, sagte der Bursche, man müsse den Juden überall handgreiflich zeigen, daß sie uns zuwider sind, ihnen den Aufenthalt bei uns verleiden so lange, bis sie davonziehen. Alle, die es hörten, stimmten ihm lebhaft bei. Ich glaubte, vor Scham versinken zu müssen über solche Gassenbüberei unserer Jugend.

„Stephan," versetzte ich hierauf, „Roheit und Übermut hat's immer gegeben, und die Flegeljahre sind doch nichts Neues! Derlei hat früher dein hochgemutes Herz nicht angefochten. Warum jetzt?"

Das Hündlein begann zu winseln, ganz leise, als bange es davor, einen Schmerz zu klagen, es wimmerte wie ein Kind.

„Wieder weh thut's halt, gelt?" sagte der Mann zärt-

Digitized by Google

lich zum Tiere, hob es langsam auf und legte es in seinen Arm. Da sah ich, der Hund war verwundet, hatte ein krankes Hinterbein, das war stark geschwollen. Stephan wusch die Wunde mit Sorgfalt, indem er zum Tier kosende Worte sagte und es streichelte. Dann wendete er essigsaure Thonerde an und machte einen Verband, nach welchem das Tier wieder ruhig wurde und den Pfleger mit treuem Aug anblickte.

„Wie bist du zu diesem Köter gekommen?" fragte ich ihn.

„Das will ich dir erzählen. Kannst du dich an die alte Hausiererin erinnern, die in der Stadt herumging und in den Speisehallen und Kaffeehäusern Zündwaren, Rauchzeug, Handspiegel, Hemdknöpfe, Hampelmänner und dergleichen Kram feilbot?"

„Das hagere Weib mit dem pechschwarzen Haar?"

„Und mit dem Hündlein, das die Gäste durch seine hohen Sprünge unterhielt, wenn ihm in zwei oder drei Metern Höhe ein Bissen vorgehalten wurde —"

„Und welches mit einem Körbchen in der Schnauze für seine bescheidenen Kunststücke absammeln ging! Ist das dieser Hund? Hast du ihn gekauft?"

„Geerbt."

„Ist die Alte gestorben?"

„So etwas Ähnliches," sagte Stephan und setzte mit lebhafter Ironie bei: „Du, denke dir, diese Person, das war eine Hexe! Der sind die Kinder nachgelaufen wie jenem Rattenfänger. In einem Vorort draußen beim

Digitized by Google

Wasser ist eins in Verlust geraten. Glaubwürdige Leute haben ausgesagt, die Hausirerin sei in einem verlassenen Ziegelbrennerofen gesessen und habe aus einer silbernen Schale Christenblut getrunken. Als sie hierauf wieder gesehen wurde mit ihrem Warentrühlein und ihrem Hunde, und als sie ein Liedel gesungen hat, da sind ihr wieder Kinder nachgelaufen, aber auch Erwachsene, gebildete Leute darunter, und haben gerufen: Da ist sie! Fangt sie ab! Räumt sie weg! — So haben sie die alte Person durch viele Gassen gehetzt. Ich begegne der lärmenden Rotte, die Alte keucht einher und will schon zusammenbrechen. Das Hündlein umkreist sie mit angstvollem Gebell, da wird es von einem wilden Gesellen erfaßt und mit abscheulichem Fluch an die Wand eines Hauses geschleudert. Es fällt zu Boden und bleibt zuckend liegen auf dem Pflaster. Wie sie auch an die Greisin Hand anlegen wollen, stürze ich mich in den Knäuel und will abwehren. Da packt mich einer und wirft mich hin, daß ich gerade neben dem Hunde zu liegen komme. Als ich mich aufzuraffen vermag, ist der Trubel davon. Wenige Tage darauf ist die Alte gestorben. — Nun, und das schwerverwundete Tier ist mir geblieben zum Vermächtnis. — Mein Freund", schloß er, „seit diesem Tage habe ich genug. Es ist alles umsonst, ich sage dir, es ist alles umsonst. Bestien sind sie. — —"

So, das wollte ich erzählen vom guten armen Stephan. Natürlich haben sie ihn verhöhnt: der Weltverbesserer wäre auf den Hund gekommen. Er wendete sein Herz, dessen die Menschen nicht wert waren, dem Tiere zu. — Einzelnes mag übertrieben sein, was der Mann mir vorgestellt hat. Doch gestehe ich, daß man in dieser sonderbaren Zeit

Digitized by Google

manchmal ähnliche Anwandlungen haben kann. Alles trachtet, daß es beſſer werden ſoll auf der Welt, und derweil wird's immer ſchlechter mit dem Werte des Menſchen. Man wird mutlos. Glücklich noch der, welchem für ſein Bedürfnis, wohlzuthun, ein dankbarer Hund bleibt.

Digitized by Google

Es kann dir nichts geschehen!

Ich bin am Ende des Buches — Nur noch ein letztes Erinnern daran, daß uns allen, auch dem Ärmsten im Geiste, ein Anbild gegeben ist, das außerhalb der rohsinnlichen Welt steht.

Wir wissen, daß unter den Hochbildern der Menschenseele zum Beispiel die Freiheit steht, das Recht, die Nation, die Kunst, die Religion. Aber oft eins gegen das andere.

Die Religion verliert Anhänger in dem Verhältnisse, als man sich anderen Idealen zuwendet. Der glühende Socialdemokrat, der leidenschaftliche Nationale kann nicht noch dazu religiös sein, jedenfalls mangelt ihm hiefür das Bedürfnis; sein Gemüt wird ausgefüllt von anderen Vorstellungen, durch die er sich über den Alltag erhebt. Ich achte jedes Ideal, das den Menschen von seinem tierischen Ich befreit, aber es ist zu sagen, daß die Ideale nicht gleichwertig sind. Die socialen und politischen Ideale haben an und für sich keinen Wert, sie müßten ins Werk gesetzt werden. Der Nationalismus zum Beispiel gewinnt erst Bedeutung, wenn dem Gefühle, dem Worte die That folgt, wenn der Lobpreiser seiner Nation auch bereit ist, für sie zu arbeiten, zu leiden, seine persönlichen Vorteile, und wenn

Digitized by Google

es sein muß, sich selbst zu opfern. In diesem Falle steht das nationale Ideal so hoch, daß es nur noch von dem einen übertroffen wird: vom Menschheitsideal.

Da wir aber sehr armselige Wesen sind, täglich von Not und Unglück bedroht, in Selbstliebe und Mutlosigkeit befangen und von dem Bewußtsein der Nichtigkeit des Daseins gedrückt und gelähmt — so ist es eine Frage, ob die Ideale Freiheit, Volk, Kunst, Wahrheit u. s. w. auch stets vorhalten und uns in jeder Lebenslage eine Stütze sein können.

Das treueste aller Ideale ist nach meinen Erfahrungen und Erwägungen die Religion. In glücklichen Lebensstunden, wenn unsere Sinne herzhaft in die Welt sich verbeißen, tritt der religiöse Geist in den Hintergrund. Im Leide und in der Traurigkeit kommt er hervor mit seinem Troste und mit seiner himmlischen Kraft — und der Mensch, es mag ihn alles sonst verlassen und betrogen haben, bricht nicht zusammen. Es muß aber daran erinnert werden, daß die reine Religion hier gemeint ist, das Verlangen nach einer gütigen Gottheit, die von Ewigkeit zu Ewigkeit ist und keines ihrer Geschöpfe verliert, und die demütige Hingabe in diese Zuversicht.

Die Formreligion, die in kirchlichen Gebräuchen besteht, schon sie macht den Menschen in sinnlicher Einwirkung und im Genusse eines neuen Brotes glücklicher. Und erst die verinnerlichte Religion, die so sehr in das Menschengemüt übergegangen ist, daß sie keine sichtbaren Zeichen der unsichtbaren Gnade mehr braucht — sie versetzt den Menschen in jenes reine, unzerstörbare Glück und Gefestigtsein, bei dem Anzengrubers Steinklopfer sagt: „Es kann dir nichts geschehen!“

Digitized by Google

Mancher moderne Mensch weiß freilich kaum mehr, was das heißt: Religion haben. Und es ist ihm schwer deutlich zu machen, es fehlt ihm in seinem „Milieu“ das Bedürfnis hiefür, ja er — der erklärte Feind alles Aberglaubens — ist von dem Aberglauben befangen, „daß es nicht auf der Höhe der Zeit stehe,“ religiös zu sein. Er will in der Religion etwas dem Menschengeiste Unwürdiges finden, etwas „Altweibermäßiges“. Mit solchen Abfindungen beweist er sein Unvermögen, das auch nur annähernd zu ahnen, was ich meine.

Es giebt auch eine Art, die einen Gott, oder die Götter leugnet, und lediglich ethische Philosophie ist. Die meine ich nicht. Ethik ist nicht Religion. Alles, was da einen weltlichen Zweck verfolgt, was da rundweg beweisen will oder rundweg leugnet, hat mit Religion nichts zu thun. Die Grundstimmung der Religion ist Demut. Wir sind klein und ohnmächtig, wir können im Grund nichts beweisen und nichts, was uns beeinflußt, ableugnen, wir können nichts anderes thun, als uns dem hingeben und vertrauen, von dem wir kommen und in dem wir sind. — Wir von heute halten ja so viel auf Wahrheit. Gut. Daß wir nichts vermögen und arme Kreaturen sind, das ist die reine Wahrheit. Bleibt mir weg mit euren „Errungenschaften“, solange nicht einer unserer Wünsche gestillt, nicht eine unserer Hoffnungen erfüllt ist! Ich meine jene Wünsche und jene Hoffnungen, die sich auf unser inneres Glück, auf die reine Freude des Daseins beziehen. Geht mir weg mit eurer Theorie, daß es unsere einzige Aufgabe sei, „fortzuschreiten“. Eine notwendige Entwickelung besorgt die Natur schon selbst. Man kann aber innerhalb der Natur unnatürlich

Digitized by Google

sein, und das sind wir, wenn wir essen, ohne Hunger zu haben, wenn wir uns anstrengen, Bedürfnisse zu haben, von denen unsere Natur bisher nichts wußte. Der Mensch hat durchaus keine andere Aufgabe, als irgend ein anderes Geschöpf: er soll sich des Seins freuen. Aber er hat größere Mittel, sich zu freuen, als andere Geschöpfe. Er hat die Fähigkeit, sich für seinesgleichen aufzuopfern, und in diesem freien Aufopfern befriedigt zu sein. Er hat die Fähigkeit, die Nichtigkeit dieser Lebensspanne einzusehen und in dieser Einsicht ruhig und hochgemut zu sein. Er hat die Fähigkeit, zu hoffen, in eine große Ewigkeit hineinzuhoffen, und in diesem Hoffen selig zu sein. Und alles geht darauf hinaus, sich zu freuen, daß er ist. — Er ist ohnmächtig, aber er ist. Er ist in Not und Leid, aber er ist. Die Ohnmacht bedeutet nichts, denn er ist ein Atom dessen, das allmächtig ist. Sein Leid bedeutet nichts, denn er schreitet durch dasselbe einer geistigen Vollkommenheit zu, die ihm klar macht, daß er eins ist mit dem Allseligen. —

Wenn einer so denkt, was wird ihm geschehen? — Lachen werden sie, die Unglücklichen, über dieses Denken eines Glücklichen, für den es keinen Tod giebt, obschon er täglich ein Dutzend Särge an seinem Fenster vorübertragen sieht; für den es keinen Selbstmord giebt, weil seine Wesenheit unzerstörbar ist. Und welch ein Hochmut, sagen sie, einer, der sich einbildet, unzerstörbar zu sein!

Ja, das ist — um wieder zur Hauptsache zu kommen — die Demut im Menschen und der Hochmut in Gott. Man nennt es Religion.

Religiöse Menschen begegnet man selten, oder vielmehr,

Digitized by Google

man merkt es ihnen nicht an. Die vor aller Welt religiös scheinen, sind es nicht, und die es sind, scheinen es nicht. Es giebt noch immer Leute, die niemandem was Böses zufügen, beim „Kampf ums Dasein" bescheiden in den Hintergrund treten, ihren Beruf schlicht und treu erfüllen, in ruhiger Seelenheiterkeit und Wohlwollen für die Mitmenschen dahin leben. — Man liebt solche Menschen und denkt nicht, daß sie religiös sind, weil sie's nicht ausrufen, weil sie ihre Gottesminne keusch verhüllen und der Welt nur die guten Früchte derselben bieten. Ich glaube, solch wirklich religiöse Menschen heute noch überall zu finden, in jedem Stande, beim Arbeiter so gut, wie beim Aristokraten, beim Manne der Wissenschaft so gut, wie beim Landmann. Denn Religion ist eine allgemeine, unausrottbare Naturanlage, ich möchte sagen ein Schutzorgan gegen die unendliche Trostlosigkeit dieses Lebens.

In der Menschheit — ja auch in der gegenwärtigen — giebt es einen unerschöpflichen Fonds von Güte, Zuversicht und Tapferkeit, der sich von keiner irdischen Widerwärtigkeit unterkriegen läßt, einen unendlichen Quell von Lebensdurst, von Sehnsucht nach Ganzheit und ewiger Glückseligkeit. Wie sollen wir denn diese Regungen nennen? — Sie sind zu groß, zu göttlich, um einen Namen zu tragen, den Menschenzungen aussprechen können. — Gut. Aber das eine wird man wohl wünschen dürfen, nämlich, daß solche Regungen stets geweckt, genährt und ausgebildet werden sollen. Schon einerseits, weil sie ja den Menschen besser machen, aber noch vielmehr, weil sie ihm eine Seligkeit verleihen, die nicht in Wissenschaft und nicht in Kunst, nicht in Freiheit, nicht in Gleichheit, nicht in Nationalität

Digitized by Google

und nicht im äußeren Kosmos überhaupt so gefunden werden kann.

Wenn die religiösen Naturanlagen ganz vernachlässigt werden, dann verkommen sie, dann löschen sie allmählich aus, und was zurückbleibt, das ist ein Homunkel, oder ein heilloses Wesen, das diesem „sinnlosen, thörichten“ Dasein durch Betäubung und Selbstmord zu entkommen trachtet. Denn auch ein solches Wesen ist immer noch nicht frei von metaphysischen, mystischen Vorstellungen — es glaubt, wenn dieses gegenwärtige Leben getilgt ist, dann wird es schlafen können, ewig bewußtlos schlafen und nichts mehr sein, was empfinden und leiden kann. Ich habe diese Vorstellung metaphysisch und mystisch genannt, weil sie den uns bekannten Naturgesetzen, unseren praktischen Denkformen ganz entgegengesetzt sind und so gleichsam nach unten hin eine Art von Religion ausmachen. Ewig nicht sein und nichts sein! Welch ein unnatürlicher Gedanke! Der Beweis für das ewige Nichtsein ist ja noch viel weniger zu erbringen, als der für das ewige Leben der Persönlichkeit. Für letzteres haben wir wenigstens ein annäherndes Beispiel: das Leben überhaupt, unser gegenwärtiges Leben, welches man sich nur in irgend einer Form fortgesetzt zu denken hat. Aber ein ewiges Nichtsein? Wo ist denn jemand, der nicht ist! — Ein Mensch, der gestern starb, ist allerdings heute für uns nicht mehr vorhanden, wir glauben auch davon überzeugt zu sein, daß derselbe Mensch in derselben Weise nirgends auf Erden vorhanden sein kann, weil er ja gestorben ist, und weil wir die Reste seines Wesens vor uns zerfallen sehen. Damit sind wir auch fertig mit unserer Weisheit. Was aber steht dem

Digitized by Google

alles gegenüber? Es steht ihm gegenüber in unserer Vorstellung ein unendlicher Raum, eine unendliche Zeit, wo und wann unter ewigen Veränderungen alles Leben leben muß, und wo und wann man sich nichts weniger vorstellen kann, als die Grenzen der Ewigkeit und des Universums. Es steht ihm gegenüber eine planmäßige Welt, in der alles im innersten Zusammenhang webt mit Vergangenheit und Zukunft. Es steht ihm gegenüber der unbändige Lebensdurst der Person, die alles als Schmerz empfindet, was das Leben beeinträchtigt, und alles als Lust, was es erhöht. Endlich steht ihm gegenüber die unausrottbare Sehnsucht des Menschen nach Vollkommenheit, nach immerwährendem Sein, das sich bewußt ist. Und am allersichersten steht dem Absterben eines Individuums gegenüber die Unmöglichkeit des Beweises, daß sein Ichbewußtsein mit der Auflösung seines zeitweiligen Körpers für immer aufgehört habe.

Aber ich weiß nicht, ob damit alles aufgezählt ist, was das ewige Leben einer Person unendlich wahrscheinlicher macht, als den ewigen Tod, von dem man sagt, daß er nach dem Absterben eines bestimmten Körpers plötzlich beginnen soll. Vielleicht sind gerade die wichtigsten Gründe für ein ewiges Leben hier noch gar nicht berührt. Vielleicht sind für die wichtigsten Gründe Geist und Sprache unzulänglich, so daß sie nur in unserem ahnenden Herzen walten können.

Denn Religion kann man nicht sagen, nicht thun, man muß sie haben. Sie besteht nicht in Gedanken, nicht in Leistungen, sondern in der persönlichen Eigenschaft. Und darum sollte man von ihr eigentlich nicht so viel sprechen, als ich in diesem Buche gesprochen habe.

Digitized by Google

Es verlangt mich nur manchmal lebhaft, uns zu erinnern an die Elemente unzerstörbarer Seligkeit, die in uns ruhen, bei den einen mehr, bei den anderen weniger ausgebildet, bei dritten fast ganz versunken unter den Wünschen und Bestrebungen eines flüchtigen Tages. Es verlangt mich zu sagen, daß keiner unserer seelischen Werte so bedeutungsvoll für uns ist, als das religiöse Herz. — Mir ward Gelegenheit, zwischen den tausend und aber tausend von Scheinreligiösen wahrhaft religiöse Gemüter kennen zu lernen. Ich kann mir nichts Edleres denken, als einen Menschen, der schlicht und anspruchslos, strenge und gewissenhaft seine dermalige Lebensaufgabe erfüllt, weil er weiß, daß sie zum Ausbaue der Himmelsleiter notwendig ist; der sich freut an seinen irdischen Leistungen, ohne ihnen seine ganze Seele gefangen zu geben; der die Freuden des Lebens mit Dankbarkeit genießt, aber auch Ungemach, Not und Leid hochgemut zu ertragen weiß, der allen Widersachern gleichmütig aus dem Wege geht, oder ihnen haßlos steht, weil er sich sagt, daß auch er irrt, oder daß derlei ihn reinigen und für höhere Ziele stählen soll. Er kennt keinen Schrecken und keine Furcht, denn es kann ihm nichts geschehen — das äußerste, was ihm geschehen kann, ist sterben müssen, und gerade das ist seine Erneuung.

Ein solches Leben ist schön, gut und glücklich.

Und setzen wir nun den Fall: Es wäre nicht! Oder vielmehr, Gott und ewiges Leben wären zweifelhaft; müßte man nicht auch in diesem Falle eine Herzenseigenschaft achten, eine Seelenstimmung suchen, die uns schön, gut und glücklich machen kann? Hätte nicht auch dann noch die Religion wenigstens dasselbe Recht, gehegt und gepflegt

Digitized by Google

zu werden, wie etwa die Kunst, die ja auch hinfällig, oder wie die Wissenschaft, die ja auch zweifelhaft ist und gerade im Zweifel ihre Haupttriebfeder besitzt?

Gott bewahre uns nur vor der heute wieder drohenden Mode, religiös zu sein. Das Modechristentum hat die Quelle des Heils schon so oft mit Sand verschüttet, daß man wohl wünschen muß, die Leute sollen freimütig sagen, was sie meinen. Ein redlicher Atheist ist doch auch vor Gott tausendmal mehr wert, als ein gleißnerischer Christ. Denn, wie in diesen Betrachtungen vielfach angedeutet wurde, wer reinen und treuen Herzens in seiner Weise nach dem Hohen strebt, der steht an der Schwelle des Himmelreiches. Und indem er etwa in heißem Wissensdurst trotzig den Schleier zerreißt, um die Wahrheit zu sehen — steht die Gottheit vor ihm in einer so unermeßlichen Größe, Schönheit und Güte, daß der Mensch sein Zweifeln und Haschen vergißt und anbetend niedersinkt aufs Knie.

Digitized by Google

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Erdsegen

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes

Kulturroman von **Peter Rosegger**

425 Seiten 8°. 13. Tausend.

brosch. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—, Halbfr. M. 5.50.

Stimmen der Presse über das hervorragende Werk des berühmten steirischen Dichters:

Deutsche Welt. Berlin. ... Ich schätze diesen Rosegger'schen Kulturroman, dessen echt epische Wirkung durch die vertrauliche Briefform eher verstärkt als vermindert wird, in seiner künstlerischen Verschmelzung von Wahrheit und Anmut, von gemütvoller Zartheit und drastischer Derbheit, von Ernst und Humor, idyllischer Kleinmalerei und erhaben gestaltetem Weltbild für weitaus die kostbarste Gabe, die uns dieses Romanjahr geschenkt hat.

Das litterarische Echo. ... Trotz der Briefform ist die Handlung eine so fesselnde und festgefügte, daß man diesen Kulturroman den besten Schöpfungen unseres an Erfindung und Gestaltung doch so reichen Peter Rosegger beizählen kann.

Hamburger Fremdenblatt. ... Alle diese Menschen, die uns in ihrer unverfälschten Ursprünglichkeit vorgeführt werden, sind so lebendig gezeichnet und ihre Schicksale sind so — im besten Sinne — alltäglich, daß jedes einzelne dem Leser ans Herz wächst. Am meisten aber der Erzähler selbst, der Pseudo-Knecht mit dem warmen Herzen und dem tiefen Verständnis für das Volk und dies ist ja kein anderer als der Dichter selbst. Hier liegt ein in Wahrheit gediegenes Buch vor, das den Namen eines „Kulturromans" durchaus verdient.

Digitized by Google

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Gesamtausgaben.

FR. SPIELHAGEN

Sämtliche Romane

22 Bände broschiert Mark 58.—, eleg. geb. Leinen Mark 80.—.
Einzelbände broschiert Mark 3.—, gebunden Mark 4.—.

Peter Rosegger

Oktavausgabe
Band 1—20 brosch. à Mark 2.50, gebunden à Mark 3.70.
Band 21—30 brosch. à Mark 4.—, gebunden à Mark 5.20.

Prachtausgabe
6 Bände à Mark 7.50. Lexikon-Format, reich illustriert.

Miniaturausgabe
19 Bände à Mark 4.—. Elegante Geschenkbände.

Volksausgabe
2 Serien zu je 15 Bänden. Preis jeder Serie Mark 45.—.

Digitized by Google

Peter Roseggers
Schriften in steirischer Mundart.

Gesammtausgabe in drei Bänden.

Vor mehr als dreißig Jahren ist Peter Rosegger mit seinen ersten Dichtungen in steirischer Mundart in die Öffentlichkeit getreten. Die obersteirische Mundart war das ureigene Bereich des zu jener Zeit eben aus dem Volke hervorgegangenen jugendlichen Dichters. Die Ursprünglichkeit, die echte Volkstümlichkeit, die Waldfrische und Weltfreudigkeit, die Gemütstiefe und der Humor dieser Dichtungen wurden schon damals allgemein, soweit die Schriften drangen, anerkannt. — Als im Laufe der Jahre die mundartlichen Werke „Zither und Hackbrett", „Tannenharz und Fichtennadeln", sowie „Stoansteirisch" erschienen, steigerte sich die Anerkennung und, nachdem der Dichter persönlich seine steirischen Stücke in Nah und Fern zur Vorlesung brachte und auch andere Interpreten dieselben mit Geschick und Glück in stets weitere Kreise trugen, ergab sich die Notwendigkeit neuer Auflagen.

In Anbetracht dieser Thatsachen haben wir es unternommen, von Peter Roseggers Schriften in steirischer Mundart eine Gesammtausgabe zu veranstalten.

Dieselbe enthält nicht allein dasjenige, was die bisherigen Ausgaben: „Zither und Hackbrett", „Tannenharz und Fichtennadeln", „Stoansteirisch", erste und zweite Folge, in sich schlossen, sondern auch eine größere Anzahl neuerer Stücke, welche mittlerweile entstanden sind und die Zuneigung des Publikums gewonnen haben.

Die neue Ausgabe der Roseggerschen Schriften in steirischer Mundart erschien in drei Bänden, welche enthalten:

I. Band: **„Zither und Hackbrett"**, Dichtungen in gebundener Rede ernster und heiterer Art.

II. Band: **„Tannenharz und Fichtennadeln"**, Geschichten, Sagen, Märchen, biblische Übertragungen und Nachdichtungen humoristischer Art, ferner die „steirischi Londsgeschicht", Natur- und Volksschilderungen u. s. w.

III. Band: **„Stoansteirisch"**, heitere Stücke aller Art, die der Verfasser bei seinen Vorlesungen vorzutragen pflegt.

Die Schreibung der Mundart ist so gehalten, daß sie dem volkstümlichen Charakter vollkommen treu bleibt, ohne einem mit der steirischen Mundart nicht vertrauten Leser wesentliche Schwierigkeiten zu verursachen.

Preis broschiert je fl. 2.—, elegant gebunden je fl. 2.50.

Verlagsbuchhandlung „Leykam"

in Graz, Stempfergasse Nr. 4.

Digitized by Google

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Fr. Spielhagen's
Romane
Neue Folge

Fortsetzung der „Sämtlichen Romane".

à Band brosch. M. 3.—; eleg. geb. M. 4.—; in Halbfz. M. 4.60.

Bisher erschienen:

Band I. **Sonntagskind.** Roman. 6. Auflage.
„ II. **Stumme des Himmels.** Roman. 5. Auflage.
„ III. **Zum Zeitvertreib.** 6. Auflage. — **Hus.** 2. Auflage. Zwei Novellen.
„ IV. **Faustulus.** 6. Auflage. — **Herrin.** 6. Auflage. Zwei Novellen.
„ V. **Selbstgerecht.** 2. Auflage. — **Mesmerismus.** 5. Auflage. Zwei Novellen.

Selten dürften die neuesten Romane eines berühmten Schriftstellers, wie Spielhagen, zu ähnlich niedrigen Preisen und in gleicher solider Ausstattung geboten werden, wie hier.

Ein frohes Farbenspiel

Humoristische Plaudereien von **Otto Ernst.**

Auf Büttenpapier gedruckt mit Buchschmuck von Prof. Christiansen. 191 Seiten Kleinoctav. 4. Tausend.

Brosch. in farbigem Umschlag M. 2.50, elegant gebunden M. 3.50.

Inhalt:

Von Schiffahrt, Angst, Courage und dergl. — Der große Sonntag. — Flieh, auf, hinaus ins weite Land. — Von den Frauen. Eine verwegene Plauderei. — Wenn Kinder spielen. — Die Hosentaschen des Erasmus. — Asmodi oder Der hinkende Teufel im Theater. — Vom Essen und Trinken. Bekenntnisse einer schönen Seele. — Ernsthafte Predigt vom Commersieren. — Das Winterionenmärchen.

. . . . Für fröhliche Leute kann ich mir kein reizenderes Weihnachtsgeschenk denken, als dies kleine, geistessprühende Büchlein des fröhlich-ernsten Hamburgers Otto Ernst. Pfälzische Presse, Kaiserslautern.

Digitized by Google

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Neuigkeiten

Weihnachten 1900

Frei geboren

Roman von Friedrich Spielhagen

ca. 400 Seiten
brosch. M. 4.—
eleg. geb. M. 5.—

Dieser noch nirgends zuvor veröffentlichte Roman Spielhagens dürfte, was die psychologische Vertiefung des Charakters der Heldin anbelangt, zu den besten und vornehmsten Werken des Dichters zählen. Literarisch Gebildeten gewährt die Lektüre hohen Genuß.

Stimmen des Mittags

Neue Dichtungen von **Otto Ernst**

Mit Buchschmuck von Max Bernuth. Auf Büttenpapier gedruckt.

Eleg. brosch. M. 2.50, in Originalband M. 3.50.

Diesen Gedichten entströmt echteste Poesie. Sie legen von neuem Zeugnis ab von dem hervorragenden und vielseitigen Talente des Hamburger Dichters.

Interessenten stellt die Verlagshandlung einen illustrierten Verlagskatalog (mit Beiträgen d. Dichter) grat's und franco zur Verfügung.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 066463009

Digitized by Google